WILS
CLS
PT1337
.B53x
1907
bd.8

BIBLIOTHEK
DER
UNTERHALTUNG
UND DES
WISSENS

UNION
DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT
STUTTGART • BERLIN • LEIPZIG •

Aus der Bibliothek
von
Twin Cities Campus
REGENTS OF THE UNIVERSITY OF MINNESOTA
OMNIBUS ARTIBUS

Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von **Anzeigen** durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.**

Seidenstoffe, Foulards, Stickerei-

-Roben und Blousen auf Battist, Seide etc. zollfrei

Kataloge franko — Seidenstoff-Fabrik Union — Muster franko

Adolf Grieder & Cie., Kgl. Hofl., **Zürich.**

Zu haben in Drogerien u. Haushaltungsgeschäften.

Für Küche Haushalt, Badezimmer Laden, Hôtel, Restaurant ist

SAPONIA

ein vorzügliches Putz-u. Scheuermittel besonders für Gegenstände aus Email, Porzellan, Holz, Marmor, Glas etc.

Saponia-Werke in Offenbach a. M.

Zu haben in Drogerien u. Haushaltungsgeschäften.

COMBINAT.-HARMONIUMS mit wirklich. Pfeifenorgelklang. Katal. frc.
Selbstspiel-Harmon. von 250 M. an. **P. NEUSCHILD, WEIMAR, 7.**

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Zu Geschenken geeignete Gedicht-Sammlungen.

Rudolf v. Gottschall, Friedens- und Kriegsgedichte. 2. Auflage des „Janus". Elegant gebunden mit Goldschnitt 4 Mark 50 Pf.

Friedrich Hofmann, Nach fünfundfünfzig Jahren. Ausgewählte Gedichte. Elegant gebunden mit Goldschnitt 5 Mark 25 Pf.

E. Rittershaus, Neue Gedichte. 6. Auflage. Eleg. geb. mit Goldschnitt 5 Mark.

Leopold Schefer, Für Haus und Herz. Letzte Klänge. Herausgegeben von R. v. Gottschall. Elegant gebunden mit Goldschnitt 5 Mark 70 Pf.

E. Scherenberg, Gedichte. Gesamt-Ausgabe. 6. Auflage. Elegant gebunden mit Goldschnitt 6 Mark.

Ferdinand Stolle, Palmen des Friedens. Eine Mitgabe auf des Lebens Pilgerreise. Dichtungen. 5. Auflage. Eleg. geb. mit Goldschnitt 4 Mark 50 Pf.

Albert Traeger, Gedichte. 17. Auflage. Elegant gebunden mit Goldschnitt 5 Mark 50 Pf.

F. Vochazer, Gedichte. Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.

Ernst Ziel, Gedichte. 2. Auflage. Elegant gebunden mit Goldschnitt 5 Mk. 25 Pf.

Obige Gedicht-Sammlungen empfehlen wir als literarisch wertvolle Fest- und Gelegenheitsgeschenke.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Dr. Oetker's { **Backpulver,**
Vanillin-Zucker,
Pudding-Pulver

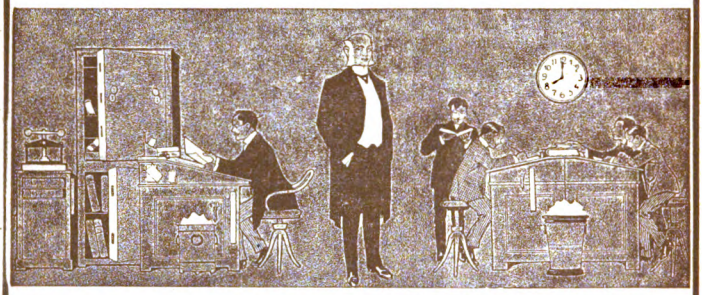
Millionenfach bewährt.

Auf Wunsch ein Backbuch gratis von

Dr. A. Oetker
Bielefeld.

à 10 ₰

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.



Ein wertvolles Buch für angehende Kaufleute ist:

Vom Stift zum Handelsherrn.

Empfohlen von Handelskammern und kaufmännischen Korporationen.

Ein deutsches Kaufmannsbuch.

Von **F. W. Stern.**

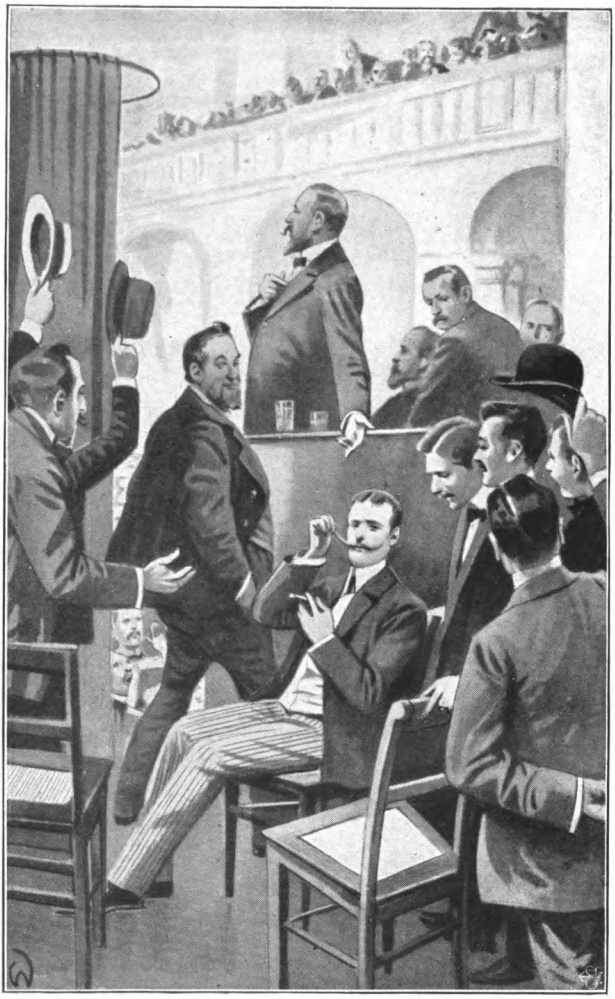
Elegant gebunden 5 Mark.

An Handelsschulen als Prämie und als Lese- und Lehrstoff eingeführt.

Ein Werk, wie es jungen Kaufleuten oder denjenigen, die sich dem Kaufmannsstande widmen wollen, noch nicht geboten wurde. Es enthält in **erzählender** und **unterhaltender Form** den gesamten Entwicklungsgang des Kaufmanns von der Schule aus bis zur höchsten Stufe, zum Handelsherrn. In dem Werke ist eine Unmenge praktischer Erfahrungen sowie allgemeinen und besonderen Wissens mit jahrelangem eisernen Fleiß zusammengetragen, es ist aus der Praxis hervorgegangen und führt in alle Einzelheiten des kaufmännischen Geschäfts — praktische Kontorarbeiten, Kalkulation, Spedition, Statistik und Auskunftei, Buchhaltung, Wechsellehre, Kassenwesen und Warenkunde 2c. — mit der Klarheit einer persönlichen Anleitung ein. Der Leiter einer höheren Handelsschule schrieb nach Durchsicht: „Ich bin von dem Werke entzückt, weil es einen Studiengang wiedergibt, wie ihn jeder ordentliche Kaufmann durchlaufen sollte."

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
∞ Wissens ∞



Zu der Humoreske „Die Erstürmung der Festung Wartenburg“
von F. Clemens. (S. 70)
Originalzeichnung von Adolf Wald.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1907. Achter Band

Deutsches Haus,
ST. PAUL, MINN.

MDCCCXC

Stuttgart, Berlin, Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

439

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

411

WLS, CLS
ARR9160-1

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Eine Verbrecherehe. Roman von Friedrich Jacobsen (Fortsetzung) 5

Die Erstürmung der Festung Wartenburg. Humoreske von F. Clemens 58
Mit Illustrationen von Adolf Wald.

Im Yildizpalast. Bilder vom Sultanshofe. Von Reinhold Ortmann 75
Mit 9 Illustrationen.

Ein Irrtum. Novelle von Paul Cserna 91

Die kleinsten Fabrikanten der Welt. Etwas von der Hefe. Von Th. v. Wittembergk 156
Mit 8 Illustrationen.

In Monte Carlo. Ein Abenteuer auf der Hochzeitsreise. Von W. d'Ermite 173

Tigerjagden in Indien. Skizze von K. Wilberg . . . 193
Mit 5 Illustrationen.

Mannigfaltiges:

Köpenick in England 201

Neue Erfindungen:

I. Verstellbares Blumenschutzgitter „Flora". — Unkrauthaken mit Pflanzenspaten 205
Mit 2 Illustrationen.

II. Neue Fussantriebsvorrichtung für Nähmaschinen 206
Mit Illustration.

III. Gesundheitssaugapparat „Hera" 208
Mit Illustration.

Ein geheimnisvolles Ereignis im Berliner Schlosse . 209

Verkaufte Ehemänner 209

Seite

Künstliche Fischköder 211
Ein kaiserlicher Aprilscherz 213
Lombrosos Kriminalmuseum in Turin 214
Mit 2 Illustrationen.
Merkwürdige Trauringe 218
Wie hat ein fünfzigjähriger Mensch sein Leben verbracht und was hat er alles verzehrt? 220
Eine Schlange als Tischgenossin 220
Ohrensausen 221
Eine diplomatische Vorstellung 225
Schlagfertig 226
Das norwegische Königspaar als Skiläufer 226
Mit Illustration.
Von der Insel Samos 228
Roman und Wirklichkeit 229
Eine Kinderwärterin im Wespennest 229
Zurückgegeben 232
Die Dresdenerinnen und Leipzigerinnen 232
Des Mikados älteste Untertanin 232
Mit Illustration.
Franz Liszt im Verkehr mit Vornehmen 234
Ehemaliges Sklavenfutter — jetzt Millionärsspeise . 234
Die begrabene Bahnhofglocke 236
Merkwürdige Bäder 236
Ein Allerweltspatient 239
Die Zunge des Hundes 239
Abgetrumpft 240

Eine Verbrecherehe.

Roman von Friedrich Jacobsen.

▽ ▽

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Hugo blickte unruhig auf die Uhr und fuhr dann fort: „Also damals schickte mich dein Mann in die Welt hinaus, das heißt natürlich über das große Wasser, wo alle Vagabunden hingeschickt werden. Zum Glück gibt es drüben vorurteilsfreie Leute. Trage ich nicht einen anständigen Rock, Anna?“

Sie hatte sich jetzt auf einen Schemel hingekauert und sah mit der alten, neuerwachten Schwesterliebe zu ihm auf.

„Du siehst gut aus, Hugo,“ sagte sie herzlich. „Es kann dir nicht schlecht gegangen sein.“

„Gut oder schlecht, Anne, jedenfalls bin ich jetzt oben. Drüben trieb ich ärztliche Praxis und scherte mich den Teufel um die Gesetze — hier freilich müßte ich erst mein Examen nachholen.“

„Und du bleibst bei uns?“

Wieder flog sein Blick blitzschnell nach der Uhr. Es war fast neun. „Mit dem Zehnuhrzug kommt dein Mann, nicht wahr?“

„Woher weißt du das?“

„Du bist doch die Nacht über nicht allein —“

„Er kommt vielleicht,“ sagte Anna zögernd, „ich weiß es nicht.“

„Nun, gewöhnlich weiß eine junge Frau das ganz genau. Dann kannst du wohl auch nicht sagen, wie er mich empfangen würde?"

Anna schwieg, und Hugo deutete mit dem Arm nach der Tür.

„So würde er mich aufnehmen, Anne! Ich kenne diesen kaltherzigen Egoisten. Hat er noch immer das bewußte Papier, mit dem er seine Freiheit von dem Familienlumpen erkaufen will?"

„Ich glaube, er hat es noch," sagte Anna wieder leise und zaghaft.

„Das heißt, du weißt es bestimmt."

„Er spricht nicht darüber, indessen — ja, er hat es noch. Einmal bat ich ihn, den Wechsel zu vernichten, aber ich werde niemals diesen Versuch wiederholen."

Die Augen der jungen Frau blitzten zornig in der Erinnerung an jene schroffe Weigerung, mit der Ludwig Rawen ein für allemal jede Erörterung über seinen Schwager abgeschnitten hatte.

Hugo, der in diesem kurz bemessenen Zeitraum alle Sinne gespannt hielt, nahm sofort seinen Vorteil wahr. Aber er sprang dabei scheinbar vom Thema ab. „Ich kann es mir denken," sagte er gedämpft, „Ludwig wird dich in seiner bekannten Weise behandelt haben. Ich bedaure dich, Schwester, aber es konnte wohl kaum anders kommen. Die Ehe eines alternden und grämlichen Mannes mit einem schönen jungen Weibe läuft niemals glücklich aus."

Dieser Moment entschied über das Schicksal Anna Rawens. Wenn sie der Wahrheit die Ehre geben wollte, dann mußte sie jetzt ihren Gatten in Schutz nehmen, und sie mußte bekennen, daß Ludwig alles getan hatte, was in seinen Kräften stand, um den Unterschied im Alter und Temperament auszugleichen.

Aber sie schwieg.

Hugo sprach mit seinem frivolen Lächeln weiter: „Sag, Anne, hast du denn keine Menschenseele, die dich voll und ganz versteht, keinen Freund, dem du dein Leid in einsamen Stunden klagen kannst? Sieh, Kind, ich bin in der Welt herumgeworfen worden, und ich habe es erfahren, daß die Ehe eine Farce ist. Sollte meine reizende Schwester die Männer so wenig fesseln, daß nicht einer bereit wäre, mit dir —"

Anna richtete sich hastig auf. „Du bist ein leichtsinniger Mensch! Ich habe Anbeter genug — wenn ich will, an jedem Finger einen. Aber es darf mir keiner zu nahe treten. Der einzige wirkliche Freund, den ich besitze — o Hugo, der ist auch ein Freund meines Mannes!"

„Natürlich, Anne, so ist es ja immer! Aber du erwartest ihn doch in Ludwigs Abwesenheit, du hast es wenigstens für möglich gehalten, daß er gerade jetzt kommen würde! Närrchen, soll ich dir denn zum zweiten Male sagen, daß deine Ehe in meinen Augen Luft ist? Wir beide stehen zusammen gegen den Feind unserer Familie, von mir wird Ludwig niemals erfahren, daß seine Sklavin begonnen hat, an ihren Ketten zu reißen."

Er stand auf und griff nach seinem Hut, während Anna ihn erschrocken anblickte. Sie wollte sich wehren gegen alles, was er gesagt hatte, aber ihre Verwirrung war zu groß, und der scheinbare Aufbruch des Bruders lenkte ihre Gedanken in andere Bahnen.

„Du willst fort, Hugo?" fragte sie und legte die Hand auf seinen Arm.

Die Bewegung, wie er an die Stirn griff und durch das Fenster in die Nacht blickte, war eines Schauspielers nicht unwürdig. Dabei schlug ihm das Herz

bis an die Kehle, denn er hatte nur noch drei Viertelstunden für die Ausführung seines Planes übrig, und in dieser kurzen Zeitspanne mußte noch vieles geschehen.

Dennoch sprach er langsam, denn so brachte es seine Rolle mit sich: „Ich muß — Anna," sagte er schmerzlich. „Das Schiff, welches mich nach Amerika zurückbringt, geht morgen früh. Erst vor wenigen Tagen bin ich herübergekommen, ich hatte alle meine Verbindungen drüben gelöst, die Sehnsucht nach der Heimat war zu mächtig in meiner Seele geworden. Vaters Grab — — dann die einzige Schwester! Und ich will es dir nur gestehen, Anne, ich kam mit einer großen Hoffnung. Die Zeit mildert ja alles, warum sollte sie ihren Einfluß auf meinen Schwager gänzlich verloren haben? Er wird nicht hart sein, dachte ich, er wird mir dieses furchtbare Zeugnis einer Jugendverirrung herausgeben, ich kann es vernichten und in meinem Vaterlande als geachteter Mann leben. Deine Worte, alles was ich hier gesehen und erfahren habe, zerstören aber grausam meinen Heimatstraum, und ich muß abermals den Wanderstab in die Hand nehmen. Jetzt für immer, Anna. Die Hand, die ich dir reiche, ist die Hand eines Toten. Vielleicht wird die Verzweiflung ihr bald die Waffe zwischen die Finger drücken."

Er griff nochmals nach seinem Hut und streichelte die Dogge.

Annas Wesen hatte sich plötzlich verändert. Es schien ein Entschluß in ihr zu reifen, und sie trat zwischen den Bruder und die Tür, obwohl Hugo noch gar keine Miene machte, das Zimmer zu verlassen.

„Das darf nicht geschehen!" sagte sie hastig. „Ich will dir helfen."

In seinen Augen blitzte es triumphierend auf, aber

er beherrschte sich und zuckte die Schultern. „Du, Anna? Wie willst du das anfangen?“

„Ich werde mit Ludwig sprechen.“

Da lachte er leise. „Wieder ein Beispiel, wie unpraktisch die Weiber sind! Du willst deinem Manne mitteilen, daß ich trotz meines Versprechens Deutschlands Boden betreten habe? Und dann willst du an seine Großmut appellieren? Weißt du, was geschehen wird, Kind? Er wird mich verhaften lassen und sofort die Anklage der schweren Urkundenfälschung gegen mich erheben. Es sind ja noch fünf Jahre, bis diese elende Sache verjährt. Wenn du keinen besseren Rat weißt, dann laß mich gehen — in einer halben Stunde schon kann mein schlimmster Feind zur Stelle sein.“

„Aber was soll ich denn tun, Hugo?“ fragte Anna händeringend.

Jetzt war der richtige Moment gekommen, und der schlau berechnende Mann benutzte ihn ohne Zögern.

„Ich muß unter allen Umständen den Wechsel haben,“ sagte er leise und rasch. „Seitdem ich Deutschlands Boden betrat, hängt meine Sicherheit von seinem Besitz ab. Du bist eine Frau und kannst das vielleicht nicht begreifen, aber es ist wirklich so. Wenn einem Menschen das Messer an der Kehle sitzt, Anna, dann wägt er nicht lange, sondern greift mit beiden Händen zu. Ich weiß, wo das Papier aufgehoben wird, und werde es mir selbst nehmen. Es liegt in dem kleinen Tresor im Privatkontor deines Mannes. Du hast auch einen Schlüssel dazu, Anna, und den mußt du mir geben. Es geht wahrhaftig nicht anders, denn du wirst doch nicht wollen, daß ich in meiner Verzweiflung einen Einbruch begehe!“

Dieses letzte Wort war genau abgewogen und verfehlte nicht seine Wirkung auf die junge Frau, denn

es wurde damit ausgesprochen, daß der angedeutete Plan ohne Verletzung der Gesetze ausgeführt werden sollte.

Wie das überhaupt möglich war, darüber machte sie sich keine Gedanken, ihr Erstaunen heftete sich vielmehr an die Frage, wie er das alles wissen konnte. Denn der bezeichnete Tresor war tatsächlich vorhanden; sie selbst besaß auch einen Schlüssel, weil sie ihre Schmucksachen darin aufzuheben pflegte, und es war zum mindesten wahrscheinlich, daß der kleine, vom Bankgewölbe vollkommen abgesonderte Schrank auch den Wechselbarg, denn Ludwig hatte die Gewohnheit, seine sämtlichen Privatpapiere darin zu verschließen.

Hugo ahnte sehr wohl, welche Gedanken seiner Schwester durch den Kopf gingen, und er suchte sofort zu verhindern, daß sie sich einer klaren und ruhigen Überlegung hingab. „Ich weiß das alles natürlich aus gelegentlichen Mitteilungen deines Mannes," sagte er auf gut Glück. „Wir waren ja bis zur Hochzeit ganz verwandtschaftlich miteinander. Gib mir nur den Schlüssel, Anna, ich stelle ihn dir morgen oder übermorgen wieder zu. Aber beeile dich, denn es ist gleich zehn Uhr, und wenn man um diese Zeit einen Fremden in der Wohnung beobachtet, dann könnte das ein schlimmes Licht auf dich werfen."

Es konnte in dieser letzten Äußerung eine versteckte Drohung liegen, denn Hugo war Zeuge davon gewesen, daß Anna einen Mann zu erwarten schien, der nicht ihr Gatte war.

Jedenfalls fügte sich die junge Frau jetzt willenlos dem Verlangen und trat an ihren Schreibtisch. „Hier ist der Schlüssel," sagte sie, „aber ich habe solche Angst, Hugo —"

Als er danach griff, war sein Wesen vollständig

verändert. Er wurde wieder der harmlose und liebenswürdige Mensch, als den Anna ihn in der Erinnerung trug, und der stets ihr guter Kamerad gewesen war.

„Dank, Anne," sagte er und küßte seine Schwester herzlich auf den Mund. „Angst, Kind? Wovor denn, Närrchen? Wenn ich meinem Herrn Schwager einen kleinen Possen spiele und mir mein Eigentum wieder hole, so ist das ein ausgezeichneter Spaß, weiter nichts. Du sollst ja keine Hand darum rühren, es geht alles ganz glatt und leicht. Wenn aber Ludwig gelegentlich den Wechsel hervorsuchen will und findet ihn nicht mehr, dann denkt er wahrscheinlich, daß er ihn verlegt hat, und die ganze dumme Geschichte ist nichts als ein Traum gewesen."

Er winkte noch einmal mit der Hand und verschwand, von der Dogge begleitet, durch die Tür.

Die Stutzuhr auf dem Kamin schlug eben zehn.

* * *

Dieser Tag war für Heinz Dubois sehr unruhig verlaufen.

Als er die Morgenpost öffnete, fand sich unter den Eingängen ein großer Brief, dessen Adresse mit Maschinenschrift geschrieben war.

Obwohl das nicht selten vorkam, so berührte es ihn doch eigentümlich, denn er glaubte, so sonderbar das war, die Art der Buchstaben zu erkennen und obendrein ein ganz absonderliches Parfüm zu bemerken.

Er riß hastig den Umschlag herunter, und da fielen ihm mehrere lose Blätter entgegen. Es war das Original seines letzten Diktats und die saubere Übertragung in Maschinenschrift. Daneben lag ein kleiner Zettel von Marions eigener Hand.

„Plötzlich eingetretene Umstände zwingen mich,

unseren Vertrag einseitig zu lösen. Verzeihen Sie mir mein Unrecht — ich hätte niemals mit Ihnen in Verbindung treten sollen. Aber das Schicksal ist stärker als der Wille des Menschen. Möge das Werk für Sie so glücklich enden, wie es für mich glücklich begann."

Der Zettel trug keine Unterschrift, aber er kam natürlich von Marion. Heinz hätte das auch ohne den Inhalt gewußt, denn so und nicht anders mußte diese schlanke Mädchenhand schreiben, die er niemals etwas anderes als krause, unverständliche Zeichen hatte machen sehen.

Aber so schrieb wiederum nicht eine gewöhnliche Stenographistin, die ihre mechanische Kunst lediglich zum Broterwerb ausnutzt, sondern aus diesen wenigen Zeilen redete das Herz eines Weibes, das sich mit Leid von einer geistigen Beziehung loslöst.

Dubois legte unmutig die Papiere in seinen Schreibtisch und entwarf sofort eine Anzeige, durch die er nunmehr einen männlichen Stenographen suchte. Diese Sache war für ihn zu fade, er war ganz einfach genarrt worden und wollte sich nicht mehr mit weiblichen Launen abgeben.

Aber so leicht ging das nicht mit dem „Zu-Ende-sein".

Als die Zeit herankam, wo er sonst Marions Eintreffen zu erwarten pflegte, wurde er unruhig und verriet sich sogar seinem Bureauvorsteher durch die Frage, ob jener nichts von dem „Tippfräulein" gesehen habe. Hinterdrein ärgerte er sich darüber, denn die Sache war ja endgültig aus.

Dann, gegen Mittag, war die Droschke vorgefahren, die Frau Anna Rawen auf den Bahnhof bringen sollte.

Heinz sah die Freundin einsteigen und ging hinunter, um sich von ihr zu verabschieden. Er traf auch

Ludwig am Wagenschlag und war Zeuge, wie die Eheleute miteinander besprachen, daß Rawen die Nacht in Hamburg zurückbleiben werde.

Dann reichte er der jungen Frau die Hand, und sie zog extra den Handschuh aus, denn Heinz liebte durchaus nicht einen „ledernen Gruß" — es war alles wie sonst, aber Anna und Ludwig hatten den Eindruck, daß es dennoch anders war. Heinz schien überaus zerstreut zu sein. —

Als Heinz Nachmittags in seinem Arbeitskabinett saß, kam Petersen herein.

„Herr Doktor wollten doch wissen, ob ich das Fräulein gesehen hätte," sagte er. „Die ist soeben aus dem Hause gegangen. Sie muß wohl unten bei dem Herrn Konsul im Geschäft gewesen sein."

Heinz hatte Mühe, seine Überraschung zu unterdrücken. „Es ist gut — ich danke," entgegnete er und beugte sich wieder über die Akten. Aber als der Mann sich zurückgezogen hatte, da litt es ihn nicht mehr bei der Arbeit.

Er ging hinunter und traf seinen Freund im Privatkontor.

Dieser kleine Raum lag nach dem Hofe, und das Fenster war nicht vergittert. Rawen hatte das nie für nötig gehalten, denn das feuer- und diebssichere Kassengewölbe wurde von dem Kontor durch eine schwere eiserne Tür getrennt, und überdies stand Iwans Hütte im Hofe.

Jetzt freilich war die Dogge nicht da, und wer den Hofraum etwa bei Nacht betreten wollte, dem war das durch die Lage der Gebäulichkeiten nicht allzu schwer gemacht.

Dieser Gedanke fuhr Heinz unwillkürlich durch den Kopf, als er den kleinen, aber sehr soliden Geldschrank

erblickte, in dem die dreihunderttausend Mark seines Kieler Klienten auf ein paar Tage untergebracht waren. Die Konstruktion und Panzerung dieses Tresors hatte ja ihre großen Vorzüge, aber wenn man den vierbeinigen Wächter in Abzug brachte, dann lag das Geld fast so sicher oben bei ihm wie hier unten.

Indessen war Heinz nicht dieser Sache wegen gekommen.

Rawen hatte das Hauptbuch vor sich liegen und schien in Rechnen vertieft zu sein; sein ohnehin etwas leidendes Gesicht hatte einen fast grämlichen Ausdruck, und als er dem Freunde die Hand reichte, fühlten sich seine Finger kalt und feucht an.

„Kommst du in Geschäften?" fragte er.

„Nein," entgegnete Heinz etwas befangen, „nur in einer Privatangelegenheit. Entschuldige meine Neugier — war nicht vorhin eine junge Dame bei dir?"

„Ja."

„Nach der Behauptung meines Bureauvorstehers muß es die von mir engagierte Stenographistin gewesen sein — du weißt ja wohl, ein Fräulein Blanchard. Sie hat mir plötzlich schriftlich gekündigt, und zwar in etwas auffälliger Weise. War sie bei dir, um etwa Erkundigungen über mich einzuziehen?"

„Nein," sagte Rawen erstaunt, „von dir ist gar nicht die Rede gewesen. Aber ihr Benehmen war dennoch sonderbar. Sie wünschte mich hier in diesem Kontor unter vier Augen zu sprechen — und was war's schließlich? Sie hatte ein kleines Wertpapier zu verkaufen, und als ich ihr den niedrigen Kurs mitteilte, ging sie unverrichteter Sache wieder von dannen. Kannst du dir daraus einen Vers machen?"

„Vielleicht ist sie in Not und schämte sich vor dem Personal."

„Wer in Not ist, der verkauft auf alle Fälle."

Sie schwiegen beide einige Sekunden, dann änderte Heinz das Gesprächsthema.

„Du siehst nicht gut aus, Ludwig. Fehlt dir etwas?"

„Ich kann die Hitze nicht vertragen."

„Dann würde ich an deiner Stelle aufs Land hinausfahren."

Ludwig seufzte. „Morgen vielleicht. Heute wird es nicht möglich sein. Diese verwünschte Baisse, die plötzlich an der Börse eingetreten ist, macht mir Sorge."

„Bist du engagiert?"

„Mehr als mir lieb ist."

Heinz merkte wohl, daß er zur Unzeit gekommen war. Er hatte eigentlich seinen Freund um Herausgabe des Geldes bitten wollen, obwohl die Zeit zum Ankauf der Konsols noch nicht gekommen war, aber nun erwähnte er nichts von dieser Angelegenheit.

Ludwig Rawen schien momentan mit geschäftlichen Schwierigkeiten zu kämpfen zu haben, wie sie bei jedem Bankier einmal eintreten können, und da erschien es zum mindesten unzart, plötzlich und ohne ersichtlichen Grund ein anvertrautes Gut zurückzufordern.

So schieden die beiden voneinander, und Heinz kehrte wieder mit seinen Gedanken zu Marion zurück. Wenn er aufrichtig gegen sich sein wollte, so hatte er den ganzen Tag über nichts weiter getan.

Vielleicht war sie in Not? Der Versuch, das Papier zu verkaufen, ließ wenigstens darauf schließen. Vielleicht hatte sie sogar einen Teil ihrer Garderobe versetzen müssen und schämte sich, in einer ärmlichen Hülle zu erscheinen? Und dabei war sie doch zu stolz, um sich einen Vorschuß zu erbitten oder wenigstens die Bezahlung der bereits geleisteten Arbeit zu fordern.

Es fiel dem Rechtsanwalt schwer auf die Seele,

daß zwischen ihm und Marion überhaupt von Bezahlung noch gar nicht die Rede gewesen war. Aber dieses seltsame Weib machte einen so vornehmen Eindruck, daß alle rein geschäftlichen Abmachungen darüber in den Hintergrund traten.

Wo sie nur wohnen mochte?

Heinz ging schließlich sogar auf die Polizei und erkundigte sich nach der Adresse von Marion Blanchard. Er erfuhr auch, daß eine junge Stenographistin dieses Namens von dem Althändler Müller in der Kleinen Bäckerstraße angemeldet sei, und fuhr sofort mit einer Droschke in die ihm sonst ziemlich unbekannte Gegend.

Als er den düsteren Hof durchschritt, wurde seine Stimmung immer gedrückter. Er hatte sich's ja vorstellen können, daß ein junges alleinstehendes Mädchen, das von seiner Hände Arbeit lebte, nicht in einer Villa wohnen könne, aber die ärmliche Umgebung fiel ihm doch auf die Nerven, und der Anblick von Frau Müller war auch nicht gerade sehr erhebend.

„Fräulein Blanchard?" sagte das Weib auf seine Frage. „Na, ich will nix dagegen haben, wenn der Herr von einem Fräulein redet, aber die ist seit heute mittag mit ihrem Liebsten auf und davon."

Heinz war starr. „Die junge Dame ist fort?"

„Jawohl, heute mittag ist die junge Dame von einem feinen Herrn in der Droschke abgeholt worden, und die Schreibmaschine ist dem Vermieter zurückgeschickt worden. Bezahlt haben sie auch, es geht alles in Ordnung, und wenn das Fräulein vielleicht zwei Liebste gehabt hat, so ist das ja wohl auch in der Ordnung."

Klapp, war die Tür zu, und Heinz Dubois murmelte etwas, was ihm eine schwere Privatklage hätte einbringen können.

Er war in fürchterlicher Stimmung.

Diese Sache hatte so poetisch und geheimnisvoll begonnen, und sie endete so platt, so alltäglich!

Heinz mochte heute seine Wohnung nicht mehr sehen, den Schreibtisch, an dem er ihr seine besten und edelsten Gedanken vertraut hatte, den Sessel, in den sich ihre schlanke Gestalt so traulich hineinschmiegte.

Er mochte auch nicht mit Freunden zusammen sein, die nach Art der Junggesellenstammtische sich unterhielten. Er begab sich nach einem entlegenen Austernkeller, wo er sicher sein durfte, allein zu bleiben, und dort, bei einer Flasche altem Burgunder, stieg vielleicht zum ersten Male in seinem Leben die Gestalt eines anderen Weibes in verändertem Licht vor seiner Seele auf.

Anna Rawen, seine gute Freundin.

Wenn wir etwas Häßliches gesehen haben oder gesehen zu haben wähnen, dann quillt die Sehnsucht nach der Schönheit in unserem Herzen empor; wenn der Schmutz des Gassenlebens die Füße besudelte, dann suchen unsere Augen nach dem Urbild der Reinheit, und wir finden es in den Augen eines Weibes, dem der häusliche Herd die rechte Würde verleiht.

Was würde sie wohl gesagt haben?

Es war ein törichter Gedanke, aber Heinz wünschte sich in dieser Stunde nach der Villa draußen im Grünen, wo Anna Rawen jetzt am Fenster sitzen und den Frieden des Abends genießen mochte. Ja, er erwog sogar die Möglichkeit, noch heute hinauszufahren und die junge Frau in ihrem Sommerheim zu begrüßen.

Aber dann lächelte er über diese Knabenidee.

Die Sitten der Welt sind wunderlich; man kann einer verheirateten Frau zu jeder Tagesstunde Gesellschaft leisten, auch wenn der Gatte nicht daheim ist,

legt man aber diese Stunde in eine Zeit, wo der Philister an die Nachtruhe denkt, ist es ein Verbrechen gegen die Gesellschaft, das sie mit Klatsch und Verleumdung straft.

* * *

Ludwig Rawen pflegte sonst um sechs Uhr mit seinem Bankgeschäft auch die Tagesarbeit zu schließen und den Abend entweder daheim oder bei seinen Freunden zu verbringen; aber heute blieb er weit über die gewohnte Zeit und beschäftigte sich mit der Revision seiner Bücher.

Er konnte im großen und ganzen zufrieden sein, denn die Geschäfte wickelten sich im gleichmäßigen Tempo ab, und wenn noch ein paar Jahre vergingen, dann war er nicht nur wie heute ein wohlhabender, sondern vielleicht ein reicher Mann.

Gewagte Spekulationen, Verluste und Krisen kamen selten vor, aber sie liefen doch bisweilen mit unter, und die heute an der Börse unerwartet eingetretene Baisse machte dem Bankier einige Kopfschmerzen.

Nun, sie konnte ihn selbst im schlimmsten Falle nicht ruinieren, aber eine empfindliche Einbuße gehörte doch zu den Möglichkeiten, und Ludwig Rawen beschäftigte sich vielleicht zum ersten Male mit dem Gedanken, wie es denn werden würde, wenn das Schicksal noch in anderer Weise die Hand nach ihm ausstrecken sollte.

Er gehörte nicht zu den besonders kräftigen Naturen und stammte auch keineswegs aus einer langlebigen Familie; das Ende konnte einmal ganz plötzlich eintreten, und dann stand Anna vollkommen einsam in der Welt.

Der Vater tot, der Bruder ein verbannter und verschollener Lump, und nicht einmal das vorhanden, was

einer Witwe Trost und im Alter auch Stütze gewähren soll: Kinder.

Vielleicht war es gut so, denn nicht alle Frauen sind dazu bestimmt, Nachwuchs aufzuziehen; Anna war ein Weib mit liebebedürftigem Herzen, aber ihr fehlte wohl das selbstlose Wesen, dessen keine echte Mutter entraten kann.

Gerade deshalb hatte sie vielleicht für ledige Männer etwas besonders Anziehendes, denn der Junggesell ist fast immer geneigt, eine junge kinderlose Frau noch als Spielzeug und als Gegenstand des Tändelns zu betrachten. Nun, wenn Anna Rawen wirklich einmal in der Blüte ihrer Jahre allein stehen sollte, dann würde es ihr also sicherlich nicht an Bewerbern und Anbetern fehlen.

Der Gedanke hatte etwas Bitteres für den grübelnden Mann, aber er dachte aufrichtig genug, um sich selbst einen Teil der Schuld daran beizumessen, wenn seine Witwe dereinst keine „Verlassene" bleiben würde.

Der Unterschied des Alters und die Gegensätze der Charaktere, die Pedanterie gegenüber dem leichten Sinn, das Behagen am Alltäglichen gegenüber der Sehnsucht nach Wechsel: das waren alles Dinge, die es begreiflich machten, wenn Anna Rawen nicht mehr zu sein schien als die Herrin in ihres Mannes Hause.

In seinem Herzen wohl kaum.

Aber er schätzte sie und vertraute ihr unbedingt. Es war ihm deshalb nur bequem und behaglich, wenn Heinz Dubois die Rolle des Gesellschafters übernahm, wenn er die junge Frau mit allen Stadtneuigkeiten versorgte, wenn er Romane für sie aussuchte und sie am Flügel begleitete. Das waren lauter Dinge, die dem ernsten Geschäftsmanne fern lagen, und die er

dennoch hätte auf sich nehmen müssen, wenn nicht der Freund gewesen wäre.

Bisweilen — ja bisweilen war es freilich Ludwig fast zu viel mit dieser Hausfreundschaft geworden; es gab doch auch Stunden, wo der Gatte just ein Bedürfnis verspürte, mit seiner Frau allein zu sein; aber es lag ja auch nur eine einzige Treppe zwischen den beiden Wohnungen, und die Gastfreundschaft ist in der Hansastadt eine heilige Sache.

Die paar Sommermonate sollten dazu dienen, um allzu feste Fäden zu lockern und allzu lose wieder fester zu knüpfen. —

Es war schwül in dem engen Kontor. Konsul Rawen schloß sein Hauptbuch, legte die Schlösser vor das Kassengewölbe und ging hinauf in seine Wohnung. Er wollte zu Abend essen, sodann noch etwas arbeiten und sich zeitig ins Bett legen.

Aber da war ein ärgerliches Mißverständnis vorgekommen.

Das Mädchen, welches die Stadtwohnung hütete, hatte wohl angenommen, daß der Herr nach der Villa hinausgefahren sei; sie hatte die Korridortür abgeschlossen und war in die Nachbarschaft gegangen.

Ludwig besaß zwar auch einen Schlüssel, aber was sollte er in der leeren Wohnung beginnen, wenn niemand zu seiner Bedienung anwesend war?

Er stieg eine Treppe tiefer und schellte bei Dubois an. Sie konnten ja nun zusammen zum Stammtisch bei Pforte gehen. Aber die öffnende Haushälterin gab den Bescheid, daß der Herr Doktor im Laufe des Nachmittags ausgegangen und nicht zurückgekehrt wäre.

„Auch nicht zum Abendessen?“ fragte Rawen befremdet, da er die Gewohnheiten seines Freundes genau kannte.

„Nein, Herr Konsul. Ich bin selbst darüber ganz verwundert, aber das Essen steht noch unberührt."

Dann war er sicher bei Pforte; an eine andere Möglichkeit konnte gar nicht gedacht werden.

Die Stammecke war allerdings voll besetzt, und Polizeirat Steffens erzählte gerade eine höchst interessante Mordgeschichte. Aber der Platz von Heinz Dubois war leer. Rawen wurde als Strohwitwer mit Hallo empfangen und mußte die üblichen Neckereien über sich ergehen lassen, denn man wußte, daß seine Frau die Sommervilla heute bezogen hatte, und wunderte sich vielleicht im stillen, den Ehemann noch in Hamburg zu finden.

Von Heinz wußte keiner etwas. Steffens meinte zwar, er müsse ihn in einer Droschke gesehen haben — auf dem Wege nach dem Bahnhof. Aber er nannte nicht den Bahnhof und erzählte auch gleich weiter.

Rawen mochte nicht näher nachfragen, um keinen Verdacht zu erregen.

Dennoch überlief es ihn glühheiß.

Er entsann sich plötzlich, daß Heinz zur Verabschiedung Annas an den Wagen gekommen war, dort ein zerstreutes Wesen zur Schau getragen hatte, und es fiel ihm jetzt auch auf, unter welch nichtigem Vorwand der Rechtsanwalt sein Kontor betrat und bei dieser Gelegenheit auszuhorchen wußte, daß Ludwig bestimmt die Nacht in Hamburg zubringen werde. Und nun kam jene Fahrt nach dem Bahnhof, mit der Steffens, wenn auch nur in harmloser Neckerei, einen ganz Bestimmten gemeint haben mußte.

Rawen hatte sich einen Schoppen Wein kommen lassen, aber er blickte heimlich auf die Uhr. Es war jetzt gerade halb zehn; er konnte den letzten Zug noch recht gut erreichen.

Und plötzlich schützte er Kopfschmerzen vor, um aufzubrechen. Die Stammtischgenossen sahen ihm verwundert nach und waren einig darüber, daß der Konsul heute einen sehr aufgeregten Eindruck gemacht habe. Dann ging das Gespräch weiter, und Steffens erzählte, daß er dem Hochstapler aus dem „Hamburger Hof" auf der Spur wäre; aber der Kerl sei ihm vorläufig noch durch die Lappen gegangen.

* * *

Das Gewitter, welches noch vor einer Stunde als Wetterleuchten am Horizont lauerte, war dennoch heraufgekommen und hing drohend über der Villenkolonie.

Anna spürte es plötzlich, als sie lauschend am Fenster stand, bis die hinter Hugo zufallende Gartenpforte leise klirrte. Sie wartete darauf, daß Iwan, der seinem alten Herrn das Geleit gegeben hatte, zurückkehren werde, aber das Tier kam nicht, und die junge Frau geriet darüber in Sorge.

Sollte Hugo den Hund noch weiter mit sich genommen haben? Vielleicht bis zur Bahnstation, wo der Hamburger Zug eben einlaufen mußte? Sie vernahm gerade aus der Ferne sein Pfeifen.

Das wäre sehr unvorsichtig gewesen, denn es war doch immerhin möglich, daß Ludwig noch mit diesem Zuge kam, und dann konnte die Dogge leicht ein Zusammentreffen zwischen den beiden Schwägern veranlassen.

Wie die Verhältnisse nun einmal lagen, durfte das unter keinen Umständen stattfinden, wenigstens nicht jetzt, nicht heute.

Anna stand im Begriff, den ersten klaren Gedanken zu fassen, denn diese letzte Stunde war wie ein Traum an ihr vorübergegangen, da hörte sie den hellen, kurzen

Laut, mit dem Iwan einen Hausgenossen zu begrüßen pflegte.

Frau Bolten kehrte von ihrem nachbarlichen Besuch zurück. Anna sah sie durch den Garten gehen und hörte ihre mürrische Stimme auf den Hund einreden.

Gleich darauf betrat sie das Haus, und ohne anzuklopfen, die Stube. „Haben gnädige Frau die Haustür geöffnet?“ fragte sie hastig.

„Nein, Frau Bolten — wieso?“

„Das soll einer begreifen! Die Tür stand sperrangelweit offen, und Iwan trieb sich draußen vor dem Garten herum. Ich habe auch gesehen, daß —“

„Der Hund wird die Klinke niedergedrückt haben,“ sagte Anna rasch, weil sie gar nicht hören wollte, was jene gesehen hatte.

„Das kann er ja gar nicht, gnädige Frau. Sie wissen doch, wegen der Vorrichtung —“

Das war richtig, Anna hatte es nur vergessen. Um den Hund am eigenmächtigen Verlassen des Hauses zu hindern, hatte man eine Feder unter dem Drücker angebracht, die nur der Menschenhand nachgab. Anna sah sich daher auf einer Ungereimtheit ertappt, und das brachte sie noch mehr in Verwirrung.

„Dann muß ich doch wohl in Gedanken die Tür geöffnet haben,“ sagte sie. „Der Hund war so unruhig. Übrigens geht Sie das nichts an, Frau Bolten, Sie hätten lieber daheim bleiben und mich nicht allein lassen sollen.“

„Fritz ist ja da!“ verteidigte sich die Alte.

„Eben nicht. Ich habe ihn in die Stadt geschickt.“

Frau Bolten blickte ihre Herrin mißtrauisch von der Seite an. Sie war überhaupt etwas argwöhnischer Natur und witterte überall Unrat. Aber sie antwortete

nichts, sondern begab sich brummend in die Küche. Anna war wiederum allein.

Und jetzt kam die Unruhe erst recht über sie.

Das unerwartete Wiedersehen mit dem Bruder, auf dessen Seite sie von jeher gestanden hatte, seine Andeutungen, seine Pläne und sein Drängen hatten ihr zunächst jede vernünftige Überlegung geraubt; sie war ihm willenlos gefolgt, ohne sich die Einzelheiten klarzumachen. Aber jetzt, wo eine Entdeckung drohte, denn Frau Bolten mußte notwendig Verdacht hegen, jetzt wurde ihr plötzlich klar, was sie eigentlich angerichtet hatte.

Wenn sie ihrem Bruder einen Schlüssel zu dem Schranke gab, in dem ihre eigenen Wertsachen lagen, so war das schließlich ihre Sache; wenn Hugo sich unter Benutzung dieses Schlüssels einen Gegenstand aneignete, der ihm nach Annas Auffassung widerrechtlich oder zum mindesten grausam vorenthalten wurde, dann war das seine Sache. — Aber die Ausführung!!

Hugo konnte zu dem Tresor doch nur auf einem Wege gelangen, den die Gesetze verbieten, der zum mindesten häßlich und unmoralisch war, und den ein anständiger Mensch nicht einschlägt. Während jener stürmischen Verhandlung hatte die junge, leichtsinnige Frau das nicht überlegt, sie war durch die bitteren und aufreizenden Worte des Bruders gegen ihren Gatten aufgebracht worden, und nun stand sie da als eine Sünderin, als eine Verräterin, als der Bundesgenosse eines, wenn auch harmlosen Einbrechers!

Es wurde ihr himmelangst bei diesem Gedanken; sie riß das Fenster auf und lehnte sich hinaus, um Luft zu schöpfen.

Draußen war es schwül, und der Himmel von Wolken umhangen; ein dumpfes Grollen verkündete das Heran-

nahen des Gewitters, über dem dichten Buschwerk leuchtete bisweilen ein Blitz auf.

Und wie das schöne junge Weib so mit verwirrten Haaren und glühenden Wangen in dem hellbeleuchteten Rahmen des Fensters stand, machte sie den Eindruck einer Tieferregten — einer Schuldbewußten.

— — — — — — — — — — — — —

Konsul Rawen saß auf der kurzen Fahrt von Hamburg allein in seinem Abteil und konnte ungestört seinen Gedanken nachhängen.

Es kam unter dem einförmigen Rasseln der Räder zunächst nur einer, und dieser hing wohl mit dem Bewußtsein zusammen, daß die Wagen sich unerbittlich vorwärts bewegten und nicht mehr aufgehalten werden konnten.

Ludwig begann sich ein wenig zu schämen.

Gewiß, es stand ihm ja frei, das sommerliche Heim aufzusuchen, sobald er in der heißen Stadt nichts mehr zu tun hatte, und es war sogar eine ganz selbstverständliche Handlung; aber sie entsprang nicht dem natürlichen Verlangen der Menschen nach Heim und Herd, nicht der ebenso begreiflichen Sehnsucht des Mannes nach seinem Weibe.

Oder vielleicht doch?

In dem ersten Jahre der Ehe, als das kleine lauschige Nest für eine junge blühende Frau neu eingerichtet worden war, da hatten die Räder des Zuges nicht schnell genug um ihre Achse sich schwingen können, da war Ludwig Rawen mit klopfenden Pulsen in den warmen Sommerabend hinausgefahren, und das Brausen der großen Stadt war hinter ihm zusammengeschlagen wie die Brandung, die ein köstliches Eiland umgürtet.

Damals hatte er nicht nötig, zu erläutern, warum

er bisweilen unerwartet eintraf, und auch Anna, das warmblütige Rheinländer Kind, hatte ihn nicht erst lange danach gefragt.

Mußte es denn heute, nach fünf kurzen Jahren, schon so viel anders sein? —

Durch die Fenster des Zuges sah man hinein in die grünen Laubmassen jenseits des Bahnkörpers, und man sah überall die verstreuten Lichter aufblinken; es war noch keiner zur Ruhe gegangen, sie saßen alle bei geöffneten Fenstern und der verschleierten Lampe; nur wer jetzt draußen im dunklen Boskett herumschlich, der ging auf schlechten Wegen und hatte Unheil vollbracht oder er brütete über Frevel.

An der Haltestelle stieg außer dem Konsul Rawen kein Mensch aus. Tagsüber war der Verkehr wohl ziemlich belebt und erreichte gegen Abend, wenn die Villenbesitzer hinausfuhren, seine höchste Ziffer, aber um diese Stunde hatte der Stationsvorsteher fast nichts zu tun und begrüßte daher den ihm bekannten Bankier auf dem Bahnsteig.

„Noch so spät, Herr Konsul? Da wird sich Frau Gemahlin freuen.“

Rawen murmelte irgend eine Phrase und ging schnell durch die kleine Gitterpforte nach der Rückseite des Empfangsgebäudes. Es kam ihm fast vor, als ob der Beamte in einem etwas spöttischen Ton gesprochen hätte. Aber das war doch ganz unmöglich, wenn auch anderseits —

Leute, die nicht viel zu tun haben, bekümmern sich gerne um Dinge, die sie nichts angehen, und kleine Beamte mögen ja wohl heimlich dazu lachen, wenn in der Familie eines Reichen irgendwo ein Riß klafft.

Gleich hinter dem Bahnkörper begann das künstlich angelegte Wäldchen mit dem einzigen Wege und zwei

weit getrennten, müde brennenden Laternen; rechts und links war sehr dichtes Buschwerk mit der Zeit emporgewuchert, und man hatte schon immer davon gesprochen, es beseitigen zu lassen, denn die Nähe der Großstadt brachte allerhand Gesindel, das sich dort trefflich verbergen konnte.

Aber es war nie so weit gekommen.

Rawen kannte hier jeden Schritt und Tritt; er ging daher rasch in die Nacht hinein, denn das Gewitter über ihm drohte auszubrechen.

Da hörte er schnelle Tritte sich entgegenkommen.

Das mochte jemand sein, der noch den letzten Gegenzug nach Hamburg benutzen wollte. Rawen blieb unwillkürlich stehen, um ein unliebsames Zusammenrennen in der Dunkelheit zu vermeiden.

In demselben Moment machte auch der andere halt.

Das Aufzucken eines Blitzes beleuchtete auf eine Sekunde den Weg in ziemlicher Länge, und der Konsul sah etwa fünfzig Schritte vor sich einen dunkelgekleideten Mann in lauschender Haltung.

Das Gesicht vermochte er nicht zu erkennen, aber die schlanke, elastische Gestalt verriet jugendliches Alter und die Kleidung einen Angehörigen der besseren Stände.

Ein Stromer war das jedenfalls nicht.

So gut, wie Rawen den Fremden gesehen hatte, so gut mußte er selbst gesehen worden sein. Er ging weiter und erwartete in der wieder eingetretenen Dunkelheit jeden Moment die Begegnung.

Sie blieb aber aus, und statt dessen rauschte es seitwärts im Gebüsch.

Sollte das dennoch ein Überfall werden?

Ludwig blieb stehen, deckte sich den Rücken und faßte seinen Stock fester. Neben ihm knackte es abermals in

den Büschen, es schlich etwas um ihn herum oder von ihm fort — er konnte das nicht genau unterscheiden.

„Ist jemand da?" fragte er laut.

Keine Antwort. Die Schritte entfernten sich jetzt hastiger, der andere wollte offenbar ungesehen vorüber.

In diesem Augenblick bellte Iwan mit einem kurzen, winselnden Laut, und dem Konsul schoß das Blut in die Schläfen.

Das Bellen klang so nahe, daß der Hund Haus und Garten verlassen haben mußte. In diesem Falle aber hatte er auch den Fremden gewittert und mußte ihn nach seiner Gewohnheit stellen, wenn es — wirklich ein Fremder war.

Denn gerade wegen dieser gefährlichen Eigenschaft wurde das Tier so sorgfältig gehütet. Bei einem sehr guten Bekannten, bei einem — Hausfreunde benahm er sich natürlich ganz anders; den begrüßte er mit Wedeln, den begleitete er bis an die Grenze seines Gebiets, und dem galt wohl auch dieser winselnde Laut, der nicht für das Ohr des eigenen Herrn bestimmt war.

Ludwig Rawen hatte plötzlich seine ganze Ruhe wiedergewonnen.

Er achtete nicht darauf, daß der Regen niederzufallen begann, sondern ging langsam und gesenkten Hauptes seiner Wohnung entgegen.

Bisweilen schlug er mit dem Stock in das Gras neben dem Wege — das war alles.

Und dann betrat er den Garten, der ihm mit dem aufbrausenden Gewitterwind einen schweren Blütenduft entgegenwehte.

Das Schlafzimmer war dunkel, während die beiden Fenster der Wohnstube in hellem Licht strahlten. Das eine davon stand offen, und in dem Rahmen zeigte sich Annas schöne, noch immer mädchenhafte Gestalt; sie

lauschte hinaus in die Nacht, und das wirre Haar flog ihr um die heißen Wangen.

„Ich bin es!“ sagte Ludwig.

Er nannte nicht den Namen seines Weibes und hatte auch keinen Gruß auf den Lippen. Mit müden Schritten trat er in das Zimmer und legte seinen Hut auf den Tisch.

Anna zitterte so heftig, daß sie ihm kaum den Stock abnehmen konnte. Dabei vermied sie seinen Blick und entgegnete leise: „Ich hatte dich heute nicht mehr erwartet. Du bist naß?“

„Es ist kaum der Rede wert.“

Er schloß das Fenster gegen den jetzt hereinschlagenden Regen und ließ die Vorhänge nieder.

„Wo ist Iwan?“

„Er wird bei Frau Bolten in der Küche sein. Sie gibt ihm sein Futter.“

„So spät?“

„Sie war bis eben fort in der Nachbarschaft.“

„Und Fritz?“

„Ist er nicht mit dir gekommen?“ fragte Anna hastig. „Ich habe ihn nämlich in die Stadt geschickt, um meinen vergessenen Toilettenkasten zu holen.“

Ludwig lachte kurz auf. „Den pflegen Frauen sonst nicht zurückzulassen! Es tut mir leid deinetwegen, denn du brauchst ihn.“ Er streifte Annas verwirrte Frisur mit einem flüchtigen Blick und fuhr fort: „Fritz wird vor verschlossene Türen gekommen sein, denn Lisette war ausgegangen. So ist es immer, wenn man den Kopf wendet.“

Nun glaubte Anna den Grund seiner Verstimmung zu erraten und atmete auf. Dann fragte sie teilnehmend: „Dann hast du wohl gar nicht zu Abend gegessen?“

Er war schon im Begriff, es zu verneinen, und wollte hinzusetzen, daß ihm der Hunger vergangen sei, aber dann fuhr ihm plötzlich ein anderer Gedanke durch das argwöhnische Hirn. „Doch," entgegnete er, „ich habe mit Heinz zusammen bei Pforte gespeist."

Das Herz schlug ihm bis an die Kehle bei dieser Lüge. Wenn sein Verdacht wirklich begründet war, dann mußte Anna sich jetzt durch ein Wort verraten.

Aber sie erwiderte gleichgültig: „So — das freut mich, denn es ist wenig im Hause."

War das denn möglich? Konnte ein Weib wirklich so verschlagen und verstockt sein, daß sie angesichts dieser geheimen, aber für den Eingeweihten doch sehr verständlichen Beschuldigung ihre volle Ruhe bewahrte?

Ludwig Rawen war eine kühl denkende Natur; blinde Leidenschaft verleitete ihn niemals zum Vergessen der Vernunft, und auch in diesem Augenblick war er geneigt, einer verständigen Erwägung Raum zu gönnen.

Da begab sich etwas Unerwartetes, das die Sachlage vollständig veränderte.

Iwan war hereingekommen und begrüßte seinen Herrn. Er war aber nicht so erfreut wie sonst, schnupperte im Zimmer herum, winselte und hatte plötzlich etwas im Maul.

Einen braunen Handschuh, der auf dem Teppich lag.

Ludwig nahm ihm das Ding ab und betrachtete es; sein eigener war es nicht, denn er trug graue und hatte sie vorhin in die Tasche gesteckt. Aber dieser Handschuh gehörte einem Herrn.

Auch Anna wurde aufmerksam. Sie erbleichte plötzlich, riß das von der Dogge ganz zerkaute Toilettenstück an sich und rief: „Meine schönen neuen Handschuhe! Garstiges Vieh — marsch, hinaus!"

„Die Nummer ist etwas groß geraten, ich würde mich nicht darum grämen," sagte Ludwig mit schneidender Stimme. Dann setzte er hinzu: „Ist das Fremdenzimmer in Ordnung?"

„Warum?" stammelte sie furchtsam.

„Ich muß morgen schon mit dem Frühzug in die Stadt und möchte dich in deiner Ruhe nicht stören."

Er wendete sich ab und verließ ohne „Gute Nacht" das Zimmer.

Anna blieb in großer Bestürzung zurück. Es war wohl gelegentlich vorgekommen, daß Ludwig bei seinem nächtlichen Aufenthalt in der Villa die Giebelstube anstatt des gemeinsamen Schlafzimmers benutzte, und er konnte es wohl auch vergessen, seine hübsche Frau vor dem Schlafengehen zu küssen; aber noch niemals hatte er die einfachen Formen der gesellschaftlichen Sitte außer acht gelassen, noch niemals war er ohne Abschied von Anna fortgegangen.

Es war klar, daß er irgend einen Verdacht hegte, der ihn tief kränkte. Aber Anna konnte über die Natur desselben nicht ins reine kommen, denn wenn ihr Gatte eine Begegnung mit seinem Schwager gehabt haben sollte, dann war er nicht der Mann, damit hinter dem Berge zu halten.

Jedenfalls war es jetzt unmöglich, eine Beichte abzulegen. Das Lügen und Intrigieren hatte nun einmal begonnen und mußte seinen Fortgang nehmen. Und wie es so oft im Leben zu geschehen pflegt: in dem Bewußtsein des eigenen Unrechts grübelte Anna sich allmählich in die Rolle der gekränkten Unschuld hinein.

Konsul Rawen ließ sich von Frau Bolten in das Giebelzimmer hinaufleuchten. Es war nicht seine Gewohnheit, mit den Untergebenen eine Unterhaltung

anzuknüpfen, aber in diesem Falle fühlte er sich dazu verpflichtet, weil die Alte sonst auf eine eheliche Szene hätte schließen können.

Er fragte daher, ob sie froh sei, wieder in der Sommervilla wohnen zu können.

„Ich graule mich, Herr Konsul," war die Antwort.

„Warum denn, Frau Bolten?"

„Die Welt wird immer schlechter. Drinnen in Hamburg haben wir wenigstens Polizei, aber hier kann man umgebracht werden, ohne daß ein Hahn danach kräht."

„Haben Sie denn etwas Verdächtiges bemerkt?"

„Na, und ob! Ich wollte es der gnädigen Frau nur nicht sagen. Aber als ich vorhin nach Hause kam, da schlich sich einer aus dem Garten. Der hat nichts Gutes im Sinn gehabt, Herr Konsul. Und was das schlimmste ist, den Hund muß er auch kirre gemacht haben, denn Iwan war draußen und tat keinen Mucks, bis er mich witterte. Denken Sie doch nur, gnädiger Herr, dieses Mordsvieh, das sonst seinen Mann stellt wie andere Hunde eine Katze!"

„Das ist allerdings höchst sonderbar," sagte Rawen und tastete unsicher nach dem Drücker der Tür. „Um wieviel Uhr war denn das, Frau Bolten?"

„Gerade um zehn. Der gnädige Herr kamen bald darauf."

„Also ein richtiger Strolch?"

„Das Gesicht habe ich nicht gesehen, und in der Kleidung schien er ganz fein zu sein. Aber heutzutage kann man darauf nichts mehr geben — es ist ja alles Lug und Trug in der Welt!"

* * *

Heinz war an diesem Abend erst gegen zwölf Uhr nach Hause gekommen. Es war sonst nicht seine Ge-

wohnheit, ohne Gesellschaft herumzukneipen, aber heute war ihm das gerade recht gewesen, und bei dem feurigen Burgunder in dem entlegenen Austernkeller hatte er sich ganz behaglich gefühlt.

Das Geräusch, mit dem er seine Wohnung betrat, lockte sogar die alte Haushälterin aus dem Bett.

Sie steckte den Kopf zur Tür heraus und sagte in strafendem Ton: „Na, da sind ja der Herr Doktor endlich! Der Bureauvorsteher läßt sagen, daß ein Eilbrief angekommen wäre."

Das Schreiben lag mitten auf dem Schreibtisch unter der Papierschere. Es war als Geschäftssache bezeichnet und daher von Herrn Petersen geöffnet worden. Es kam von dem Kieler Klienten und enthielt die Bitte, die dreihunderttausend Mark umgehend einzusenden, da sich eine passende Hypothekenanlage gefunden habe."

„Ich nehme an," schrieb der alte Herr, „daß Sie noch keine Konsols gekauft haben, da der Kurs noch immer hoch steht; sollte es aber dennoch der Fall sein, dann bitte ich um Drahtnachricht."

Nun, das Geld lag noch unten und konnte morgen früh abgeschickt werden; es hätte schon heute geschehen können, wenn diese verwünschte Geschichte mit Marion nicht dazwischen gekommen wäre.

Heinz warf den Brief etwas ärgerlich auf den Tisch; er fühlte sich schuldig und vermochte eine leichte Unruhe nicht zu unterdrücken. Aber ein Rechtsanwalt ist doch kein Kettenhund, der Tag und Nacht zur Verfügung seiner Klienten stehen muß — man ist doch auch ein Mensch und hat menschliche Empfindungen.

Ach ja, das war es gerade!

Eine Narrheit sondergleichen, in die entlegene Kneipe zu laufen und dort mit einer — nein, mit zwei Flaschen

sentimentale Zwiesprache zu halten — wegen zwei Weibern, von denen die eine jedenfalls einem anderen gehörte, und die andere —

Möglicherweise aber war auch Marion Blanchard ein sehr anständiges Mädchen, denn die Liebe zu einem Manne ist das Gesetz der Natur, und man muß sich bescheiden, wenn man nicht dieser Glückliche ist.

Heinz dehnte sich in seinem Sessel.

Es war fast, als ob noch ein feiner Duft jenes Parfüms, das Marion zu lieben schien, aus den Polstern emporstiege; aber wiederum erinnerte dieser leise Veilchengeruch auch an Frau Anna, die schöne Freundin, die jetzt draußen in der einsamen Villa träumte, während ihr törichter Gatte sein Hauptbuch in Hamburg nachrechnete.

Die Welt war zu dumm!

Es war dumm, daß Anna Rawen einen grämlichen und kränklichen Mann gefunden hatte, während sie selbst für das blühende und glühende Leben geschaffen schien; es war widersinnig, daß Marion Blanchard sich mit ihrer Hände Arbeit das elende Brot verdienen mußte, während ihre Seele eines Ritters vom Geiste würdig erschien, es war dumm — dumm — dumm!

Die Schläge der Hamburger Uhren, welche die Mitternachtsstunde schlugen, vermischten sich mit den tiefen Atemzügen des Schläfers. Heinz Dubois saß vor seinem Schreibtisch in den Sessel zurückgelehnt, und die Geister des Weines umgaukelten ihn mit seltsamen Traumbildern. —

Als er wieder aufwachte, dämmerte der Morgen durch die Fenster. Seine Stirn schmerzte, und die Luft war drückend schwül; er drehte die elektrische Lampe aus und dachte daran, daß unten auf der Straße vorübergehende Nachtschwärmer wohl den Fleiß des Be-

wohners da oben bewundert haben möchten. Man konnte auch unverdient in den Ruf eines gewissenhaften Anwalts kommen, während doch tatsächlich das Gegenteil der Fall war.

Ach ja, dieses Junggesellendasein!

Heinz öffnete das Fenster und lehnte sich hinaus; die Morgenluft war köstlich erfrischend, und der Anblick einer soeben erwachenden Großstadt bot für den, der gewöhnlich lange zu schlafen pflegte, manches interessante Moment.

Die meisten Leute, die nach und nach zum Vorschein kamen, gehörten wohl einem Beruf an, der den frühen Beginn der Tagesarbeit fordert: es waren Bäckerjungen, Schornsteinfeger und Zeitungsfrauen, hie und da auch Pflasterarbeiter und Eisenbahnschaffner.

Dann strichen ein paar Bassermannsche Gestalten vorüber, die ihr Nachtwerk hinter sich hatten und den Resten des Gängeviertels zu strebten; sie drückten sich scheu an den Häusern entlang und machten einen großen Bogen um den Konstabler, der drüben am Alsterbassin neben einer Laterne stand.

Der Mann mochte auch müde sein und sich nach der Ablösung sehnen. Er hatte an dieser Stelle einen ruhigen Posten, wo nur selten etwas vorkam. Da erschlafft die Aufmerksamkeit, und die Augenlider fallen wohl auch einmal zu — im übrigen wußte der Brave ganz genau, daß Banken und Juweliere sich mehr auf die Sicherheit ihrer Tresors als auf das Auge der Polizei zu verlassen pflegen.

Wer kam denn da?

Die ersten Strahlen der Morgensonne zitterten über das Wasser der Alster und badeten die große rauchschwarze Stadt in eine Flut von Leben; aber der Mann,

den Heinz jetzt langsam heranschreiten sah, hatte das Antlitz eines Toten.

So bleich und übernächtig und hohlwangig — und die Kleider schlotterten ihm am Leibe. Dabei trug Konsul Rawen wie immer den blankgebürsteten Zylinder, und dieses Wahrzeichen Hamburgs saß nicht schief und liederlich auf dem Kopf wie bei einem Nachtschwärmer, sondern es wich keinen Zentimeter von seiner vorgeschriebenen Linie ab.

Sonst hätte Heinz wahrlich geglaubt, daß sein solider Freund Ludwig vom Wege der Tugend abgewichen sei und die erste Strohwitwernacht zu einer kleinen Bierreise benutzt habe.

Jedenfalls bedeutete dieses Abweichen von der Gewohnheit etwas ganz Sonderbares, und der Rechtsanwalt zog sich vom Fenster zurück, um in das noch immer stille Haus hineinzuhorchen.

Die Haustür ging, aber es kam kein Schritt die Treppe herauf; dagegen vernahm Heinz den ihm wohlbekannten Laut, den das Aufschließen des Bankgewölbes verursachte.

Das war noch seltsamer. Aber es kam jedenfalls gelegen. Heinz konnte jetzt das Depositum sofort abheben und mit der ersten Post nach Kiel senden. Sonst hätte er damit bis zum Beginn der Geschäftsstunden warten müssen.

So nahm er den Brief seines Mandanten, um die frühe Stunde damit zu entschuldigen, und schloß seinen Schreibtisch auf, wo seiner Meinung nach die Depositalquittung liegen mußte.

Plötzlich stutzte er.

Die Verhandlungen über das vorläufige Aufheben des Geldes waren zu einer Zeit gepflogen worden, wo Heinz es sehr eilig hatte, die damals unterbrochene

Arbeit mit Marion fortzusetzen, und es fiel ihm jetzt ein, daß er sich gar nicht im Besitz einer Depositalquittung befand. Die Übergabe der Summe sollte überhaupt kein verbindliches Bankdepositum vorstellen, welches gesetzlich oder vertragsmäßig haftbar machte, sondern Rawen hatte dem Rechtsanwalt lediglich einen Freundschaftsdienst geleistet, und aus diesem Grunde war die Summe auch nicht in das Bankgewölbe, sondern nur in den Privattresor des Bankiers gekommen.

Das bildete, rein menschlich genommen, einen sehr geringen, juristisch einen sehr bedeutenden Unterschied; aber Heinz hatte, der Sicherheit seines Schreibtisches nicht trauend, überhaupt gar nicht anders handeln können, denn seinem Mandanten gegenüber war er selbst Verwahrer und konnte ohne dessen Genehmigung das Geld nicht einer anderen, ihn selbst entlastenden Verwahrung übergeben.

Mit anderen Worten: die dreihunderttausend Mark lagen unten bei Rawen auf Dubois' Gefahr, und es war deshalb auch keine Hinterlegungsurkunde ausgestellt worden.

Aber das blieb ja schließlich im Hinblick auf die Person Rawens ganz gleichgültig.

Heinz fühlte jetzt doch, daß die gestrige Kneiperei ihm etwas in den Gliedern lag; er spürte einen heftigen Blutandrang zum Kopf und begab sich zunächst in sein Schlafzimmer, um die Schläfen zu kühlen. Unter ihm lag das Privatkontor des Konsuls, und er hörte durch die dünne Decke den Bankier hastig und mit schweren Schritten auf und ab gehen.

Was der Mann nur haben mochte?

Quälten ihn die Sorgen wegen des plötzlichen Rückgangs der Börsenwerte, und hatte er sich doch vielleicht auf dieser trügerischen Eisdecke zu weit

hinausgewagt? Der Einbrechende greift besinnungslos nach einem Halt, und wenn er andere mit sich hinabzieht — was kümmert's ihn!

Der Rechtsanwalt, dem in seinem Berufe viel Menschliches und Allzumenschliches nahegetreten war, verließ seine Wohnung und stieg langsam in das Erdgeschoß hinunter.

Einmal überkam ihn unterwegs ein leichter Schwindel, und er mußte sich an den Mauervorsprung lehnen; das war gerade jene Stelle, wo er den Hof überblicken konnte und die leere Hütte Iwans, in der das gewaltige Tier sonst unangekettet zu nächtigen pflegte.

Heinz hatte doch eigentlich unverantwortlich leichtsinnig gehandelt, daß er die große, ihm gar nicht gehörige Summe an einem Orte unterbringen ließ, der zur Zeit so wenig behütet wurde, ganz abgesehen davon, daß die Schlüssel zu dem Tresor doppelt vorhanden waren.

Tollheit über Tollheit! Die Geister des Weines spukten wohl noch immer in dem übernächtigen Hirn. —

Ludwig Rawen stand am Fenster mit dem Rücken gegen den Eingang und blickte hinaus in den Hof, der noch nicht von der Morgensonne erreicht werden konnte und mit einem kalten grauen Dämmerlicht angefüllt war.

Die Verbindungstür nach dem Bankgewölbe stand offen, und Heinz kam fast unmittelbar an seinen Freund heran, bevor dieser den Schritt hörte und zusammenfahrend nach einem Stock griff, der vor ihm auf der Fensterbank lag.

Es war, als ob er einen Überfall befürchtete oder mit seinen Gedanken bei einer Szene voll Haß und Hader weilte. Aber dann ließ er die Hand sinken, und beide Männer maßen einer den anderen mit einem

Blick, der ebensoviel Erstaunen wie Mißtrauen barg. Keiner konnte sich klare Rechenschaft darüber geben, warum der andere den üblichen Morgengruß vergaß oder unterdrückte, es hätte denn der Umstand sein müssen, daß jeder in den übernächtigen Mienen des anderen etwas Ungewöhnliches las.

„Du bist sehr früh unterwegs," sagte Ludwig endlich.

Heinz entgegnete: „Du auch."

„Ich komme mit dem Frühzug von der Villa."

„Und ich habe die Nacht in meinem Arbeitssessel zugebracht."

Keiner glaubte, was der andere sagte, denn es klang so sonderbar und widersinnig. Aber sie vermieden es, einander in die Augen zu sehen, und Ludwig wenigstens meinte auch zu wissen, warum das geschah.

Diese Situation wurde fast unerträglich, und Heinz machte ihr ein Ende, indem er den Brief seines Klienten aus der Tasche nahm und dem Bankier hinüberreichte.

„Wir haben ein kleines Geschäft miteinander abzumachen," sagte er in leichterem Tone — „und die Sache eilt."

„Wirklich?"

Mit einer Stimme, die kaum noch den schneidenden Hohn zu unterdrücken vermochte, gab Konsul Rawen die kurze Antwort, dann sah er mechanisch in den Brief und betrachtete zerstreut den Tresor; man konnte zweifelhaft sein, ob er wirklich mit seinen Gedanken anderswo weilte, oder ob er sich verstellte und irgend etwas hinauszögern wollte.

Dann tastete er oberflächlich an seinen Taschen. „Ich glaube kaum, daß ich den Schlüssel bei mir habe."

Heinz spürte ein sonderbares Zittern in den Knien; er hatte das Bedürfnis, sich zu setzen, und tat es un-

aufgefordert, während der Konsul ihn mit einem erstaunten und entrüsteten Blick musterte.

„Dann bitte ich den Schlüssel sofort zu holen. Die Sache hat wirklich Eile."

Abermals jene tastende Bewegung, der ein plötzlicher Griff folgte. „Da ist er doch! Nun, dieses Geschäft wird bald zu Ende sein."

„Das wünsche ich auch."

Eine gegenseitige verstohlene Feindseligkeit, die für jeden dritten unbegreiflich gewesen wäre, stand ganz nahe vor ihrem Ausbruch; ihr Heraufziehen schien den älteren Mann so sehr aufzuregen, daß seine Hand zitterte, als er den Schlüssel in das Schlüsselloch steckte.

Ein leichtes Knacken, und der Tresor öffnete sich so geräuschlos, wie es immer bei einem feingearbeiteten Geldschrank der Fall zu sein pflegt.

Ludwig griff hinein, tastete, zog die Hand zurück, sah einen Moment starr vor sich hin und begann darauf hastiger zu wühlen.

Eine Anzahl Papiere flog dabei auf die Erde, nach denen Heinz sich bückte, während er tonlos sagte: „Es war eine braunlederne Brieftasche."

„Ja, ja, ich weiß."

Noch einige atemlose Sekunden — der kleine Schrank schien leer zu sein, aber Ludwig wühlte und tastete noch immer.

„Komödiant!" sagte Heinz halblaut.

Rawen mußte wohl dieses kurze, verächtliche Wort überhört haben, denn er entgegnete nichts darauf, sondern setzte seine vergeblichen Nachforschungen fort. Aber Dubois glaubte nicht mehr daran. Dieser Mensch, den er noch vor einer halben Stunde seinen Freund genannt hatte, für dessen lauteren Charakter er durch das Feuer gegangen wäre — der war plötzlich in seinen

Augen zu einem erbärmlichen Heuchler herabgesunken, zu einem Feigling, der nicht einmal so viel Mut besaß, seine offenkundige Tat einzuräumen.

Wir stehen ja alle mitten im Leben und wissen, wie groß seine Versuchungen sind, wie zwingend die Not Hand in Hand mit einer scheinbaren Hilfe an den Menschen herantreten kann. Es war ein Verbrechen und ein Vertrauensbruch zugleich, wenn der Bankier das fremde Geld in gewagte Spekulationen gesteckt hatte, aber er stempelte diese Tat erst zu einer hinterlistigen und gemeinen, wenn er hinterdrein zu den abgebrauchten Mätzchen eines alten Zuchthäuslers griff, der seinen sarkastisch lächelnden Richtern gegenüber den „großen Unbekannten" auszuspielen wagt.

Der Anblick eines suchenden Menschen, der doch ganz genau weiß, daß er nichts finden wird, war für Heinz nicht mehr zu ertragen, und er sagte daher plötzlich mit einer Ruhe, die nur aus tiefer Verachtung entspringen konnte: „Gib dir doch keine Mühe — du siehst es ja, das Geld ist fort!"

Rawen hatte ebenfalls das Vergebliche seines Suchens eingesehen und war auf einen Stuhl niedergesunken; er trocknete sich die großen Schweißtropfen von der Stirn und stammelte fassungslos: „Fort —! Aber wie ist das möglich; ich habe es doch selbst an diesen Platz niedergelegt!"

„Ich bin nicht dabei gewesen."

Heinz erhob sich bei diesen Worten. Wenn jener saß, wollte er nicht auch sitzen, denn es sollte nicht den Anschein haben, als ob er hier mit diesem Menschen vertrauliche Zwiesprache pflog, und außerdem enthielten ja seine letzten Worte eine Anklage, die kaum deutlicher formuliert werden konnte.

Abermals kein Geständnis, aber auch kein Ausdruck der Entrüstung über den schmählichen Verdacht.

„Das Geld muß gestohlen worden sein," sagte Ludwig in seiner ratlosen Verzweiflung.

„So hat es allerdings den Anschein."

Der Bankier blickte sich wild um — es war nirgends die Spur eines Einbruchs vorhanden, die Fensterscheiben waren unverletzt, die Fensterflügel geschlossen.

Dennoch lief Rawen dorthin.

„Die Haspen des einen Flügels sind offen," sagte er atemlos und tastete mit der Hand an dem Mittelbalken des Fensters entlang.

„Wirklich? Dann muß der Einbrecher einen vorzüglichen Dietrich gehabt haben. Das Kunstschloß des Schrankes funktioniert doch ausgezeichnet."

Das war noch deutlicher, denn jedes Kind weiß, daß das Kunstschloß eines Tresors mit keinem Dietrich der ganzen Verbrecherzunft geöffnet werden kann. Der Dieb muß den Schrank sprengen, oder er ist im Besitz des richtigen Schlüssels.

Und nun war es an der Zeit, diesem Komödienspiel ein Ende zu machen. Dieser Ritter von der traurigen Gestalt, der jetzt wie ein Unsinniger in dem kleinen Kontor auf und ab lief, war doch immerhin ein langjähriger Freund gewesen, und er war vor allen Dingen Annas Gatte.

Vielleicht ließe sich die häßliche Geschichte noch unter der Hand schlichten, vor allen Dingen kam ja doch zunächst die leidige Geldfrage in Betracht, und mit einem gewissen Scheine des Entgegenkommens kam ein kluger Mann hier schließlich am weitesten.

„Wie denkst du es mit der Entschädigung zu halten?" fragte Heinz mit einer Ruhe, über die er selbst in Anbetracht der großen Summe erstaunt war.

Die Antwort erfolgte rasch und bestimmt. „Momentan ist es mir unmöglich. Die Verwicklungen an der Börse —"

Der Rechtsanwalt nickte. „Ich konnte mir das denken. Es handelt sich auch nicht um das Verhältnis zwischen meinem Klienten und dir. Selbstverständlich habe ich selbst meinen Klienten zu entschädigen, und zum Glück bin ich dazu in der Lage, wenn auch mit Aufopferung meines Vermögens. In dieser Sache haben wir beide allein miteinander zu tun."

Diese kaltblütige Ruhe machte den Bankier stutzig. Das war so ungewöhnlich, einen Menschen über den Verlust seines Vermögens fast gleichgültig sprechen zu hören, daß Ludwig Rawen es nicht zu fassen vermochte, und während er so grübelnd dastand, fuhr es ihm plötzlich wie ein greller Blitz durch das Hirn.

Ja, so mußte es sein! Eine andere Erklärung war nicht möglich.

Es waren ja Beweise vorhanden, daß Anna ihrem Gatten die Treue brach. Sie war vielleicht schon mit diesem Menschen einig, sie dachte an Scheidung und an eine neue Heirat. Aber die geschiedene und für schuldig erklärte Frau hat nichts von ihrem Gatten zu erwarten; wenn sie dem neuen etwas mitbringen will, dann muß sie zu unlauteren Mitteln greifen. Anna besaß den Schlüssel zum Geldschrank, weil sie ihre Wertsachen wie der Gatte seine Papiere darin aufzuheben pflegte, und wenn sie diesen Schlüssel auch nur selten benutzte, wenn sie daher kaum wissen konnte, daß eine große Summe in dem Tresor aufbewahrt wurde — Heinz wußte das um so besser und war daher vermutlich der Anstifter des ganzen Komplotts.

Ein fein ausgeklügelter Plan! Dubois befand sich längst wieder im Besitz des Geldes und durfte sogar

sein juristisches Gewissen damit beruhigen, daß er dadurch nicht einmal gegen die Strafgesetze gefrevelt hatte. Des weiteren aber baute das saubere Paar auf die Geschäftsehre des Bankiers, der alles daransetzen würde, um seinen gewesenen Freund zu entschädigen.

Ludwig Rawen war sonst ein Mann von etwas schwerfälligem Denken, und die Irrwege von Betrug und Hochstapelei lagen ihm gänzlich fern; aber die rasende Eifersucht, von der er seit gestern abend gequält wurde, schärfte seine Sinne und drängte sie zugleich aus der Bahn gerechten Erwägens.

Gut denn — wie du mir, so ich dir!

Plötzlich veränderte sich das ganze Gebaren des Bankiers. Das war nicht mehr jener Mann, der bestürzt und verwirrt vor einem unlösbaren Rätsel stand; er war auch nicht mehr der Komödiant, der sein eigenes offenkundiges Verfehlen mit einer ehrlichen Maske zu verdecken suchte; er wandelte sich in den Augen seines Gegners mit einem Schlag zum trotzigen, kalt berechnenden Schurken.

„Ich wüßte nicht, was wir miteinander zu tun haben," sagte er und ließ seine Augen über die Decke des Zimmers schweifen. „Das Geld ist gestohlen worden, darüber kann ein Zweifel nicht obwalten; auf welche Art das möglich war, mag die Polizei feststellen. Aber von einer Ersatzpflicht meinerseits kann überhaupt nicht die Rede sein, das Geld war kein Depositum im Sinne des Gesetzes, sondern ist mir ohne jede Verpflichtung meinerseits zum Aufbewahren übergeben worden. Ich habe es aufbewahrt an derselben Stelle, wo ich meine eigenen Wertsachen aufzuheben pflege. In Räuberhände kann jeder fallen. Wer weiß, ob sie sich nicht auch nach meinem eigenen Besitz ausgestreckt haben."

Ludwig Rawen wendete sich ab und nahm den

Platz vor seinem Arbeitspult ein; er stützte den Kopf in die Hände und starrte auf die leere, von Tintenflecken übersäte Platte.

Als er nach einer Weile wieder aufblickte, war das Zimmer leer.

Über die vergrämten Züge des Bankiers glitt ein schlimmes Lächeln.

„Der letzte Hieb hat gesessen," sagte er leise. „Die Hand, die sich nach meinem Besitz ausstreckt, sie zuckt zurück."

Er nahm ein kleines Federmesser und begann mechanisch an einem der zahlreichen Tintenflecke zu schaben.

O ja, der ging schon fort, und mit einiger Geduld konnte man es mit allen übrigen auch so machen. Aber wenn fremde Hände unsere Ehre mit einem Fleck besudelt haben, dann können wir nicht ein kleines Messer nehmen und den Makel hinwegtilgen.

Eine Waffe mag es sein nach den Sitten der Gesellschaft, aber wer ihnen nicht huldigt, der muß die Hilfe des großen, schneidenden Schwertes anrufen, das in den Händen der blinden Themis ruht.

Herzblut fordert das eine und das andere.

* * *

Heinz Dubois trug sich mit anderen Gedanken, als er langsam in seine Wohnung zurückkehrte.

Den echten Schlüssel zu dem Benehmen seines ehemaligen Freundes besaß er nicht; er konnte nicht mehr daran zweifeln, daß Ludwig ein Opfer der Versuchung und vielleicht der Not geworden war, und daß er sich nun hinter die Gesetze flüchtete, die ihren Arm nach ihm ausstreckten.

Ob mit Erfolg?

Eine andere Sorge lag näher. Es galt die Interessen des Klienten und die eigene Anwaltsehre zu wahren.

Zum ersten Male in seinem Leben empfand Heinz es als großes Glück, daß er selbst ein vermögender Mann war, wenn auch der heutige Tag hierin eine große Änderung hervorbrachte.

Er besaß ein Kapital von etwa vierhunderttausend Mark, welches in Konsols und Reichsanleihe auf der Hamburger Bank deponiert war; hiervon konnte er sofort dreihunderttausend abheben und an seinen Kieler Klienten schicken. Der alte Herr brauchte nicht einmal den Sachverhalt zu erfahren, denn es war ja ursprünglich die Beschaffung solcher Wertpapiere vereinbart worden.

Über diese Sache konnte kein Zweifel obwalten; freilich waren zugleich alle Pläne hinsichtlich der akademischen Laufbahn ins Wasser gefallen. Aber daran ließ sich ebensowenig etwas ändern — die Ruhe zur Vollendung des wissenschaftlichen Werkes fehlte ja auch ohnehin.

Dann — —?

Ja, was dann? Ein verständiger Mensch gibt nicht ohne weiteres den größten Teil seines Vermögens preis, solange noch ein Schatten von Möglichkeit besteht, es wiederzuerlangen.

In diesem besonderen Falle aber gab es dafür nur einen einzigen Weg.

Heinz mußte die Entwendung des Geldes bei der Staatsanwaltschaft zur Anzeige bringen; er durfte sich nicht damit begnügen, der Behörde die einfache Tatsache mitzuteilen, sondern er mußte mit dem Finger auf seinen ehemaligen Freund deuten und diesen der gemeinen, niederträchtigen Tat zeihen.

Dann konnte zweierlei eintreten. Entweder leugnete der Bankier rundweg den Empfang des Geldes und hatte damit von vornherein die Trümpfe in der Hand, denn sein Gegner vermochte keine schriftlichen Beweise vorzubringen, und es waren keine Zeugen zugegen gewesen. Oder er gab zu, die Summe erhalten zu haben, und stellte sich selbst als das Opfer eines Verbrechens hin.

Dann wurde er möglicherweise trotzdem von dem Strafrichter wegen Diebstahl verurteilt. Auf Grund eines solchen Straferkenntnisses konnte Heinz einen Zivilprozeß auf Erstattung des Geldes anstrengen; aber wenn es endlich so weit gekommen war, daß der Gerichtsvollzieher einen Zwangsvollstreckungstitel in Händen hatte, dann mochte auch das Bankhaus Ludwig Rawen längst zusammengebrochen sein, und von der ganzen mühseligen Arbeit blieb nichts weiter übrig als eine himmellange Kostenrechnung.

Und ein armes, gebrochenes Weib.

Heinz mochte sein Gehirn noch so sehr zermartern, es gab keinen Angriff, der gegen den Mann allein gerichtet war und die Gattin des Mannes verschonte; ein Ehepaar ist durch Natur und Gesetz so eng verbunden, daß Fluch und Segen auf zwei Häupter niederfällt.

Sie müßten sich denn schon voneinander abgewendet haben.

Ja, dann war es freilich etwas ganz anderes!

Der Rechtsanwalt hatte die Verbindungstür zum Bureau geschlossen. Seine Schreiber kamen und nahmen ihre Plätze an den Pulten ein; von diesen neugierigen Menschen sollte keiner sehen, was in der Seele ihres Herrn vorging.

So schritt Heinz Dubois, die Hände auf dem Rücken,

langsam in der stillen Zimmerflucht auf und ab — auf und ab.

Und neben ihm ging ein dunkler Schatten.

Der redete in einer lautlosen und dennoch die Seele durchdringenden Sprache: „Narr, was willst du denn? Tritt doch die mühselig zusammengewebte Menschenmoral mit Füßen, wie du den Teppich unter deinen Füßen trittst! Nur der Philister wird von einem Unglück zu Boden geschlagen, der kluge Mann, dessen Denken jenseits von Gut und Böse steht, schürft aus dem verschütteten Schacht ein neues Glück. Öffne deine Augen und sieh um dich! Das Weib, dessen Leid du fürchtest, um deswillen du ein Vermögen aufgeben möchtest — sie ist dein, sobald du die Hand nach ihr ausstreckst. Nicht Liebe und Natur, nein nur das Gesetz und die süße Gewohnheit des Lebens fesselt sie an den Gatten. Zeige ihr, daß er dem Fluch des Gesetzes verfallen ist, daß ihre Ehe ein Elend sein wird, und ihre Zukunft ein Abgrund — und sie wird deine Hand fassen!

Breite deine Arme aus, und sie wird hineinfallen; in der tiefsten Tiefe deiner Seele war ja doch nur dieser eine Wunsch!

Und wenn du nichts weiter damit erreichen solltest, als daß du deinem Feinde Gleiches mit Gleichem vergiltst, daß du ihn bestiehlst, wie er dich bestohlen hat — Rache ist süß — süß — süß!"

Also sprach der Schatten und ging neben Heinz her.

Der einsame und grübelnde Mann blickte sich um. Es war sehr öde in diesen Räumen. Das konnte anders werden. —

Da schlug die Uhr neun.

Die Zeit war gekommen, wo Heinz Dubois eine Droschke nehmen und auf die Bank fahren mußte, um

sein ererbtes und verdientes Vermögen abzuheben, es für seinen guten Ruf als pflichtgetreuer Anwalt hinzugeben und dann die mühselige Arbeit des Wiedererwerbens zu beginnen.

Sparsamkeit war jetzt die Losung. Er konnte gleich denselben Wagen benutzen für den Weg zum Staatsanwalt und die Fahrt zum Bahnhof.

Anna Rawen war jetzt allein.

Vielleicht empfahl sich auch die umgekehrte Reihenfolge. —

Heinz öffnete die Tür zu seinem Bureau und winkte dem jüngsten Schreiber.

„Besorgen Sie sofort einen Wagen. Es ist möglich, daß ich heute die Sprechstunde nicht einhalten kann. In diesem Falle mag Herr Petersen meine Vertretung übernehmen."

* * *

In jener Gegend von Hamburg, wo die Heuerbase ihr Geschäft treiben, wo die zahlreichen Matrosenkneipen liegen, und alles mit dem Weg über das große Wasser in Verbindung steht, befand sich das uralte Gasthaus „Zum Stockfisch" — natürlich dritten Ranges, in den Augen der Polizei vielleicht noch eine Stufe tiefer.

Man ließ aber dessenungeachtet den Wirt und seine Gäste gänzlich ungeschoren; ein großer Fang war dort noch niemals gemacht worden, und um das kleinere Gesindel lohnte sich nicht eine sorgfältige Überwachung. Alles in allem konnten Leute, die gerne zurückgezogen lebten, mit einiger Gemütsruhe die Gastfreundschaft des „Stockfisch" in Anspruch nehmen; für bedenkliche Fälle gab es schließlich Hintertüren und die Nähe des Hafens.

In das letzte Hinterzimmer dieses ehrwürdigen Baues fiel das erste graue Morgenlicht.

Vielleicht stand schon irgendwo die Sonne am Himmel und verhieß einen schönen und fröhlichen Tag, aber das Gemäuer der Höfe und ein unendliches Dächergewirr ließen kaum die Ahnung ihres Daseins aufkommen; es war in diesem düsteren Gemach noch weit unfreundlicher als in dem Erdgeschoß des Althändlers Müller, denn dort hatte man wenigstens das fahle Laub eines einsamen Fliederbaumes sehen können.

Marion öffnete die Augen und betrachtete vom Bett aus den zerrissenen Teppich, der die Mängel des Fußbodens nur dürftig verhüllte. Mochte die Frau des Hochstaplers auch noch so viel in ihrem Leben durchgemacht haben, sie war bis auf die Komödie der letzten Tage an eine elegante Umgebung gewöhnt, und nun hatte Hugo sich gestern mit ihr in dieser schauderhaften Spelunke eingenistet.

Dennoch überwand Marion schnell das körperliche Unbehagen, denn sie wurde von anderen Gedanken gequält.

Zum ersten Male in ihrer Ehe hatte sie das Gefühl der Furcht.

Überall in der Welt fügt sich die Frau in den Charakter des Mannes und modelt gesteigert ihre Seele nach seiner Seele; wenn er kühn ist, dann wird sie verwegen, und wenn er gelassen erscheint, dann ist sie die Ruhe selbst; die kecke und überlegene Art, in der Hugo Keller mit den Gesetzen tändelte, hatte in Marion niemals den Gedanken aufkommen lassen, daß eine Entdeckung und damit das schreckliche Ende eintreten könne; ihre peinlichen Empfindungen waren immer moralischer Natur gewesen.

Und nun hatte der Mann, dem sie mit Leib und Seele angehörte, seine Ruhe eingebüßt.

Hugo fühlte sich nicht mehr sicher, denn sonst würde er nicht seine Rolle aufgegeben und diesen verborgenen Schlupfwinkel aufgesucht haben; er zitterte vor der Ausführung seines letzten Unternehmens, obwohl gerade dieses verhältnismäßig einfach war. —

Die junge Frau faltete ihre Hände unter dem Hinterkopf und betrachtete nachdenklich das Gebälk der niedrigen Zimmerdecke.

Sie hatte gestern zum ersten Male in ihrem Leben durch eigene Tätigkeit an der Vorbereitung eines Verbrechens teilgenommen, indem sie unter nichtigem Vorwand den Bankier aufsuchte und bei dieser Gelegenheit den inneren Verschluß des Fensters löste. Bisher war sie nur durch ihre Gegenwart, als Begleiterin des Gatten ein Deckmantel für seine Taten gewesen, und wie der Sinkende nach einem Strohhalm greift, so klammerte sich ihr moralisches Denken an diesen haarfeinen Unterschied.

Nun war auch dieser hinweggewischt.

Aber Marion redete sich immer wieder ein, daß sie nicht ihre Hand zu einem gemeinen Diebstahl geboten hatte, sondern daß Hugo nur etwas beseitigen wollte, dessen Existenz seine eigene Umkehr ins bürgerliche Leben hinderte, daß es sich nur darum handele, einem engherzigen und grausamen Manne die gefährliche Waffe aus der Hand zu ringen.

Marion hatte diesen Mann, den Gatten der eigenen Schwägerin, gestern zum ersten Male gesehen, und wie haßte sie ihn seit dieser Stunde!

Das war der satte, wohlgeborgene Philister, den das Leben niemals anders als mit Samtpfötchen angefaßt hatte, der nichts wußte von der eisernen Faust

ST. PAUL, MINN.

eines unerbittlichen Fatums, und der nur ängstlich bemüht war, jeden Kiesel aus der glatten Bahn seines Daseins hinwegzuschieben, jede Staubflocke von dem schwarzen Tuch seines Bürgerrocks hinwegzublasen. Ob er damit einen Wurm zertrat, ob er damit in ein mühseliges Lebensgespinst hineinblies — was kümmerte ihn das!

Wie Hugo seine Schwester schilderte, so mußte auch Anna Rawen unter der Tyrannei eines solchen Menschen leiden, und darum hatte sie sich auch auf die Seite des Bruders gestellt und ihm den Schlüssel zum Tresor ausgeliefert.

Es mußte alles gut gehen, und dann war die Bahn ins neue Leben frei!

Und dennoch — wie gedrückt, wie scheu und verschlossen war Hugo gewesen, als er gestern abend um elf Uhr aus der Villa Annenruh in seinen Schlupfwinkel zurückkehrte, und das kostbare Instrument vor Marion auf den Tisch legte!

Als wenn er zum Schafott gehen sollte, anstatt einen Weg, den er — weit schlimmer — hundertmal gemacht hatte, ohne auch nur mit den Augenwimpern zu zucken!

Er war bald darauf wieder gegangen und hatte sein Weib allein gelassen; das mußte ja sein — zum letzten Male!

Aber mußte es auch sein, daß er kaum Abschied nahm, und die Blicke seiner Genossin zu vermeiden suchte?

Nun dämmerte der Tag, und wenn es geschehen war, dann mußte es längst vollbracht sein. Für ein solches Werk ist nur die tote Stunde der Nacht geeignet.

Warum kam er nicht?

Marion hatte keinen Schlaf gefunden, sondern nur in einem Halbtraum dagelegen. Aber es litt sie jetzt

nicht mehr in den heißen Kissen ihres Bettes; sie stand auf und begann sich anzukleiden. Das Waschgeschirr war unsauber und zeigte häßliche Risse, das Wasser war abgestanden, und die Tapete mit Flecken bedeckt. Welche schmutzigen Gäste — schmutzig an Leib und Seele — mochten schon in dieser Höhle gehaust haben, und wie mancher unter ihnen hatte wohl schon angstvoll hinausgelauscht, ob nicht die Füße der Polizei über die Treppe heraufkamen!

Da ging wirklich etwas den Korridor entlang.

Marion horchte, den Riegel in der Hand, mit angehaltenem Atem.

O, sie kannte diesen leisen, vorsichtigen, fast katzenartigen Schritt! Sie hatte ihn oft mit Spannung verfolgt, wenn er über die Läufer der vornehmen Hotels hinglitt und dann plötzlich in irgend einem Zimmer untertauchte.

Eigentlich glich er doch dem Schreiten eines Raubtieres, nur daß die Bestie der Wildnis stets bereit ist, ihre Krallen einzuschlagen, während Hugo Keller zu seinem Schutze nichts weiter gebrauchte als die undurchdringliche Maske des vornehmen Reisenden.

Ob wohl die Stunde kommen würde, wo er diese Maske ablegte?

Marion empfand plötzlich ein aus Ekel und Grausen gemischtes Gefühl; aber sie hatte keine Zeit, dieser fremdartigen Stimmung nachzuhängen, denn jetzt klopfte es vorsichtig und in wohlbekannter Art an die Zimmertür.

„Bist du es, Hugo?"

„Ja."

Eine Sekunde später schlüpfte er in das Zimmer und schloß sofort hinter sich ab.

Auch das war Marion nicht gewohnt, ihr ganzes

bisheriges Dasein hatte auf sorgloser Öffentlichkeit beruht, und sie sagte daher unwillkürlich: „Wozu diese Heimlichkeit? Man wird argwöhnisch werden."

Dann betrachtete sie ihren Gatten genauer.

Solange sie ihn kannte, war er ein nüchterner Mann gewesen. Früher mochte das anders gewesen sein, aber wenn er auch niemals davon sprach, so lag der Grund seiner Enthaltsamkeit vielleicht in seiner Beschäftigung, die starke und ruhige Nerven erforderte.

Heute hatte er getrunken!

Ein widerlicher Kneipendunst strömte von seinen Kleidern aus und schlug Marion ins Gesicht.

„Ich habe mit Angst auf dich gewartet," sagte sie etwas zurücktretend. „Leg dich jetzt schlafen, wir können später miteinander reden."

Hugo sah deutlich genug, daß ihr Widerwille noch stärker war als die Spannung, und er machte unwillkürlich einige Schritte in der Richtung des Lagers. Dann aber stieg der Trotz in ihm auf, und er setzte sich schwerfällig auf einen Stuhl.

„Du nimmst die Sache verwünscht kaltblütig, Marion. Es handelt sich doch um deine und meine Zukunft, und du fragst nicht einmal, ob ich Erfolg gehabt habe? Es ist freilich leichter, hier zu liegen, als unter den Augen der Greifer den Schränker zu spielen."

Auch diese Verbrecherausdrücke trafen sie wie ein Schlag in das Gesicht. Er hatte es bisher sorgfältig vermieden, die Sprache derer zu reden, denen er doch tatsächlich angehörte, und diese Rücksicht trug nicht wenig dazu bei, sein Zusammenleben mit einem feinsinnigen Weibe zu ermöglichen.

War das denn alles plötzlich anders geworden?

„An deinen Erfolgen habe ich niemals gezweifelt," entgegnete Marion kurz. Dann setzte sie hinzu: „Wenn

ein Dietrich dir keine Schwierigkeit macht, dann wird der richtige Schlüssel es auch nicht tun. Wo hast du das Papier? Wir wollen es vernichten."

„Ich habe es nicht gefunden," murmelte er.

„Nicht gefunden?"

„Zum Teufel — nein! Und aus Ärger darüber bin ich in eine Bar gegangen. Aber die paar Cocktails schmeißen mich nicht um, wir können also ruhig das weitere bereden."

Nun setzte sich auch Marion an die andere Seite des Tisches und stützte den Kopf in die Hand. „Erzähle!" sagte sie.

„Was ist da viel zu erzählen!" sagte er mürrisch. „Du hast recht, die Sache war dank deiner Vorarbeit kinderleicht. Der verschlafene Polizist hinderte mich nicht, in den Hof zu gelangen, und daß oben bei deinem Rechtsanwalt noch Licht brannte, machte die Geschichte noch spaßhafter. An dem Fenster wird man nichts merken und an dem Schranke ebensowenig. Bis dahin ist die Sache ganz glatt abgelaufen. Aber ich will verdammt sein, wenn ich nicht jeden Fetzen Papier in dem Tresor dreimal umgedreht habe. Wir sind gerade so weit wie vorher, Marion, und du hättest dir deinen klugen Rat sparen können."

„Ich?"

„Natürlich du — wer sonst? Du hast mich dazu verleitet, bei Nacht einzusteigen, und deine Schuld ist es, wenn ich entdeckt werde. Weiber sind Weiber, und die gute Anna wird schließlich auch nicht reinen Mund halten."

Er gähnte und sah sich abermals nach dem Bett um.

„Ich bin doch müde. So was fällt auf die Nerven. Gib acht, daß wir nicht gestört werden, ich will ein paar Stunden schlafen."

„Und was soll dann geschehen?“

Der genossene Alkohol schien seine Wirkung auszuüben. Hugo warf sich angekleidet auf das Lager und murmelte schlaftrunken: „Was dann? Ich habe die Geschichte satt bekommen, und der Hamburger Boden ist mir zu heiß. Wir reisen heute oder spätestens morgen ab. Es wird doch noch ein Schiff geben, mit dem man über — den großen — Ententeich kommt — —“

Schlief er wirklich schon?

Ja — es konnte keinem Zweifel unterliegen, denn er atmete tief und schwer, wie ein Trunkener zu schlafen pflegt.

Marion blieb regungslos am Tisch sitzen und starrte finster vor sich hin.

Also das war der Ausgang dieses kühn geplanten Unternehmens, damit endete die Hoffnung auf eine Rückkehr in die bürgerliche Gesellschaft, auf das Vergessen einer dunklen Vergangenheit, auf ein Auslöschen aller Schuld!

Die Moral des unglücklichen Weibes war im Laufe der Zeit wohl so zermürbt und zerfressen, daß sie an die Möglichkeit einer Seelenruhe glauben konnte, wenn nur die Gefahr vor dem drohenden Gesetze beseitigt war. Bis heute hatte niemand etwas geahnt, nicht einmal die eigene Schwester des Verbrechers, oder sie vielleicht am wenigsten.

Aber jeder weitere Schritt auf der alten Bahn konnte zur Entdeckung führen, es mußte endlich das Sprichwort von dem zerbrechenden Kruge zur Wahrheit werden.

Oder wollte der Mann, der dort im tiefen Schlafe lag, ungeachtet seines letzten Mißerfolgs dennoch ein anderer werden?

Gebeten, so recht inständig darum gebeten hatte

Marion ihn niemals, sondern es war immer nur zwischen ihnen die Rede gewesen von dem „Aufgeben des Geschäfts", sobald das zusammengeraubte Kapital eine hinreichende Rente abwarf.

Daß es gestohlen war, gemein, niedrig, hinterlistig gestohlen — davon wollte keines von beiden etwas wissen; die Vorstellung der Räuberromantik war ihnen sympathischer, jener Ausgleich zwischen Mein und Dein, der die mangelhafte Gerechtigkeit des Himmels korrigiert wie der Spieler das Glück.

Das war ein Kampf, den man zur Not mit den Kriegen vergleichen konnte, die seit dem Beginn der Völkerbildung und Gebietsverteilung von den Großen dieser Erde geführt worden sind, wo auch niemand fragte, ob die Ursache der Fehde auf einem gerechten Grunde beruhte, sondern sie rückten und zerrten an den Grenzen, rissen hier ab und flickten dort an, bis Wasser und Gebirge und Sprache einem jeden Stamme das Seine gegeben hatte.

Eine natürliche Schiebung war's und ein ritterliches Spiel.

(Fortsetzung folgt.)

Die Erstürmung der Festung Wartenburg.

Humoreske von F. Clemens.

Mit Illustrationen von Adolf Wald.

(Nachdruck verboten.)

„Unser neuer Reisender," bemerkte Arnold Fabius junior Morgens beim Frühstück zu seinem Vater, „ist eine geradezu unbezahlbare Kraft."

„Ganz deiner Meinung," preßte Arnold Fabius senior zwischen seinen mit der Zerkleinerung einer Semmel angelegentlich beschäftigten Zähnen hervor.

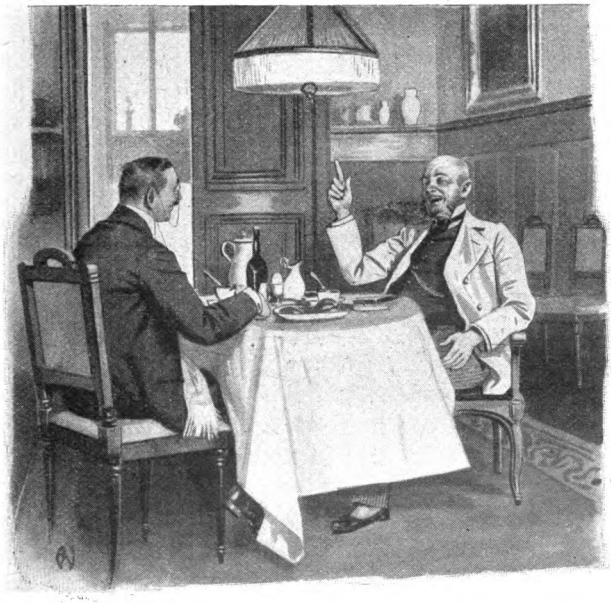
„So einen Pfiffikus haben wir noch nicht gehabt," fuhr Arnold Fabius junior schmunzelnd fort. „Ich glaube, er schwatzte dem Teufel ein Ohr ab. Denk' nur, es ist ihm gelungen, unsere alte Kundin Aurora Herrmann in Neustadt wieder zu versöhnen, die wegen der verspäteten Lieferung der vorigen Weihnachtswaren unsere unversöhnliche Feindin geworden war."

„Wirklich?" fragte Fabius senior mit Interesse. „Wie hat er denn das angefangen?"

„Er hat in Erfahrung gebracht, daß ihr Neffe, den sie abgöttisch liebt und über alles bewundert, einen Band Gedichte veröffentlicht hat, soweit man von Veröffentlichung bei einem Buche reden kann, das niemals über die Grenzen einiger Buchläden und des Lagerraums des Verlegers hinauskommt. Sofort hat er sich den

Band angeschafft, die Gedichte durchflogen und ist dann flugs zu der alten Dame geeilt, sich ihr als glühender Verehrer ihres Neffen vorstellend. Nach einer Stunde verließ er mit Liebenswürdigkeiten und Bestellungen beladen das Geschäft."

Der alte Fabrikant lachte laut auf. „Ausgezeichnet!"



rief er vergnügt. „Ja, ja, Nöffler ist ein geriebener Bursche — an ihm ist ein Diplomat verdorben. — Weißt du, Arnold, was ich für eine Idee habe?"

„Nun?"

„Nöffler muß einen Versuch machen, die Festung Wartenburg zu erstürmen!"

Der Sohn schüttelte unwillig den Kopf. „Sollen

wir uns noch einmal den Kopf an ihren unersteigbaren Mauern einstoßen?"

„Es soll der letzte Sturm sein!"

„Wir hatten doch beschlossen, im berechtigten Gefühl beleidigten Stolzes die Firma für immer zu ignorieren —"

„Da wir in unserem Reisenden Viktor Nöffler einen neuen, in allen Schlichen und Listen der Strategik erfahrenen Feldherrn gefunden haben, können wir immerhin noch einen Versuch wagen. — Schicke Nöffler doch nachher zu mir herüber."

— — — — — — — — — — — —

Als „Festung Wartenburg" bezeichnete man im Kontor der Fabrik das alte Handlungshaus Theodor Wartenburg in der alten Reichsstadt F., eines der vornehmsten und angesehensten der Stadt nicht nur, sondern der ganzen Gegend. Die Firma Theodor Wartenburg blickte auf ein ehrwürdiges Alter zurück, sie besaß ihre „Ahnen" gleich einem alten Grafen- oder Rittergeschlecht. Die alten Herren in gefältelten Halskrausen und Allongeperücken, deren lebensgroße Bilder den Prunksaal des alten Patrizierhauses zierten, hatten schon im spanischen Erbfolgekrieg hinter den dickleibigen Folianten ihrer Schreibstuben gesessen und für Prinz Eugens Armee Lieferungen übernommen. Natürlich waren auch die jeweiligen Chefs Aristokraten vom Scheitel bis zur Sohle, stolz wie weiland die Welser und Fugger, ehrenhaft bis in die Stiefelspitzen, vornehm in Wesen und Gesinnung. Aber vornehm in jenem edelsten Sinn des Wortes, der den Begriff nicht nur auf Privilegien, sondern auch auf Pflichten anwendet. Mit der Firma Theodor Wartenburg in Verbindung zu stehen, war eine Ehre für jeden Kaufmann, sie verkehrte nur mit den solidesten und geachtetsten Firmen,

sie war so schwer zugänglich wie der Gipfel des Matterhorns.

Seit zehn Jahren bemühte sich die Fabrik von Arnold Fabius Vater & Sohn vergebens, mit dem Hause Wartenburg anzuknüpfen. Jedes Jahr machte der Reisende regelmäßig dem zur Zeit Regierenden, Herrn Theodor Wartenburg, seine Aufwartung, aber ebenso regelmäßig erfolgte mit einigen Worten des Bedauerns seine Entlassung. Es ward zuletzt für den alten Fabius geradezu eine Ehrensache, die berühmte Firma zu gewinnen. Schriftlich und mündlich setzte man alle Hebel in Bewegung — der Erfolg blieb aus! Die Firma Wartenburg blieb für den Fabrikanten eine uneinnehmbare Festung! Und als solche sprach man zuletzt im Hause Fabius ausschließlich von ihr, man scherzte und räsonierte über ihre Unbesiegbarkeit, und ein mit einer poetischen Ader ausgerüsteter Kommis hatte aus Anlaß eines Geschäftsfestes den aussichtslosen Kampf sogar in einem Tafellied gefeiert, in welchem die Stelle vorkam:

„Und ob wir noch so ringen,
Schweißtriefend durch und durch,
Wir werden nie bezwingen
Die Feste Wartenburg."

Zuletzt beschloß die Geschäftsleitung, die fruchtlosen Versuche abzubrechen, da es unter der Würde der Firma sei, sich immer und immer wieder gleich einem lästigen Bittsteller die Tür weisen zu lassen.

Das war es etwa, was Arnold Fabius senior seinem Reisenden Viktor Nöffler auseinandersetzte, als dieser eine Stunde später im Privatkontor ihm gegenübersaß.

„Seit Sie jedoch das Portefeuille des Äußeren übernommen haben," fügte der alte Herr scherzend hinzu, „ist die Hoffnung in unser Herz zurückgekehrt.

Wenn einer, so sind Sie der Mann, die Festung Wartenburg zu erstürmen. Trauen Sie sich die Kraft zu dem schwierigen Unternehmen zu?"

Viktor lächelte. „Warum nicht?" erklärte er nach kurzem Bedenken. „Schwierigkeiten haben mich noch niemals entmutigt, sondern immer nur gereizt. Eine solche Aufgabe ist ganz nach meinem Sinn. Ich will es versuchen. Nur müssen Sie mir dazu einige Zeit gewähren."

„Versteht sich. — Reisen Sie sogleich und bleiben Sie in F., solange Sie es für nötig halten. Ich verhehle Ihnen nicht, daß der Sieg mich überglücklich machen würde — nicht etwa lediglich um der Genugtuung willen, welche er meiner beleidigten Eitelkeit gewähren würde, sondern auch im Interesse des Geschäfts. Mit Wartenburgs in Verbindung zu stehen, ist an sich schon eine Reklame, ganz abgesehen von dem großen Bedarf und dem zu erwartenden Gewinne. Ich setze eine besondere Prämie von tausend Mark aus auf die Kapitulation der Festung."

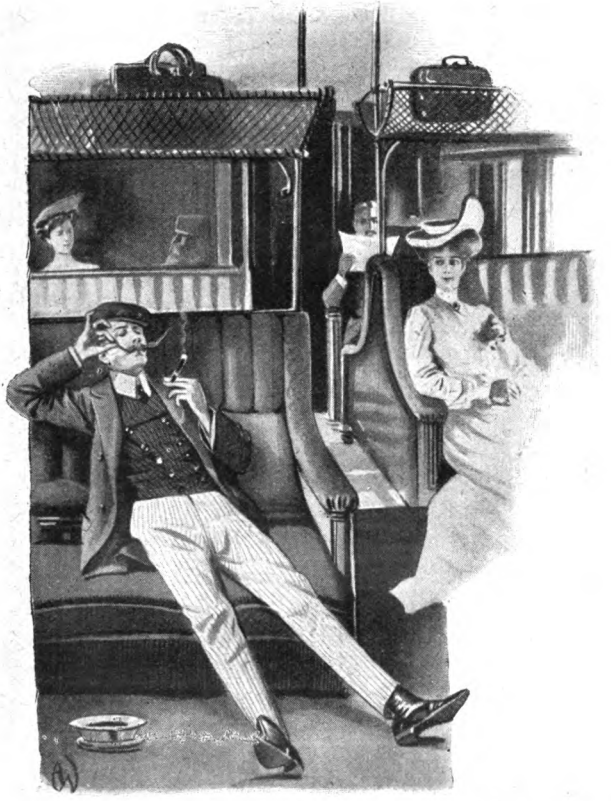
Der junge Reisende rief erfreut: „Es gilt, Herr Fabius! Doch denken Sie nicht, daß die Prämie allein mich anspornt. Ich arbeite nicht allein für schnödes Gold, sondern in erster Linie für die Ehre. — In einer Stunde werde ich abreisen."

Und in der Tat — eine Stunde später stieg Viktor Nöffler in den D-Zug.

Er war ein schneidiger Gesell, der junge Reisende, kein jovialer Reiseonkel jener beharrlichen Art, die hinten wieder hereinkommt, wenn sie vorn hinauskomplimentiert wird, sondern ein schlanker, hübscher Bursche, elegant in Kleidung und Bewegungen. Nur einen solchen Gesandten konnte Fabius an das Haus Wartenburg schicken, einen Mann von Bildung und Geist, der außer-

dem über eine große rednerische Gewandtheit und den erforderlichen Takt verfügte.

So, mit einem feinen ironisch-überlegenen Lächeln



auf den Lippen, den blonden Schnurrbart im Gefühl der Wichtigkeit seiner Sendung mit sanfter Festigkeit zu seiner äußersten Länge auseinanderziehend, streckte sich Viktor aus, beim Rauch einer von seinem Freunde

Adolf, dem Auslandsrepräsentanten der Firma, geschmuggelten Havanna seinen Feldzugsplan überlegend.

* * *

Noch am selben Abend saß Viktor in F. in einem Zimmer des „Goldenen Hirsch" in der Mitte zahlreicher Kollegen. Gleich nach seiner Ankunft hatte er das Gelände erkundet, das heißt er war einigemal an der „Residenz" des Hauses Wartenburg vorübergegangen und hatte zu den Fenstern hineingespäht, um, wie auch Napoleon I. vor einer Schlacht zu tun pflegte, den allgemeinen Charakter der Örtlichkeit zu studieren. Dann aß er mit Appetit zu Abend und begab sich in den „Hirsch", wo, wie er wußte, viele Geschäftsreisende und ihre Freunde und Bekannten aus der Stadt sich zu treffen pflegten.

Eine lustige, aber bunte Gesellschaft war hier versammelt, und Viktors Blick fiel auf verschiedene bekannte Gesichter: den „Elefanten" von der Weinfirma Blank & Folger, den „gewichtigsten" Reisenden des Kontinents; den „Apollo von Belvedere" — so genannt, weil er sich für einen förmlichen Apollo hielt und für die Firma Belfer & Teres in Köln reiste; den „Hotelbändiger", den „blinden Heß" und andere mehr.

Seine Frage, ob jemand von der Firma Wartenburg anwesend sei, wurde bejaht; zwei Kommis und ein Buchhalter des großen Handlungshauses befanden sich in dem fröhlichen Kreise. Viktor machte sich sofort an den Buchhalter, dem er dazu gratulierte, im Dienste einer so berühmten Firma zu stehen.

Der Buchhalter blähte sich noch ein wenig mehr auf, als es ohnehin schon der Fall war, und entgegnete, es sei allerdings eine besondere Ehre, dem Hause Wartenburg anzugehören.

„Ist wohl schwer dort ankommen?“ forschte der Reisende.

„Können sich denken. Erstens tritt selten Wechsel ein, unsere Leute fangen meist als Lehrlinge an und rücken dann auf, sind auch meistens alle lange Jahre da, zweitens verlangen wir, falls wirklich jemand gesucht wird, prima Zeugnisse, prima Referenzen, die größte Solidität und eine völlig tadellose Vergangenheit.“

„Dann kann man ja leichter Minister werden als Angestellter Ihrer Firma,“ bemerkte Viktor mit leisem Spott, den der andere jedoch nicht wahrnahm.

„Stimmt — und es ist noch sehr die Frage, ob unser Chef jeden Minister haben möchte.“

„Ihr Chef muß ein vorzüglicher Herr sein — wer mit solchem Erfolg einer Weltfirma wie der Ihrigen vorsteht! Offen gestanden, wenn ich einmal in eine Ihrer Stellungen vorrücken könnte, ich setzte alles daran. Sie haben nur den einen Prinzipal?“

„Nur einen, Herrn Theodor Wartenburg.“

„Schon alt?“

„So an die Sechzig.“

„Wohl ein tüchtiger und gescheiter Mann?“

„O —“ Der Buchhalter hielt jede weitere Bestätigung für überflüssig.

„Auch liebenswürdig und gerecht?“

„Ernst und energisch, aber auch liebenswürdig und gerecht. Er nimmt seine Rechte, aber auch seine Pflichten ernst.“

„Vielleicht könnte man ankommen, wenn man sich hinter jemand steckte. — Mein Vetter ist mit der Frau des Hauses bekannt, ich —“

Lebhaftes Kopfschütteln des Buchhalters. „Da kennen Sie ihn schlecht. Protektion gibt es bei ihm

nicht. Wer sich auf solche Weise 'ranzuschlängeln sucht, hat für immer verspielt."

„So strenge Grundsätze hat er?"

„Er ist ein Muster von Objektivität. Alle Dinge sucht er nur nach ihrem wahren Werte zu messen."

„Das lass' ich mir gefallen — da gibt es keine Günstlinge, keine besonderen —"

„Gar nichts."

„Wer ihm aber recht nach dem Munde zu reden weiß —"

„Gegen den ist er erst recht mißtrauisch."

„Wahrhaftig, ganz der ehrenhafte Charakter, als der er mir beschrieben worden ist. Kennen lernen möcht' ich wenigstens so einen Mann. — Geht er oft spazieren?"

„Wenig. Wenn Sie ihn einmal sehen wollen, so — Übrigens, wie lange halten Sie sich hier auf?"

„Mehrere Tage."

„Nun, so kommen Sie doch in die übermorgen abend im Sternsaale stattfindende Wahlversammlung. Herr Wartenburg ist als Reichstagskandidat aufgestellt und entwickelt vor den Wählern sein Programm. Da haben Sie die beste Gelegenheit."

„Danke — werd's mir merken." Nöffler schüttelte dem Buchhalter gerührt die Hand.

In ähnlicher Weise holte er auch die beiden anderen Vasallen des Hauses Wartenburg aus — ja, es schien, als erschöpfe sich in diesem Namen sein gesamtes Interesse, denn wo er während der nächsten beiden Tage auch hinkam, immer lenkte er geschickt das Gespräch auf die Firma und ihren Chef und suchte zu ergründen, wie das Charakterbild des letzteren in der öffentlichen Meinung sich darstellte.

Am Abend des zweiten Tages wohnte Viktor der öffentlichen Versammlung bei, in welcher sich Theodor

Wartenburg den Wählern vorstellte. Der große Saal war dicht besetzt, mit begeisterten Hochrufen wurde der beliebte und angesehene Mann empfangen. Feierlich langsam bestieg er das Podium, eine lange, schlanke,

Deutschen Haus,
ST. PAUL, MINN.

etwas steife Figur mit aristokratischem Anflug, aber mit mildem, wohlwollendem Ausdruck in den graublauen Augen. Er sprach nicht enthusiastisch, überschwenglich, nicht eine einzige Phrase war in der etwa dreiviertelstündigen Rede enthalten, alles war vielmehr klar,

logisch und schlicht, und doch leuchtete auch so zwischen den Worten ein hohes humanes Empfinden hindurch.

Als er geendet, scholl lauter Beifall durch den Saal.

„Wünscht jemand das Wort?" fragte der Leiter der Versammlung.

Mehrere meldeten sich, alle sprachen dem Redner ihre Zustimmung aus und bekundeten ihr Einverständnis mit seinen Ausführungen.

„Meldet sich noch jemand zum Wort?" erkundigte sich hierauf der Vorsitzende.

Alles schwieg.

„Es meldet sich niemand mehr —"

„Ich bitte ums Wort!" rief da eine kräftige, sonore Stimme von der Seite.

„Wie heißen Sie?"

„Viktor Nöffler."

„Herr Nöffler hat das Wort!"

Alles blickte erstaunt und neugierig nach dem völlig fremden jungen Mann, der elastischen Schrittes die Stufen zur Rednerbühne hinaufstieg und mit einer Ruhe und Sicherheit das Wort ergriff, als sei er seit Jahren in diesem Kreise heimisch.

„Geehrte Anwesende," begann er mit einer Verbeugung, „ich bin ein Fremder unter Ihnen. Ich bin wohl Wähler, aber nicht Wähler Ihres Wahlkreises. Im Grunde besitze ich also kein Recht, hier zu sprechen. Wollen Sie mich trotzdem anhören, so danke ich Ihnen, wenn nicht, so werde ich gern die Tribüne verlassen."

Bescheiden wartete er einen Augenblick, aber der allgemeine Ruf: „Reden lassen!" und die Bemerkung des Vorsitzenden: „Sprechen Sie nur!" gaben ihm das Recht, fortzufahren, und er tat es mit folgenden Worten:

„Verehrte Anwesende, wenn ich als Gast mir erlaube, hier zu reden, so geschieht es, weil ich als völlig

Fremder die Sachlage mit mehr Objektivität beurteilen zu können glaube als Sie. Ich bin eben erst hier eingetroffen, der Herr Kandidat ist mir fremd, nur ein Zufall führte mich in Ihre Versammlung. Ich bin also ohne jede Voreingenommenheit für und gegen, auf mich wirken die Dinge ganz objektiv, und von dieser Basis aus glaube ich mit einer gewissen Berechtigung meinen Rat geben zu dürfen. Ich tue dies sowohl, indem ich die Person als die Sache würdige. Was zunächst die Person der Herrn Kandidaten anlangt, so erscheint mir derselbe als nicht ganz geeignet —"

Allgemeines „Oho!" der Versammlung.

„Nein, nicht ganz geeignet," fuhr Viktor, ohne sich irremachen zu lassen, fort. „Er ist auf alle Fälle ein Ehrenmann, Sie würden ihn sonst nicht mit Ihrem Vertrauen beehren, davon bin ich von vornherein überzeugt. Er ist sicherlich auch ein kluger, ein wohlwollender, ein gebildeter Mann —"

Zuruf: „Na also!"

„— trotz alledem scheint er mir nicht alle Eigenschaften in sich zu vereinigen, welche einem Volksvertreter zukommen. Offenbar fehlt ihm das rechte volkstümliche Empfinden, jener soziale Geist, von welchem in heutiger Zeit Politik und Gesetzgebung geleitet wird. Er ist auch kein Redner von innerem Beruf, welcher die Herzen mit sich fortreißen kann; er sagt selber, daß er nicht viel Zeit hat, und wird daher die Pflichten seines Mandats kaum mit all dem Eifer und der Ausdauer wahrnehmen können, welche die Stellung eines Abgeordneten mit sich bringt. Aus den Reden der anderen Herren habe ich ferner vernommen, daß der Herr Kandidat ein sehr reicher Mann ist, ich weiß daher nicht, ob er sich hinreichend in die Seele der Armut wird versetzen können. Was nun die sachlichen Bedenken

anlangt, so stehe ich zwar im wesentlichen auf seinem Standpunkt, in mancher Hinsicht aber scheinen mir seine Äußerungen die schärfste Kritik herauszufordern. Erstens —"

Und Viktor fuhr fort, einzelne Auslassungen des Kandidaten scharf unter die kritische Lupe zu nehmen, unter steigender Unruhe der Versammlung und von zahlreichen Zwischenrufen des Mißbehagens und der Entrüstung unterbrochen. Allein er kehrte sich nicht daran, sprach ruhig zu Ende und kehrte dann gemächlich und offenbar mit sich selber zufrieden auf seinen Platz zurück.

Herr Wartenburg bestieg darauf von neuem die Tribüne, diesmal von einem förmlichen Sturm des Beifalls begrüßt.*)

„Der Herr Vorredner ist fremd, er kennt mich also nicht," erklärte er mit gerunzelter Stirn, die seinen Unwillen besser ausdrückte als seine Worte. „Das mag ihn rechtfertigen. Sie, verehrte Mitbürger, kennen mich und haben mich aufgestellt, ich habe mich nicht in Ihr Vertrauen gedrängt. In einem Punkte aber hat der Herr recht: ich bin kein Redner und daher nicht im stande, ihn so zu widerlegen, wie Sie das vielleicht erwarten. Sie kennen mich und meinen Standpunkt, ich habe nichts hinzuzufügen und kann nur die Worte des Dichters für mich in Anspruch nehmen:

‚Und wie der Mensch nur sagen kann: Hier bin ich,
Daß Freunde seiner schonend sich erfreun,
So kann auch ich nur sagen: Nehmt mich hin!'"

„Hoch, hoch — Wartenburg hoch!" brauste es durch die Versammlung, die in dem fast einstimmigen Be-

*) Siehe das Titelbild.

schlusse gipfelte, Theodor Wartenburg als Kandidaten aufzustellen.

Viktor saß ruhig auf seinem Platze, seinen Schnurrbart streichend und gar nicht darauf achtend, daß seine Nachbarn mit ironischer Miene nach ihm hindeuteten und sich eifrig in die Ohren tuschelten. Er hörte Bemerkungen wie: „Herr Wartenburg war wütend, man merkte es ihm an," und „So ein hergelaufener Grünspecht!" und was dergleichen Redensarten mehr waren; er aber nahm von nichts Notiz, hielt bis zuletzt stand und verließ erst mit den letzten gleichmütig den Saal.

* * *

Es war am anderen Morgen um elf Uhr, als dem Chef des Hauses Wartenburg der Reisende der Firma Arnold Fabius Vater & Sohn gemeldet wurde. Der alte Herr würdigte die ihm überreichte Karte keines Blickes, er äußerte nur ärgerlich zu seinem Prokuristen, der gerade anwesend war: „Wirklich eine ausdauernde Zähigkeit! Wir brauchen keine neuen Verbindungen — nun, vorlassen müssen wir ihn doch, er vertritt eine zu angesehene Firma."

Er winkte dem Kontordiener, und Viktor Nöffler trat ein.

Flüchtig schaute der Chef auf und begann nach kurzem Gruße: „Ich bedaure lebhaft, daß Sie sich vergeblich bemüht —"

Da hielt er inne, blickte den jungen Mann aufmerksam an und sagte mit scharfer Betonung: „Ach, S i e sind es?"

Viktor trat wie bestürzt einen Schritt zurück.

„S i e sind es?" rief auch er betroffen. „Verzeihen Sie, ich wußte nicht — es gibt hier mehrere Ihres

Namens. Ich war eben erst eingetroffen und hatte keine Ahnung, ich hielt es für meine Pflicht, meine Meinung —"

„Schon gut," entgegnete der stolze Kaufmann in schroffem Tone.

„Wenn die Sache so liegt, so habe ich leider selbst die Brücke abgebrochen, über die ich zu schreiten gekommen bin. Verzeihen Sie. Unter solchen Umständen muß mein Besuch nicht nur zudringlich, sondern auch überflüssig erscheinen. Selbstverständlich kann jetzt keine Rede mehr sein —"

Kurz entschlossen wandte er sich zum Gehen.

Aber ein Ruf des alten Herrn hielt ihn zurück. „Warten Sie einen Augenblick."

„Bitte."

„Nehmen Sie Platz."

Viktor setzte sich.

„Sie beweisen mit Ihrer eben ausgesprochenen Vermutung, daß Sie mich in der Tat nicht kennen," begann Theodor Wartenburg mit jetzt ganz ruhiger Stimme. „Sie sind sehr im Irrtum, mein Herr, wenn Sie meinen, meine Entscheidung in irgend einer Hinsicht sei jemals von persönlicher Voreingenommenheit abhängig."

„O, das meine ich nicht. Aber unwillkürlich — wir sind alle Menschen, und die Personen, die uns gegenübertreten —"

„Ich weiß wohl Person und Sache zu unterscheiden. Sie haben gestern einfach Ihrer Überzeugung Ausdruck verliehen — das war Ihr gutes Recht — ich hätte dasselbe Ihnen gegenüber getan. Unsere geschäftlichen Beziehungen kann das nicht im geringsten beeinflussen. Wollen Sie die Güte haben, mir Ihre Muster zu unterbreiten?"

Mit etwas Befangenheit, wie es schien, kam Viktor dem Wunsche nach.

Der alte Herr besah sich aufmerksam die vorgelegten Proben, er rief seinen Prokuristen, besprach sich mit diesem und erklärte schließlich: „Herr Alberti

hier hat meine Instruktionen. Wir haben gerade einige Bedürfnisse in dem betreffenden Genre — Sie können von ihm unsere Aufträge entgegennehmen. Guten Morgen."

„Guten Morgen, Herr Wartenburg. Verzeihen Sie nochmals —"

„Bitte, ich habe nichts zu verzeihen."

— — — — — — — — — — — — —

Eine halbe Stunde später verließ Viktor Nöffler die Residenz derer von Wartenburg mit einem bedeutenden Auftrag an seine Firma im Bestellbuch. Triumphierend

erschien sein Lächeln, stolz strich er seinen Schnurrbart, behaglich steckte er sich eine der „Geschmuggelten" seines Kollegen ins Gesicht.

Dann aber eilte er nach dem Telegraphenamt und depeschierte an seine Prinzipale nur die beiden Worte: „Festung kapituliert!"

Das ist die wahrhaftige Geschichte von der Erstürmung der Festung Wartenburg.

Im Yildizpalast.

Bilder vom Sultanshofe. Von Reinhold Ortmann.

Mit 9 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Seitdem die gewaltigen inneren Erschütterungen seines Reiches den Selbstherrscher aller Reußen gezwungen haben, wenigstens den ersten Schritt der Annäherung an die parlamentarische Regierungsform anderer Kulturstaaten zu tun, ist die Türkei das einzige europäische Staatswesen geworden, in welchem dem Absolutismus des Herrschers durch keinerlei einschränkende Verfassungsbestimmungen irgendwelche Grenzen gezogen sind. Die Machtfülle des Großherrn in Konstantinopel ist in unseren Tagen der Aufklärung noch genau dieselbe wie in den dunklen Zeiten der Kreuzzüge. Noch heute ist der Sultan der alleinige Gesetzgeber seines Volkes, der unumschränkte Herr über Leben und Freiheit seiner Untertanen, der despotische Gebieter über Millionen von Sklaven.

Es ließe sich denken — und die Weltgeschichte hat Beispiele dafür aufzuweisen —, daß ein erleuchteter, mit ungewöhnlichen Vorzügen des Geistes und des Herzens ausgestatteter Fürst von so ungeheuren Machtmitteln einen Gebrauch zu machen verstände, der ihm im Verlauf einer langen Regierungszeit das Vertrauen und die Liebe der Beherrschten gewänne. Der gegenwärtig regierende Sultan Abd-ul-Hamid aber ist wohl selbst sehr weit davon entfernt, an eine solche

Liebe seiner Untertanen zu glauben, und er hat es vom Beginn seiner Herrschaft an bis auf den heutigen Tag vorgezogen, von ihnen gefürchtet zu sein. Man hat ihn den „roten Sultan" genannt um der Ströme Blutes willen, die während seiner Regierungszeit vergossen worden sind, und für die seine Ankläger ihm die Verantwortung aufbürden. Man hat erschreckende statistische Aufstellungen gemacht über die Zahl der ohne Prozeß und Urteil Eingekerkerten und Verbannten, die seinem allezeit regen Argwohn als gefährliche Elemente erschienen waren, und man erzählt unter den ins Ausland geflüchteten Jungtürken schauerliche Geschichten von unterirdischen Verliesen innerhalb der Mauern von Yildiz und von Folterkammern, deren Schreckniſſe alles hinter sich lassen sollen, was uns über die Torturgreuel weit zurückliegender Jahrhunderte berichtet wird.

Die Geschichtschreibung der Zukunft erst wird volle Klarheit darüber bringen, was an dieser gegen Abdul-Hamid erhobenen Beschuldigung der Grausamkeit und der tyrannischen Willkür Wahrheit und was entstellende Übertreibung ist. Offenkundig ist für den zeitgenössischen Beobachter nur die Tatsache, daß der in einem gewissen Sinne mächtigste Mann der Welt heute, da seine irdische Laufbahn sich ihrem Ende nähert, sich nur noch von Feinden und Verrätern umgeben glaubt, daß im ganzen unermeßlichen Bereich des Islam kaum einer unausgesetzt so angstvoll um sein Leben zittert als der „Beherrscher aller Gläubigen", und daß die ständige Furcht vor Meuchelmördern, Attentätern und Palastrevolutionären den Allgewaltigen zu einem armen und bemitleidenswerten Manne macht.

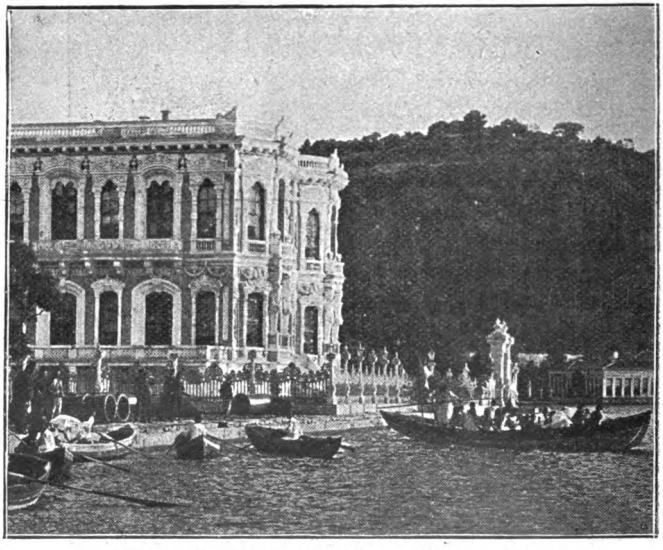
Man weiß, daß die Türkei ein fast bankerottes Land ist, aber man weiß auch, daß der Großherr und seine Umgebung nichts von dieser Armut verspüren. An

beiden Seiten des Bosporus, an der europäiſchen wie an der aſiatiſchen Küſte, reiht ſich Palaſt an Palaſt, die

Sultan Abd-ul-Hamid. Nach einem Gemälde.

ſämtlich zum Beſitze des Sultans gehören, und die zum Teil als prächtige Gefängniſſe für Blutsverwandte dienen müſſen, von deren Bewegungsfreiheit Abd-ul-Hamid eine Gefährdung ſeines Thrones beſorgt hat

oder noch beſorgt. Aber er ſelbſt betritt niemals einen dieſer „Kiosks“, deren mancher von blutigen Tragödien erzählen könnte, die ſich in ferner oder naher Vergangenheit hinter ſeinen verſchwiegenen Mauern abgeſpielt haben. Der Nachfolger des Propheten wohnt

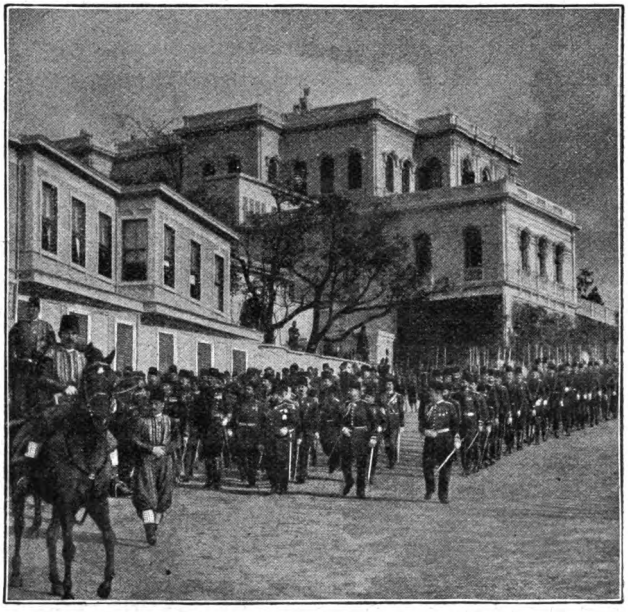


Kiosk des Sultans an den Süßen Waſſern von Aſien.

im Yildizpalaſt, unter dem man ſich übrigens nicht ein einzelnes Gebäude, ſondern eine ohne jeden einheitlichen Plan aus den verſchiedenartigſten Baulichkeiten zuſammengeſetzte kleine Stadt vorzuſtellen hat, eine Stadt, die gleich einer Feſtung durch hohe Mauern gegen die Außenwelt hin abgeſchloſſen iſt, und die hundertmal ängſtlicher als eine von Feinden bedrohte Feſtung behütet wird.

„Yildiz“ bedeckt mit ſeinen ungefähr 500 Paläſten,

Villen, Kiosks, Moscheen und Kasernen, mit seinen Gärten und Parks eine Fläche von beiläufig 150 Hektar, und es zählt eine ständige Einwohnerschaft von 12,000 bis 15,000 Köpfen, deren einziger Beruf es ist, den



Vor der Ausfahrt des Sultans zum Selamlik.

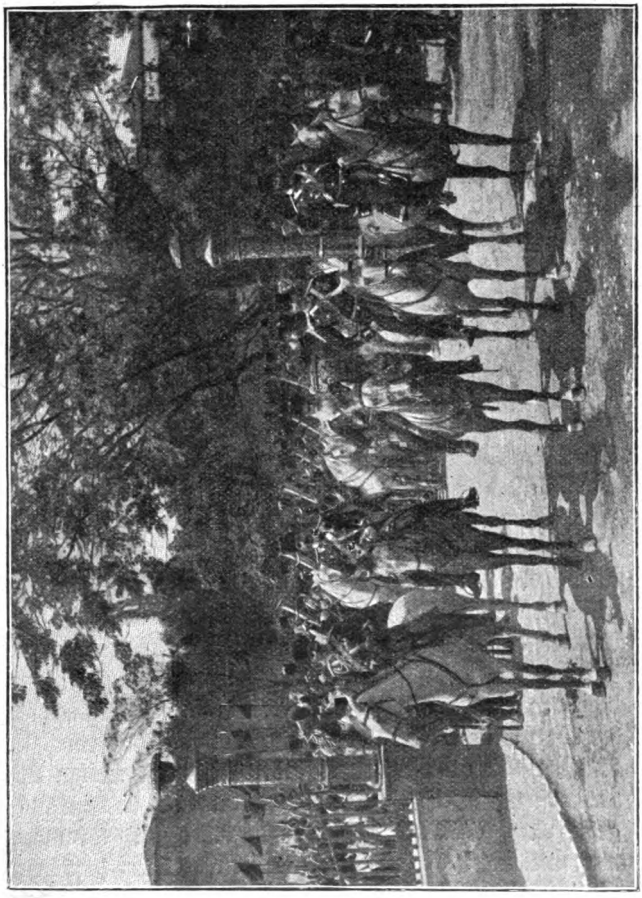
Beherrscher aller Gläubigen zu beschützen, zu bedienen oder zu amüsieren. Der Zutritt in das Innere dieses geheiligten Bezirks ist an so strenge Bedingungen und Voraussetzungen geknüpft, daß man schon der Gesandtschaft einer fremden Macht angehören oder sehr nahe persönliche Beziehungen zu irgend einem türkischen Großwürdenträger unterhalten muß, um die Schwierigkeiten zu überwinden, die sich einem solchen, in den

Augen jedes moslimischen Bewohners von Stambul geradezu tollkühnen Unternehmen entgegenstellen. Daß die wundertätige Wirkung des „Bakschisch“ unter Umständen den Mangel an solchen Verbindungen ersetzen kann, ist, da wir uns eben in der trinkgeldlüsternen Türkei befinden, allerdings selbstverständlich. Aber selbst mit Hilfe der reichlichsten Bestechung würde es einem gewöhnlichen Sterblichen kaum gelingen, den Großherrn selbst zu Gesicht zu bekommen.

Für die ständigen Bewohner aber lebt sich's in Yildiz nicht eben schlecht. In den kaiserlichen Küchen wird täglich für 30,000 Personen gekocht, gebraten und gebacken, da die Hofbediensteten der höheren und höchsten Ämter nicht nur ein Recht auf freie Verpflegung für ihre eigene Person haben, sondern auch eine Anzahl von Portionen für ihre zu Gaste geladenen näheren Freunde beanspruchen dürfen. Kaffee, Konfitüren und Zigaretten stehen überdies in unbeschränkten Mengen zur Verfügung. Man berechnet die Kosten dieser Verpflegung auf 50,000 Franken für den Tag, doch dürfte die Schätzung viel eher zu niedrig als zu hoch gegriffen sein. Man sieht also, daß auch das in der Türkei so alltägliche Gespenst der Armut und der Not zu den Dingen gehört, denen das Eindringen in den Yildizbezirk ein für allemal verboten ist.

Die Titel der zum Sultanshofstaat gehörigen Würdenträger aufzuzählen, wäre eine Aufgabe, die unerfüllbar erscheint. Es mag als eine kleine Auslese genügen, daß es einen ersten Großeunuchen — eine gar einflußreiche Persönlichkeit — gibt, einen Großschatzmeister, einen Schatzmeister der kaiserlichen Privatschatulle, einen Großpalastmarschall, einen Oberzeremonienmeister, einen Großalmosenier, einen ersten und zehn „zweite“ Privatsekretäre Seiner Majestät, einen

ersten und dreißig „zweite“ Leibärzte, unzählige Kammerherren und so weiter.



Die kaiserliche Garde.

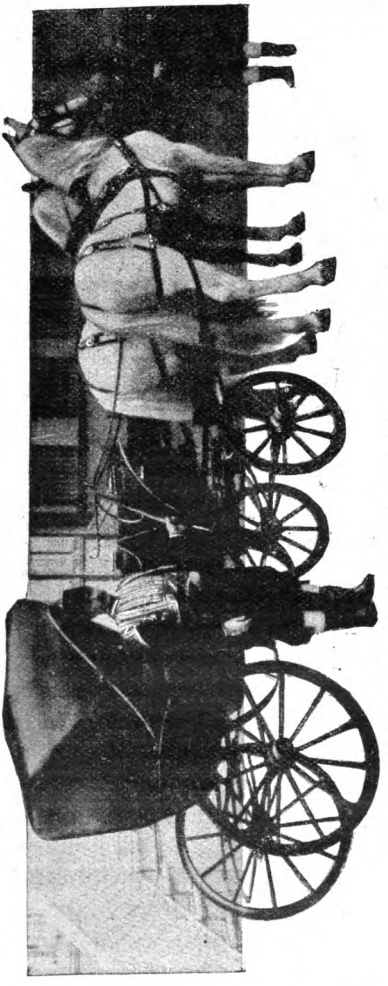
Ein nicht unwesentlicher Bruchteil der Bewohnerschaft gehört dem schöneren Geschlechte an, denn der

Nachkomme des Propheten macht von der ihm durch das Gesetz seines großen Vorfahren erteilten Erlaubnis, sich eine größere Anzahl von „Lebensgefährtinnen" zu wählen, mit wahrhaft fürstlicher Großartigkeit Gebrauch. Er erfreut sich des Besitzes von 300 rechtmäßigen Gattinnen und hat das Vergnügen, diese „Perlen des Serails" von 1500 ausgesucht hübschen Dienerinnen umgeben zu sehen. Des Sängers Höflichkeit schweigt von der Höhe der pekuniären Aufwendungen, deren es bedürfen mag, alle diese Damen jederzeit bei guter Laune zu erhalten. Der geneigte Leser mag sich's nach Belieben auf Grund seiner eigenen Erfahrungen mit Hilfe eines einfachen Multiplikationsexempels ausrechnen.

Recht kostspielig muß sich auch die Unterhaltung und Ergänzung des kaiserlichen Marstalls gestalten, denn obwohl der kranke Sultan seinen Fuß schon längst nicht mehr in den Bügel setzen kann, ist er es doch seiner Herrscherwürde schuldig, nicht unter die Zahl von 500 lediglich für den allerhöchsten Gebrauch bestimmten Reitpferden hinabzugehen. Diese durchweg entzückend schönen Tiere arabischer und zirkassischer Zucht werden mit peinlichster Sorgfalt ausgewählt und verpflegt. Ihr „Dienst" aber besteht darin, daß sie von reich uniformierten Stallmeistern am Zügel hinter dem Wagen des Sultans hergeführt werden, wenn der Großherr die hergebrachte Fahrt zum Selamlik unternimmt.

Eine andere Verschwendung, die sich indessen dem Auge und der Nase des Besuchers sehr angenehm bemerklich macht, ist die Verschwendung, die in den ausgedehnten Gärten des Yildizbezirks mit Blumen, namentlich mit Rosen, getrieben wird. Man sagt dem Sultan eine besondere Vorliebe für diese königlichen Blüten nach, und die wenigen Glücklichen, denen es vergönnt war, den Großherrn bei einem seiner täglichen

Spaziergänge in den seinen Arbeitsgemächern zunächstliegenden Gärten zu beobachten, erzählen übereinstimmend, daß der „rote Sultan“ fast vor jedem Rosenstock halt zu machen pflegt, um seine Lieblinge zärtlich zu betrachten und sich an ihrem Duft zu erfreuen. Auch ein unter reichlicher Verwendung von Blütenblättern der Rose hergestelltes Konfekt erfreut sich Abd-ul-Hamids besonderer Gunst und wird mit Kaffee und Zigaretten allen nach Yildiz eingeladenen Gästen dargeboten.



Der vom Sultan bei der Fahrt zum Selamlik benützte Wagen.

Auf einem der erwähnten täglichen Spaziergänge, die zumeist nur von kurzer Dauer sind, widerfuhr dem Großherrn das merkwürdige Mißgeschick, zum ersten

Male in seinem Leben höchst unfreiwillig auf die Platte eines Photographen zu geraten. Ein glücklicher Zufall setzt uns in den Stand, unseren Lesern eine Wiedergabe dieser einzig dastehenden Aufnahme vorzuführen. Die Umgebung des Großherrn nämlich denkt, soweit es sich um ihre eigenen Personen handelt, in diesem Punkte anscheinend weniger streng, so daß es einem unternehmenden Lichtkünstler gelingen konnte, bis an die äußeren Tore des Serails vorzudringen und eine Gruppe von Haremswächtern vor seinen Apparat zu bringen. Wer aber beschreibt die Überraschung des mutigen Mannes, als er bei der Entwicklung der Platte entdeckte, daß im Hintergrunde des Bildes kein Geringerer sichtbar wurde als der Großtürke in höchsteigener Person, wie er mit dem Sonnenschirm in der Hand durch den Haremsgarten dahinwandelt. Das erste und einzige photographische Bildnis des Sultans war, wenn auch etwas undeutlich, auf solche Weise zu stande gekommen.

Daß Abd-ul-Hamid trotz seiner vielen Wächter, Diener, Leibrosse, Rosen und Frauen kein beneidenswerter Mann ist, haben wir schon oben angedeutet. Es mag ja nicht alles buchstäblich wahr sein, was von den Äußerungen seiner beständigen Todesfurcht und Attentatsangst erzählt wird, von seinem ruhelosen nächtlichen Umherwandern mit einem Revolver in jeder Hand, von seinem todbringenden Schuß auf ein mit einer Schere spielendes Kind, das seine reizbare Phantasie für einen mit dem Dolch im Gewande auf ihn eindringenden Meuchelmörder genommen. Aber wenn man auch diese zahlreich umlaufenden Geschichten in das Reich der Erfindung verweisen will, sicher ist doch, daß der Sultan inmitten seiner 10,000 Wächter und seiner 4 Meter dicken Festungsmauern keine Stätte besitzt, wo er sein müdes Haupt ruhig und

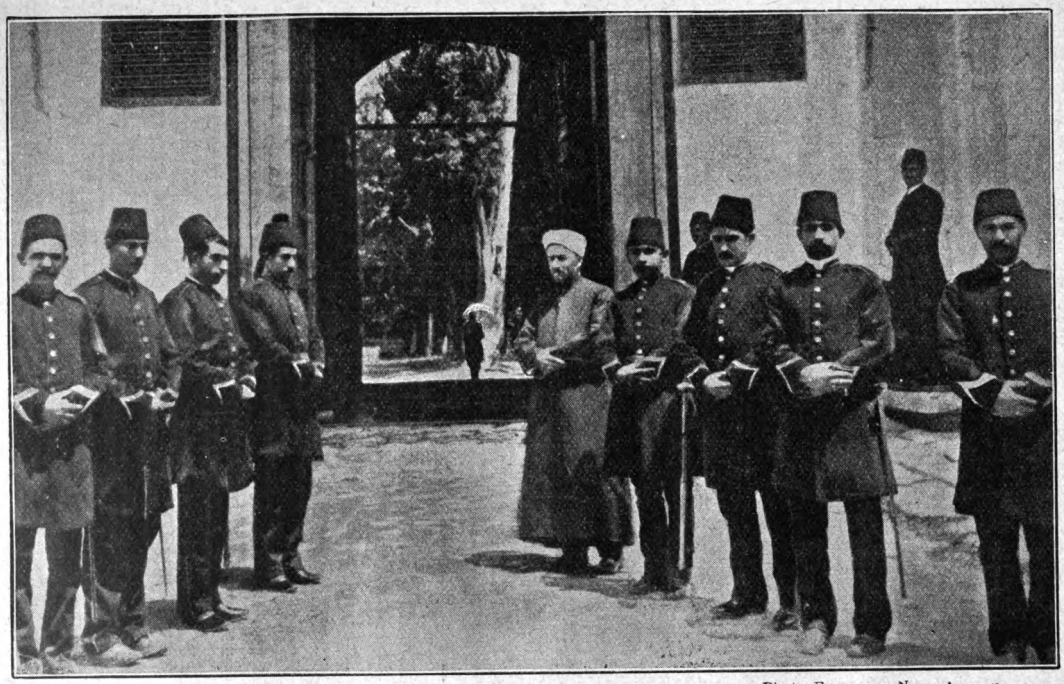


Photo Exclusive News Agency.

Abd-ul-Hamid im Garten seines Harems.
Die einzige überhaupt vorhandene photographische Aufnahme des Sultans.

sorglos zum Schlummer niederzulegen wagt. Unzählige Schlafzimmer sind auf dem weiten Yildizgebiet für ihn bereit, und selbst seine vertrautesten Diener wissen kaum jemals, in welches von ihnen der Sultan sich zurückgezogen hat.

Seine Nachtruhe aber währt niemals länger als vier oder fünf Stunden, die er, in die Ecke eines Diwans gekauert, zu verbringen pflegt. Zumeist schon vor Tagesanbruch müssen seine Adjutanten dienstbereit, und seine Sekretäre zur Stelle sein, denen er oft stundenlang ununterbrochen Gesetze, Verordnungen und Verfügungen an die verschiedensten Behörden diktiert. Denn der Großherr ist mitten in all seinen Ängsten ein unermüdlicher Arbeiter, der auch den geringfügigsten Dingen seine Aufmerksamkeit zuwendet, und der es heilig ernst nimmt mit der Aufgabe, die Geschicke seiner 40 Millionen Untertanen in der von ihm für richtig gehaltenen Weise zu lenken.

In ewigem Einerlei gehen so seine Tage und Nächte dahin, und eine — vielleicht wenig willkommene — Unterbrechung bedeutet einzig die an jedem Freitag unter großem Gepränge erfolgende Fahrt in die Hamidjemoschee. Auf einer dieser Fahrten — am 21. Juli 1905 — geschah es bekanntlich, daß in der unmittelbaren Nähe des von Abd-ul-Hamid selbst gelenkten kaiserlichen Wagens eine von Meuchelmördern geworfene Bombe explodierte, durch deren Luftdruck eines der hinter dem Wagen geführten Pferde 50 Meter weit fortgeschleudert wurde und deren Sprengstücke 30 Personen ums Leben brachten. Der unverletzt gebliebene Sultan benahm sich bei diesem aufregenden Vorfall mit erstaunlicher Ruhe; sein ohnedies bleiches Gesicht blieb unbewegt, und er lenkte den Wagen selbst nach dem Palast zurück.

Ein gnädiges Geschick hatte ihn vor gewaltsamem

Tode bewahrt, aber nicht allzulange nachher ging durch die europäiſchen Zeitungen die Kunde von einer ſchweren Erkrankung des Großherrn, die aller Kunſt ſeiner 31 einheimiſchen Leibärzte ſpottete und ihn nötigte, ſich

Photo Exclusive News Agency.

Prinz Abdur-Rahim, der Lieblingsſohn des Sultans.

Photo Exclusive News Agency.

Prinz Mahmud, der jugendliche Adjutant des Prinzen Abdur-Rahim.

an abendländiſche ärztliche Autoritäten um Rat und Beiſtand zu wenden. Dieſe Herren pflegen ſo verſchwiegen zu ſein, wie ihre Berufspflicht es von ihnen fordert, und in der unmittelbaren Umgebung des Großherrn iſt es ebenſo wie im ganzen Türkenreiche ſtreng

verboten, von einer Krankheit des Sultans zu reden oder zu flüstern. So wissen nur wenige Eingeweihte von der wirklichen Natur seines Leidens, und die Welt ist im ungewissen geblieben, ob es sich nur um einen vorübergehenden Krankheitsanfall oder — wie hie und da verlautete — um ein unheilbares Übel handelt, das die Tage des Großherrn als gezählt erscheinen läßt.

Dem Augenblick aber, da Abd-ul-Hamid seinen letzten Atemzug tun wird, sieht man nicht nur in der Türkei, sondern auch außerhalb ihrer Grenzen mit allerlei bangen Besorgnissen entgegen. Denn noch gewisser als in früheren Fällen wird der Thronwechsel in Konstantinopel diesmal das Signal sein zum Ausbruch offenen Kampfes zwischen den beiden Parteien, die in unversöhnlicher Feindschaft seit langem insgeheim um die Herrschaft ringen. Die sogenannte alttürkische Partei, deren Anhänger zumeist ein sehr starkes persönliches Interesse an einer Fortdauer der jetzigen Verhältnisse, an einem Weiterbestand des autokratischen Regiments mit seinem Unterdrückungssystem und seiner Willkürherrschaft haben, beabsichtigt, den Lieblingssohn Abd-ul-Hamids, den kaum vierzehnjährigen Prinzen Abdur-Rahim, zum Sultan auszurufen, einen hoffnungsvollen Jüngling, der seine besondere Eignung zum Beherrscher aller Gläubigen bisher nur durch die unbezwingliche Neigung, seinen jungen „Adjutanten" und seine sonstige Umgebung zu ohrfeigen, kundgetan hat. Die reformfreundlichen „Jungtürken" aber, denen die Sympathien aller hervorragenden Geister des Osmanenreiches gehören, setzen ihre Hoffnungen auf den rechtmäßigen Thronerben, den jüngeren Bruder des Sultans, Reschad Effendi, der gleich den meisten anderen Blutsverwandten Abd-ul-Hamids seit dreißig Jahren ein Gefangener in seinem eigenen Palaste ist, dem man aber eine hohe

Intelligenz und eine ausgesprochene Hinneigung zu den liberalen Regierungsformen des Abendlandes nachrühmt.

Inwieweit es sich hier um berechtigtes Lob oder um fromme Wünsche handelt, läßt sich schwer entscheiden. Aber es ist jedenfalls gewiß, daß die alttürkische Partei diesem Thronerben nichts weniger als wohlwollend gegenübersteht, und daß Reschad Effendi in der Stunde, da sein erlauchter Bruder aus dem Leben scheidet, gar sorgsam wird auf der Hut sein müssen, daß man ihn nicht als einen regierungsunfähigen Schwachkopf für den Rest seines Lebens einsperrt oder ihn durch ein noch kürzeres Verfahren unschädlich macht. Um die

Prinz Sahabeddin, der als Flüchtling in Paris lebende Neffe des Sultans.

geeigneten Mittel, sich eines unbequemen Thronfolgers zu entledigen, ist man am Goldenen Horn ja noch nie in Verlegenheit gewesen.

Als die Seele der jungtürkischen Bewegung gilt zur Zeit der in Paris lebende Prinz Sahabeddin, ein Neffe des Sultans, der sich durch seine radikalen Anschauungen und seine Aufklärungsbestrebungen die Ungnade seines erhabenen Oheims in so hohem Maße zugezogen hat, daß er sich nur durch schleunige Flucht einem drohenden Strafgericht zu entziehen vermochte. Es gereicht der Auffassung der französischen Staatsmänner von den Pflichten der Gastfreundschaft zur Ehre, daß sie dem äußerst dringlichen Ansuchen der Hohen Pforte um Auslieferung des Flüchtlings nicht nachgegeben und den als sehr sympathisch geschilderten jungen Mann, dessen Haus zu einem Sammelpunkt für die Opfer der türkischen Willkürherrschaft geworden ist, bis heute unbehelligt gelassen haben.

Ein Irrtum.

Novelle von Paul Cserna.

▽ ▽ (Nachdruck verboten.)

1.

Lena v. Grabenow stand in der Toreinfahrt eines der stillen, vornehmen Häuser hinter der Wiener Votivkirche und blickte auf den verschneiten Platz hinaus. In der Frühe war schwerer, dichter Nebel durch die Straßen gezogen; dann hatten die Sonnenstrahlen das Gewoge durchbrochen, und nun glitzerten die in der Großstadt selten reinen Schneeflächen, daß es den Augen förmlich weh tat.

Langsam ging Lena längs der Häuserreihe der inneren Stadt zu. Quer über den weiten Maximiliansplatz, dann durch die enge Schottengasse auf die Freyung, dann wieder durch ein schmales Gäßchen, dann wieder über den breiten Platz „Am Hof". Den hatte sie gerne, besonders in den Nachmittagsstunden, wenn die Stände der Gemüse- und Obsthändlerinnen weggeräumt sind, und der vornehme Eindruck, den dieses Restchen Alt-Wien macht, nicht durch das Gekribbel zu Füßen des Radetzkydenkmals gestört wird. Von dort sind es nur wenige Schritte zum Graben.

Das Menschengewühl auf dem Graben machte ihr Spaß. Ein Stückchen Berliner Leben von der Friedrich- oder Leipzigerstraße, sagte sie sich. Mit dem Unterschiede, daß die Leute hier nicht so eilten, sich nicht so drängten wie in der unendlich langen Berliner Hauptverkehrsader. Das Angestarrtwerden war ihr aber

peinlich. Allerdings, sie zu übersehen ging nicht gut an: das große, schlanke, fast überschlanke Mädchen mit den dunklen, verschleierten Augen, die seltsam gegen das aschblonde Haar abstachen, war eine auf dem Wiener Graben ungewohnte Erscheinung, und Lena ärgerte sich im stillen über die dreisten Blicke, die von rechts und links zu ihr flogen.

Bald hatte sie ihre Besorgungen erledigt und kehrte um. Vor der Pestsäule kam ihr ein Herr entgegen, der sie erst scharf ansah und dann, nachdem er sie erkannt, tief den Hut zog. Es war der Hofrat Hottinger, ein Amtsgenosse ihres Onkels Nagelschmidt. Sie hatte seine Bekanntschaft vor kurzem erst, am Abend ihrer Ankunft in Wien, gemacht.

Der Hofrat war kein junger Mann mehr. Sein stark ergrautes Haar war gelichtet, und in seinem kurzverschnittenen Schnurrbart zeigten sich schon silbern glänzende Fäden. Er trug goldgefaßte Brillengläser und war immer sehr ernst, sehr würdevoll, zurückhaltend, vorsichtig — wie ein Diplomat älterer Schule. Daß er klug, sehr klug war, hatte Lena sofort bemerkt; stets zeigte er sich mehr beobachtend als selbst sprechend. Es konnte ihr auch nicht entgehen, daß er sich für sie interessiere. Schon nach zwei Tagen hatte er seinen Besuch wiederholt, und bald war er wieder gekommen, und dann wieder und wieder. Sonst hatte er sich, wie Frau Hofrat Nagelschmidt meinte, nicht in einem halben Jahre so oft sehen lassen.

Hottinger hatte, als er sie erblickte, seine Schritte verlangsamt, geradezu auffallend verlangsamt. Sie blieb stehen. Er versuchte gar nicht, seine Freude über die Begegnung zu verbergen. „Darf ich Sie ein Stückchen begleiten?“ fragte er. „Ich betrachte das als Erholung und Entschädigung.“

„Als Entschädigung? Für was?"

„Für den schweren Vormittag, den ich heute verlebt habe. Es war noch ärger wie sonst. Akten, Akten, nichts wie Akten! — Dann hab' ich ein langweiliges Mittagessen im Gasthaus gehabt. Meine Tischgesellschaft — Kollegen von mir — erörtert immer nur Amtsvorkommnisse, und das ist fad, sehr fad — sogar für mich Bureaumenschen! Dann hab' ich meinen gewohnten Nachmittagsspaziergang gemacht — allein, natürlich! Unterhaltend war die Promenad' auch nicht besonders — und da betracht' ich die Erlaubnis, Sie begleiten zu dürfen, mit Recht als Entschädigung. Es ist zwar unpassend, von sich selbst zu reden — noch dazu so viel, aber wes das —"

Er beendete den Satz nicht.

Lena hatte ihm still zugehört. Sie waren gerade am Gebäude des Reichskriegsministeriums vorübergekommen und traten nun auf den weiten Platz hinaus. Die Umrisse der Häuser waren schon in Zwielicht getaucht; überall blitzten schon die Gaslampen auf.

„Das fehlt meinem Berlin!" sagte Lena. „Dieses Ehrwürdige. Solch schöne alte Plätze haben wir dort gar nicht. Und alte Wohnhäuser, nämlich stattliche, in denen man überhaupt wohnen kann, die gibt es nicht in Groß-Berlin. Ich machte mit meiner Tante hier Besuche bei Bekannten, die in ganz alten Häusern wohnen — wundervoll! Es gefällt mir dort wirklich besser als in unseren modernen Prachtbauten. Alles so anheimelnd!"

„Eine moderne Berlinerin wie Sie — und zugleich eine Verehrerin unseres Alt-Wiens, das leider bald ganz verschwunden sein wird! Es freut mich, daß ich Sie so reden höre. Da sind Sie also gern hier?"

„Gewiß! Die Stadt ist schön, ich fühle mich hier sehr wohl und —"

„Und in Berlin sind Sie doch lieber? Bitte — abgesehen von den Kindheitserinnerungen, die uns fast immer an die Vaterstadt fesseln — haben Sie Berlin an sich gern?"

„Ja — natürlich! Berlin an sich!"

„So — so! Die Stadt an sich!"

Lena horchte auf. Der Ton, in welchem der Hofrat diese Worte gesprochen, machte sie stutzig. Da lag Absicht drin. Es kam zwar nicht eben unvermittelt, aber man betont im Gespräch doch nichts ohne Absicht. Und dieses zweimalige „So — so", das unverhüllte Bedauern —

Eine Weile gingen sie, ohne zu sprechen, nebeneinander her.

Dann fragte er plötzlich: „Wie lange bleiben Sie denn noch hier?"

„Am Neunzehnten fahre ich nach Hause."

„Unwiderruflich?"

„Das ist mein letzter Termin. Und zwei Tage lang werden wir nicht hier sein, denn wir fahren übermorgen nach Pest zu einer Familienfeier."

„Am Neunzehnten also? Heute ist der Elfte. Elf von neunzehn bleiben acht; zwei von acht machen sechs — nur noch sechs Tage. Das ist wenig — sehr wenig! Und wann gedenken Sie wieder nach Wien zu kommen?"

„Das weiß ich wirklich nicht. Ich war seit vielen, vielen Jahren nicht hier — es mögen siebzehn sein oder auch noch mehr. Ich war damals ein Kind, spielte noch mit Puppen. Onkel Nagelschmidt schenkte mir eine große, schöne; ich bewahrte sie natürlich pietätvoll auf. Die Jahre sind an ihr spurlos vorübergegangen."

„Glückliche Puppe!" Hottinger sagte noch etwas,

das sie aber nicht verstand, denn ratternd sauste ein Automobil an ihnen vorüber, und als es wieder stiller geworden, schwieg er. Lena wunderte sich. Erst die große, große Freude, eine aufrichtige, ungeheuchelte, das sah man — und nun diese plötzliche Niedergeschlagenheit!

Schweigend hatten sie den Maximiliansplatz durchschritten.

Vor der Votivkirche hob der Hofrat wieder zu sprechen an. Fast verlegen sagte er: „In zwei Wochen fahre ich auch nach Berlin. Ich komme öfters dorthin."

Er stockte, doch ihn nicht zu verstehen, war unmöglich, und unhöflich wollte sie nicht sein.

„Ich hoffe, Herr Hofrat, daß Sie uns in Berlin besuchen. Meine Tante wird sich gewiß recht freuen, einen Freund des Onkels Nagelschmidt begrüßen zu können."

Es klang durchaus nicht aufmunternd.

Der Hofrat verbeugte sich. „Ich werde mit Freuden von Ihrer gütigen Erlaubnis Gebrauch machen."

Sie standen vor der Tür des Nagelschmidtschen Hauses. Lena reichte Hottinger die Hand. „Besten Dank für Ihre Begleitung!"

„Ich habe zu danken! Nur ich! ... Bitte meine Empfehlung der gnädigen Frau ausrichten zu wollen."

„Auf Wiedersehen, Herr Hofrat!"

Den Hut in der Linken, hatte er gewartet, bis sich die Tür hinter ihr geschlossen. Dann fuhr er sich über die Stirn, senkte den Kopf und ging, öfters stehen bleibend, wie traumverloren der Währingerstraße zu.

* * *

Nachdenklich stieg Lena die Treppen empor. Hottingers eigentümliches Benehmen beschäftigte sie. Wie

befangen er gewesen war, und wie er sich bemüht hatte, das Gespräch auf persönliches Gebiet hinüberzuleiten! Es war dies sonst nicht seine Gewohnheit; schon bei der ersten Begegnung war es ihr aufgefallen, ein wie verschlossener Mensch er war, wie er es vermied, über andere ein Urteil zu fällen, oder auch über sich selbst zu sprechen. Und heute nachmittag hatte er das getan. Nicht ohne bestimmteste Absicht, gewiß nicht. Daß der Zugeknöpfte so aus sich herausgegangen, daß er sie so ausgeholt — allerdings nicht übermäßig geschickt — ein Salonlöwe hätte das weit besser gemacht! Es war klar: wie so oft schon in ihrem Leben sollte sie jetzt wieder einen Heiratsantrag erhalten. Hofrätin Hottinger — es nahm sich gut aus! Später konnte sie vielleicht gar ein „Exzellenz" vor ihren Namen setzen, denn Nagelschmidt war fest davon überzeugt, daß Hottinger es zum Sektionschef bringen würde. Und wenn's auch nur bei der Hofrätin bliebe — es war verlockend, um so mehr als Hottinger in sehr guten Verhältnissen lebte. Freilich — etwas jünger hätte er sein können! Und sein furchtbar ernstes Wesen! Da war ja der alte Bankdirektor aus Köln, der sich um sie bewarb, ein liebenswürdiger Springinsfeld gegen diesen pedantischen Beamten. Nun, ihre Eigenheiten hatten sie ja alle, diese älteren, gutsituierten Bankdirektoren und Fabrikanten, Gutsbesitzer, höheren Beamten — sie unterschieden sich eigentlich nur in Äußerlichkeiten und in ihren politischen Ansichten voneinander. Hottinger konnte wirklich nicht der letzte unter ihnen genannt werden. Wenn er nur jünger gewesen wäre! In wenigen Jahren war er ein alter Mann. Oder sah er bloß so alt aus? Sie wollte sich gelegentlich beim Onkel Hofrat danach erkundigen. Die Sache eilte ja nicht so sehr. Der Hof- und Ministerialrat Franz Hottinger

Edler v. Kriegsau schien ihr nicht der Mann raschen Entschlusses zu sein.

Sehr langsam war sie die Treppe hinaufgegangen bis zum ersten Stock, wo Nagelschmidts wohnten. Von ihrer Begegnung mit Hottinger sagte sie ihrer Tante vorerst nichts. Sie wußte, daß diese gerne Vorsehung spielen wollte, denn schon am Tage ihrer Ankunft hatte ihr Frau Hofrat Nagelschmidt erklärt: „Lenerl, ich werd' dir hier bei uns in Wien den Richtigen verschaffen! Gib acht drauf, was ich sag'!" Es ahnte ihr, daß auch Hottinger in den Kreis solcher Berechnungen gezogen worden war. Jetzt wollte sie aber keine ihr unbequemen Bemerkungen hören.

2.

Am nächsten Abend kam der Hofrat Nagelschmidt früher als sonst nach Hause, und gleich nach dem Nachtmahl sagte er zu Lena: „Nicht wahr, Lenerl, du entschuldigst? Ich hab' mit der Tante was zu besprechen. — Bitte, Berta, komm in mein Zimmer hinüber!"

Kaum hatte er die Tür zugezogen, als seine Frau ganz erregt ausrief: „Ich weiß, was du mir sagen willst! Hottinger will die Lenerl heiraten und hat mit dir —"

„Woher weißt du denn das?"

„Nicht wahr, ich hab' recht? Woher ich's weiß? Ich bin ja doch nicht blind! Der fade Mensch läuft ja dem Mädel nach, daß es schon lächerlich ist! Käm' er sonst so oft her?"

Der Hofrat nickte. „So ist's! Vormittags kommt er zu mir ins Bureau — ich hab' das Vorzimmer voller Leut' gehabt und hab' sie zwei Stunden lang warten lassen müssen — sechsmal hat der Nawratil, mein Amtsdiener, den Kopf zur Tür hereingesteckt, und sechsmal hab' ich ihn abgewiesen — es war schrecklich! Was

hätt' ich aber machen können? Der Hottinger hat mir derweil seine Pläne auseinandergesetzt: absolut will er mein Neffe werden, und er hat mich gebeten, mit dem Lenerl zu reden, ob er Aussicht hat. Er will sich natürlich keinen Korb holen. Ein Mensch in seinem Alter und in seiner Stellung! Ich find' das begreiflich. Jetzt sag mir, Bertachen: was glaubst du, wird das Mädel wollen?"

Sie konnte kaum erwarten, daß sie zu Worte komme. „Man muß ihr zureden! Den Hottinger auszulassen — das wär' ewig schad'!"

„Aber wir müssen doch erst wissen, ob sie überhaupt für die Idee zu haben ist! Hast du mit ihr schon gesprochen?"

„Kein Wort! Aber ich weiß, daß man ihr wird zureden müssen. Jetzt wird sie ihn erst ausschlagen — er ist freilich ein bißl zu alt für sie — und aufmerksam ist er auch nicht genug. Die jungen Mädel wollen, daß man ihnen hofiert, und zu dem ist der Hottinger nicht zu haben."

„Nun, theoretisch, das kann ich dir sagen, versteht er's großartig. Das Schwärmen und Seufzen — kein Leutnant macht's besser! In dem Lenerl hab' er sein Ideal gefunden, das wär' ein Wesen, wie geschaffen für ihn, so eine Frau hab' er sich immer gewünscht, wenn er die nicht kriege, so heirate er überhaupt nicht — das alte Lied! Natürlich hat er seine Bedenken, und da hat er mich gebeten, ich soll dem Mädel auf den Zahn fühlen, er sei kein Jüngling mehr, aber sein Herz sei jung, er bietet ihr das und das und das — und was er von ihr verlangt, sei eigentlich sehr wenig: daß sie ihm ein angenehmes Heim bereite und ihn nicht sekiere — eine vergnügungssüchtige Frau könne er nicht brauchen."

„Das ist die Lenerl auch nicht. Aber das mit den Vorschriften — da kenn' ich mich aus. Sie soll so sein, wie er grad' will — so wie ich selber auch hab' sein müssen — so ein armes Hascherl, das nichts vom Leben gehabt hat!"

„Na — na! Berterl — erlaub' mir!"

Er tat entrüstet, und sie lachte.

Dann sagte er: „Mit einem Wort: sie hätt' es gut als Hofrätin Hottinger, aber —"

„Ja — aber!"

„Pardon! Du hast mich nicht ausreden lassen. Materiell hätt' sie's gut, und Hottinger hat eine große Zukunft vor sich. Wenn ich ein Mädel wär', so würd' ich zugreifen. — Lenerl sollt' es auch tun. Geld hat sie ja keines."

„Sie hat freilich Geld."

„Die paar tausend Gulden? Die Zinsen reichen grad' hin, daß sie davon leben kann — das heißt auch nur so, weil sie doch bei ihrer Tante Hedwig in Berlin wohnt, und die laßt sich natürlich nichts zahlen. Aber — die alte Frau wird nicht ewig leben, Vermögen hat sie so wenig wie wir. Wir zwei werden aber auch einmal sterben, und was dann? Und Lenerl ist schon fünfundzwanzig! Hottinger würde gut zu ihr passen — nämlich das, was er ihr bieten kann, wär' grad' das richtige für sie. Zuzureden aber trau' ich mich nicht. Höchstens daß man ihr die Vorteile der Sache erklärt, ihr Hottingers Wunsch darlegt und so weiter. Also wer soll mit ihr reden: du oder ich?"

„Beide!"

„Nein, Kind, das würde sie nur verwirren. Es wird vielleicht das klügste sein, wenn ich selber das Verhör anstell'. Und zwar gleich! Hottinger wartet auf Antwort."

— — — — — — — — — — — —

Lena hatte sofort gewußt, was die Unterredung zu bedeuten habe. Der Hofrat Hottinger meldet sich — und als guter bürgerlicher Diplomat schickt er erst seine Kundschafter aus. Onkel oder Tante oder alle beide!

Bange wurde ihr vor der nahen Entscheidung. Die wollte sie jedenfalls nicht sofort fällen. Einige Tage Bedenkzeit mußte sie haben, einige Tage mit sich zu Rate gehen, ihre Gedanken ordnen, ihre Gefühle sammeln — und ihre Wünsche, die unerfüllbaren, zurückdrängen können.

Die Hofrätin kam aus dem Arbeitszimmer und sagte: „Lenerl, geh hinein zum Onkel. Er hat mit dir was Wichtiges zu reden."

Der Hofrat war sichtlich erregt — zum ersten Male sah sie ihn so — und es dauerte eine Weile, bis er zu sprechen begann.

„Liebes Kind," sagte er dann, „ich habe einen Auftrag auszurichten — von meinem Kollegen Hottinger. Besser gesagt: ich habe in seinem Auftrag an dich eine Frage zu stellen."

Lena schwieg.

„Er läßt dich durch mich fragen, ob du dich entschließen könntest, seine Frau zu werden. Er hat diesen Weg gewählt, um dir das Antwortgeben zu erleichtern. Er weiß nicht, ob dich nicht das oder jenes abschreckt, der Altersunterschied, sein ernstes Wesen —"

Er sah Lena erwartungsvoll an, doch sie antwortete noch immer nicht.

„Helenchen, dein Schweigen sagt mir, daß du nicht so im Handumdrehn dich äußern willst. Oder soll ich's als Ablehnen betrachten?"

„Ich möchte darüber erst nachdenken."

„Selbstverständlich! Das sollst du auch tun! In einer solchen Angelegenheit muß man sich Zeit lassen

mit der Entscheidung. Aber — wenn dir's nicht unangenehm ist, möcht' ich dir doch noch einiges sagen. Hottinger ist in keiner Hinsicht zu — zu verachten. Er ist freilich kein Jüngling mehr — siebenundvierzig, aber er ist kerngesund und aus einer sehr langlebigen Familie, denn sein Großvater ist sechsundneunzig Jahre alt geworden, sein Vater ist vierundachtzig und vollkommen gesund und rüstig — er lebt noch. Der Hofrat fühlt sich, wie er sagt, ganz jugendlich. Daß er ernst ist, das weißt du selber. Er ist so ein bißl Philister, kein Vergnügungsmensch, er liebt eine angenehme Häuslichkeit. Er würde seiner Frau viel bieten, aber mitmachen — nämlich Bälle und so Sachen — das möcht' er nicht, und sie dürft' ihn deswegen nicht sekieren. Mißversteh mich nicht: Sommerreisen und im Winter Konzerte und ein-, zweimal in der Woche Theater und hie und da einen sehr vornehmen Ball hätt' sie gewiß, nur nicht das gewisse Herumspringen — das mag er nicht. Jeden Abend anderswo und nie zu Hauf' — das paßt nicht für ihn. Er will seine Ruh' haben. Illusionen hat er keine, und eingebildet ist er absolut nicht. Daß er durch und durch Kavalier ist, Gentleman in jeder Beziehung — das kannst du mir glauben. Daß er sich grad' um dich bewirbt? Schau, Lenerl, er hat mir das so motiviert: ein ganz junges Mädel, so einen halben Backfisch will er nicht heiraten. So ein blutjunges Ding will sich immer nur amüsieren, und er braucht eine ernste Frau. Eine ältere mag er wieder nicht, denn die hat schon zu viele Eigenheiten, meint er. Dann will er eine schöne und elegante Frau haben — bitte, liebstes Helenchen, ein alter Onkel macht seiner Nichte keine Komplimente! Mit einem Wort: du hast ihm sehr gut gefallen, und da hat er mich gebeten, sein Fürsprecher zu sein. Was ich hiermit nach bestem

Vermögen getan habe. — Aber da läßt du mich reden und reden und gibst mir keine Antwort!"

„Onkel — ich kann jetzt wirklich nicht!"

„Ich verlang' ja heut noch kein Ja oder Nein. So sehr pressiert's nicht. Aber du hast doch eine Ansicht? Oder willst du heut überhaupt nicht drüber sprechen?"

„Heute nicht, Onkelchen."

„Gut — gut! Ein paar Tage hast du schon Zeit. Denk drüber in Ruhe nach, und wenn du mit dir im reinen bist, so sag's mir. Daß ich mich sehr, sehr freuen würde, wenn wir dich hierher nach Wien kriegen könnten, das brauch' ich dir wohl nicht erst zu sagen."

Er fuhr ihr liebkosend über den Scheitel und ließ sie dann allein.

3.

Der Zug war aus der Halle geglitten und rasselte nun über die Weichen des Rangierbahnhofs.

Lena und ihre Tante waren nicht allein. Neben dem Fenster saß eine alte Dame, mit der Frau Hofrat Nagelschmidt sofort ein Gespräch anfing über die schreckliche Hitze im Wagen, und wie leicht man sich verkühlen könne, und wie gut es sei, wenn man verschiedene Hüllen mitnehme — und da waren sie bei der Kleiderfrage angelangt. Lena, die sich schweigend verhielt, achtete kaum darauf, was neben ihr gesprochen wurde. Auch die graue Landschaft, so unendlich nüchtern, fesselte sie nicht. Für wenige Augenblicke waren die Donauauen mit dem Leopoldsberge im Hintergrunde vor den Wagenfenstern aufgetaucht, und nun ging es durch das langweilig öde Marchfeld dahin. Dort gibt es nichts zu sehen, und sie konnte ungestört ihren Gedanken nachhängen.

Die waren keine sehr erfreulichen.

Diese Pester Reise kam ihr jetzt recht ungelegen.

Sie hätte die paar Tage Frist gern in Wien zugebracht. Sie war gar nicht in der Stimmung, sich in neuen Kreisen zu unterhalten, und Budapest selbst lockte sie nicht im mindesten. Es lag ihr gar nichts daran, noch eine weitere Großstadt kennen zu lernen. War sie doch seit ihrer Pensionszeit fast stets in der oder jener Großstadt, in Berlin und Kopenhagen, Frankfurt und London. Ihre verstorbenen Eltern hatten viele Brüder und Schwestern gehabt, und die hielten alle an der Verwandtschaft fest. Den Winter verbrachte sie in Berlin bei der Tante Hedwig, einer Schwester ihres Vaters. Die war Witwe, ihre beiden Söhne Offiziere. Die alte Dame machte noch alles mit — ihre Donnerstage waren berühmt. Um Ostern und im Spätherbst besuchte Lena die Onkels und Tanten im übrigen Mitteleuropa, und im Hochsommer war sie mit Tante Hedwig in den böhmischen Bädern oder an der Nordsee. Nachgerade war sie all dessen überdrüssig geworden. Sie sehnte sich nach Ruhe, nach dem stillen Sitzen auf einem Fleck, nicht immer in den Fremdenzimmern der Tanten hausen zu müssen als ein zwar gern gesehener lieber Gast, aber doch nur ein Gast. Sie wollte ihr eigenes Heim haben.

Freilich, das hätte sie ja haben können — mehr als einmal. Wie viele hatten ihr schon Heiratsanträge gemacht! Sie konnte sie gar nicht zusammenrechnen. Aber — immer war ein „Aber" dabei gewesen. Wie es hätte sein können und sollen — so war es noch nie gekommen.

Sie erinnerte sich dieses und jenes ihrer Bewerber. Des noch recht jugendlichen Otto v. Schlettwitz, Direktors einer Güterbank; ein auffallend hübscher, stattlicher Mensch. Aber man sagte ihm unzählige Liebesabenteuer nach — ein Roué ersten Ranges. Dann

dachte sie an den Professor Ziembarth, eine Leuchte seiner Wissenschaft. Er war ein Botaniker von Weltruf, aber ein unmöglicher Mensch. Stets trug er Kleider von vorsündflutlichem Schnitt, und besonders machten ihm Knöpfe und Knopflöcher Schwierigkeiten. Die ins richtige Verhältnis zueinander zu bringen, vergaß er stets. Und er hatte für nichts, aber auch für gar nichts Sinn als für seine Herbarien. Lena konnte sich nicht entschließen. Dann an den alten General v. Twielen. Eine vornehme Erscheinung, vornehm auch im Wesen. Aber er hätte ganz gut ihr Großvater sein können, und sie wollte nicht die Frau eines Mannes werden, der mit einem Fuße im Grabe stand.

Bei allen war irgend ein Hindernis gewesen, bei allen!

Jetzt war nun dieser Hofrat aufgetaucht. Da gab es kein so absolutes „Aber" von der Art wie bei Schlettwitz oder Ziembarth. Da klappte alles. Freilich war er siebenundvierzig. Aber sie war auch schon fünfundzwanzig. Nun, in ihren Berliner Kreisen heiraten noch viel ältere Mädchen, und sie wurden glücklich, anscheinend sehr glücklich. Doch sie drängte ihre Unruhe, der heiße, kaum mehr bezwingbare Wunsch nach Erlösung aus den Fremdenzimmern, nach Befreiung von der Tantenbemutterung. Wenn sie sich entschloß, Frau Hofrat Hottinger zu werden, so war sie in wenigen Monaten beides los.

Wäre nur das Sichentschließenmüssen nicht gar so schwer! Lähmende Angst befiel sie bei dem Gedanken daran. Es war eigentlich unbegreiflich, denn wie sie auch suchte und suchte, sie fand keine befriedigende Antwort auf ihre Fragen nach einem — „warum nicht?" Vor was sie sich nur so fürchtete? Vor der Ehe mit einem ihr gleichgültigen Manne? Das wohl kaum. In

einer Vernunftehe braucht man sich durchaus nicht unglücklich zu fühlen. Und die äußeren Umstände waren glänzend. Es wäre töricht, wäre vielleicht unverzeihlich gewesen, diesmal wieder nein zu sagen.

Und doch — und doch!

„Lenerl, kost diese Mohnbeugel! Eine Preßburger Spezialität! So oft ich nach Pest fahr', kauf' ich hier solches Gebäck — es ist vorzüglich!"

Erschrocken fuhr Lena auf. Sie hatte gar nicht bemerkt, daß der Zug hielt. Verwirrt strich sie sich über die Augen.

„Hast geschlafen?" fragte die Hofrätin lachend. „Sie erlauben," wandte sie sich an die Fremde, die überrascht das Mädchen ansah, „meine Nichte Lena v. Grabenow, eine Berlinerin — Frau Oberst Zichlinsky, eine gute Freundin von der Baronin Ujváry — du weißt schon, Lenerl!"

Wider ihren Willen wurde Lena ins Gespräch gezogen. Sie war sehr einsilbig, noch stiller wie gewöhnlich, und als die beiden Damen wieder irgend ein unerschöpfliches Thema zu erörtern begannen, drückte sie sich in ihre Ecke und schloß die Augen.

Noch einen Versuch wollte sie machen, Klarheit in ihre Gedanken zu bringen. Noch einmal erwog sie alles, was für und wider sprach. Sie dachte daran, wie es wäre, wenn sie als Hottingers Frau allein mit ihm sein würde — an den langen Winterabenden zu zweit in der großen Wohnung. Schwer fiel ihr diese Vorstellung eines ständigen Beisammenseins mit dem unjugendlichen Manne.

Sein Alter stieß sie also ab. Das alte Lied, das alte Leid! Warum empfand sie nie solches Angstgefühl, wenn sie sich — auch als Frau Hofrat Hottinger — in Gesellschaft dachte? Die Gewißheit, in dieser Ehe nur

ein Nebeneinander, nicht ein Miteinander zu finden, nichts von all dem, was Menschenglück heißt — das machte sie traurig. Eine furchtbare Bitterkeit stieg in ihr auf. Gab es denn für sie kein Glück?

Und es bot sich ihr kein Ausweg. Ein armes Mädchen darf keine Ansprüche erheben. Es muß sich bescheiden. Andere, lebenskluge, wären ja glücklich gewesen, wenn ein Mann wie Hottinger um sie freite. Sie war aber nicht lebensklug! Der einzige Mensch, der ihr Vertrauen besaß, war nicht bei ihr. Martha, ihre einzige Freundin, würde sie wohl schelten, wenn sie all dies erführe. Wenn sie nur mit Martha reden könnte! Aber dies war nicht mehr möglich, und brieflich ließ sich das nicht sagen. Sie mußte den Kampf allein zu Ende kämpfen, mußte Siegerin über sich selbst bleiben. Sie mußte — mußte!

An das gräßliche Zigeunerleben wollte sie denken, das sie seit einem Jahrzehnt geführt. Dies war das beste Mittel gegen ihre Furcht.

Als Frau Oberst Zichlinsky, durch die vielen vorüberhuschenden Lichter aufmerksam geworden, sich in der Schilderung eines Kaffeegeschirrs — blauer Grund, mit Blümchen, sehr billig gewesen — unterbrach und erschrocken ausrief: „Jessas! Da sind wir ja schon in Pest! Nein — aber so was!“ — da war Lenas Entschluß gefaßt.

Wenn sie nach Wien zurückkehrten, wollte sie Onkel Leo sagen, daß sie Hottingers Antrag annehme.

4.

Eine größere Gesellschaft hatte sich Abends im Kirchnerschen Hause eingefunden: mehrere reichsdeutsche Großindustrielle mit ihren Frauen, einige höhere Regierungsbeamte, ein alter Offizier, ein paar junge

Techniker. Es waren durchweg Menschen nach Lenas Geschmack — ruhig, welterfahren, urteilsfähig, doch behutsam im Aburteilen.

Die Unterhaltung wurde deutsch geführt. Wienerisch mischte sich mit Hannoveranischem, ostelbische Töne gesellten sich rheinländischen — es war eine kleine Musterkarte deutscher Dialektverschiedenheiten. Lena fühlte sich sehr wohl, und sie bedauerte fast im stillen, als nach dem Nachtmahl noch einige Nachzügler erschienen — lauter Herren, die sich bei der Hausfrau ihres Zuspätkommens halber entschuldigten.

„Soll Ihnen verziehen sein! — Sie natürlich ausgenommen!" sagte Frau Kirchner, sich an einen großen, schlanken jungen Mann wendend, einen auffallend hübschen Menschen mit zigeunerhaften Gesichtszügen, pechschwarzem Haar, kleinem Schnurrbärtchen, sehr gewählt gekleidet und ungemein leicht und frei im Benehmen. Sie haben doch absolut nichts zu tun!"

„Gnädige Frau — ich —"

„Absolut nichts! Sie sind aber ein schrecklich unpünktlicher Herr! Ich möcht' nicht Ihre Frau sein."

„Gnädige Frau setzen mich wirklich in Verlegenheit. Sie haben mir doch versprochen, für mich —"

Frau Kirchner unterbrach ihn. „Werden Sie gleich still sein! Keine Geheimnisse ausplauschen! Wenn Sie so böse sind, so verschaff' ich Ihnen keine Frau. — Kommen S' jetzt — ich werd' Sie meiner Schwester vorstellen, der Hofrätin Nagelschmidt aus Wien. Sie ist mit ihrer Nichte Fräulein v. Grabenow hier zu Besuch. Kommen S'! — Erlaubst, Berta — Herr v. Szentkereszthy, Beamter im — ja, wo sind Sie denn eigentlich? Wo tun Sie von neun bis zwei Uhr nichts?"

„Im Handelsministerium, gnädige Frau. Übrigens geh' ich erst um zehn ins Amt, und um eins verduft'

ich wieder. — Aber machen Sie mich — bitt' schön — nicht ganz zum Faulenzer und Tagedieb! Hab' ich das verdient?"

„Noch viel mehr!" meinte Frau Kirchner und wandte sich dann einer anderen Gruppe zu.

Der junge Mann setzte sich neben Lena. „Meine verehrte Gönnerin hat mich da als eine Art enfant terrible hingestellt."

„Ich glaube, Sie haben Ihr redlich Teil dazu beigetragen!" entgegnete Lena lachend.

„Aber — bitte sehr, beurteilen Sie dann meine Landsleute wenigstens nicht nach mir!"

„Ich werde doch nicht ein ganzes Volk nach einem einzelnen beurteilen! Und dann — die Ungarn stehen bei uns in sehr gutem Rufe. Sie gelten als ritterliche Nation."

„Nun, Sie müssen sich doch erst aus eigener Anschauung davon überzeugen!"

„In den zwei Tagen meines Pester Aufenthalts?"

„So kurze Zeit bleiben Gnädigste nur hier? Nun: ein Gast auf eine Weil' — sieht auf 'ne Meil'! sagt man. Freilich, in den zwei Tagen kann man nicht viel sehen. Noch dazu bei uns in Budapest. Das ist nicht das eigentliche Ungarn. Wir sind hier viel zu modern. Budapest ist so wenig Ungarn, wie die Berliner Friedrichstraße Deutschland ist. Echtes Deutschtum findet man in den thüringischen Nestern, echtes Ungartum in Debreczin."

„Sie kennen Deutschland? Auch Berlin?"

„Und zwar sehr genau, Gnädigste. Ich war drei Jahre lang in Berlin. Und später war ich auch einigemal draußen — auf Studienreisen."

„Jetzt verstehe ich. Ich habe mich schon darüber gewundert, daß Sie als Ungar so gut Deutsch sprechen.

„Sehr gütig! Viel zu gütig sogar! Ich weiß, daß man mir den Ausländer auf hundert Schritte anmerkt. Vor allem die Aussprache — da sieht man gleich, daß ich nicht mit Spreewasser getauft bin."

„Sogar Berlinismen kennen Sie?"

„Drei Jahre, Gnädigste! Zwischen Kreuzberg und Halensee ist mir nichts fremd. — Aber jetzt bin ich neugierig, wie Ihnen Budapest gefallen wird. Sehr neugierig!"

„Weshalb? Sind Sie solch großer Lokalpatriot?"

„Patriot? Gewiß. Aber Lokal —? Nein, Gnädigste, ich bin ja kein Budapester. Meine Wiege stand in Alföld — das ist die große ungarische Tiefebene, das Land der echten Magyaren."

„Sie sind doch auch einer?"

„Rassenrein, Gnädigste! Unser Adelsbrief ist datiert von 1427; seit sechshundert Jahren sitzen die Szentkereszthys auf Szentkereszth. Alle meine Vorfahren waren ungarische Gutsbesitzer, nur ich bin aus der Art geschlagen."

„Hatten Sie keine Geduld, Ihre Scholle zu bebauen?"

„Geduld hätt' ich schon gehabt, aber — die Scholle war nicht mehr da. Das kleine Stammgut gehört meinem älteren Bruder. Vor ein paar hundert Jahren war's ein Dominium, die Großväter und Urgroßväter haben aber leben wollen, und da ist's immer kleiner und kleiner geworden. Als mein Vater starb, blieb mir nur ein winziges Stückchen Feld; das hab' ich dann glücklich in einem halben Jahre zu Geld gemacht."

Lena sah ihn verständnislos an.

„Ich war damals noch sehr jung, gnädiges Fräulein. Und auch noch sehr dumm. Außerdem war ich Husarenfreiwilliger. Ich konnte nicht hinter den anderen zurückstehn. Ja — die Zigeuner hatten es damals gut!

Die Reste des Erbes wanderten in die Taschen des Feketc Miska — das war der berühmteste Zigeunerprimas der Garnison. — Lieben gnädiges Fräulein Zigeunermusik?"

„Sehr. Spielen Sie auch?"

„O ja! Makao und Bakkarat — was eben im Kasino gespielt wird!" Er lachte. „Ah so, Sie meinen nicht das? Pardon! Hier in Budapest ist Kartenspielen gesellschaftliche Pflicht. Übrigens kann ich auch ein bißchen Klavier klimpern."

„Und sogar sehr gut. Er tut nur so, wie wenn er nichts könnt'," sagte Frau Kirchner, die im Vorübergehen die letzten Worte vernommen. „Er soll Ihnen was vorspielen, Lenchen."

Szentkereszthy ließ sich nicht bitten. Im Nebenzimmer stand ein Pianino; er schraubte den Klavierstuhl höher, setzte sich und begann zu präludieren. Schwermütig erklang ein altes, altes Lied — ein einfaches, ungesuchtes, wie es die magyarischen Bauernmädel vor fünfzig Jahren gesungen. Dann kam eine ganz neue Zigeunerweise daran, dann wieder ein Tanz nach der Väter Geschmack, dann wieder etwas Modernes — Szentkereszthy spielte gut, und sein Vortrag war seelenvoll.

Lena wurde nicht müde, ihm zuzuhören. Das Fremdartige lockte sie; das war doch etwas anderes wie Bach und Mozart und Chopin, die sie so sehr liebte, die ihr aber in jedem Salon Westeuropas immer und immer vorgespielt wurden. Im Berliner Kaiserhof hatte sie öfter berühmte ungarische Zigeunermusikanten gehört; Szentkereszthy hatte so etwas Zigeunerhaftes an sich, wie er da vor dem Pianino saß, leicht vornübergebeugt, sich im Takt hin und her wiegend. Unverwandt sah er sie an, und seltsam fühlte sie sich berührt.

Als sie dann allein in ihrem Zimmer war, mußte sie in einem fort an ihn denken. In einem fort schwebte ihr sein lustiges, kluges Gesicht vor.

— — — — — — — — — — — — —

Innozenz v. Szentkereszthy war von Kirchners noch in den Wintergarten des Orpheums gegangen. Dort hatte er Gesellschaft gefunden: ein halb Dutzend guter Freunde und Bekannte, Beamte und Offiziere. Dann war der junge Graf Prandeck hinzugekommen, der vierundzwanzigjährige Hauptmann, der aus seiner siebenbürgischen Garnison nach Budapest gefahren war, um sich ein wenig zu amüsieren. Der machte nun den Gastgeber. Der Sekt war vorzüglich, und die Stimmung eine gehobene. Man war recht fidel geworden.

Gegen drei Uhr früh in einem Nachtcafé, dem dritten, das die Kumpanei aufgesucht, gab einer eine Geschichte von einem alten General und seiner jungen Frau, die er sich aus Berlin geholt, zum besten. Da fand Szentkereszthy erwünschte Gelegenheit, von Lena zu reden. Sehr laut erzählte er, welch wunderschönes Mädchen er heute abend kennen gelernt — eine Berlinerin. „Schön ist eigentlich viel zu wenig gesagt! Ich hab' mein Lebtag nichts Graziöseres und Feineres und Lieblicheres gesehn."

So schwärmte er die schon stark Bezechten an. Nüchtern war er auch nicht mehr.

5.

Anderen Tags meldete er sich gleich in der Frühe beim Staatssekretär — sein unmittelbarer Vorgesetzter, ein Ministerialrat, war erkrankt — und bat um Urlaub.

Der alte Herr sah ihn mißbilligend an. „Schon wieder? Was soll's denn?"

„Einer meiner Freunde ist aus der Provinz hier,

und ich möchte gern mit ihm beisammen sein. Du würdest mir diesmal eine ganz besondere Gnade erweisen, wenn du — ausnahmsweise —"

„Diese Provinzfreunde häufen sich. Der Ministerialrat hat sich schon beschwert, daß du außerordentlich nachlässig bist. Er weiß nicht mehr, zu was er dich verwenden soll. Du kommst sehr spät ins Amt und gehst sehr bald wieder fort. Und dann klagt er auch, daß du immer andere Geschäfte hast, daß du dich jede Woche zwei-, dreimal überhaupt nicht blicken läßt. Zuerst kommt das Amt, dann das Vergnügen, mein Lieber!"

„Halt zu Gnaden, Onkel, ich will fernerhin gewiß pünktlicher sein. Nur dies eine Mal gestatte gütigst, daß ich —"

„Nur das eine Mal? Wer's glaubt! — Na, meinetwegen! Arbeiten tust du doch so wie so nichts. Geh also in Gottes Namen!"

Szentkereszthy verbeugte sich und eilte aus dem Zimmer. Im nächsten Blumenladen ließ er ein Bukett binden, Teerosen und Parmaveilchen — Lena hatte erwähnt, daß sie die besonders liebe — und um halb zwölf stand er vor der Tür der Kirchnerschen Wohnung.

Die Hausfrau und ihre Gäste kamen ihm schon im Vorzimmer entgegen. Sie waren im Begriffe, einen Gang durch die Stadt zu machen, und luden ihn ein, sie zu begleiten. Natürlich ging er mit Lena voraus, und als er nach dem Spaziergang sich verabschieden wollte, hielt Frau Kirchner ihn zurück.

„Jetzt lass' ich Sie nicht mehr fort! Essen S' mit uns; einen Löffel Suppe werden Sie schon kriegen!"

Er blieb dann bis zum Abend dort. Auch in die Oper ging er mit, und von dort in ein Restaurant. Es war nach Mitternacht, als Kirchners aufbrachen.

Fast den ganzen Tag hatte er ungestört mit Lena

plaudern können. In der Theaterloge saß er hinter ihr, und drei Stunden hindurch bewunderte er ihr Profil.

Lena gefiel er heute noch besser als gestern. Sie hatten lange Gespräche miteinander geführt, die verschiedensten Dinge waren gestreift oder auch näher erörtert worden. Szentkereszthy war ein vielseitig unterrichteter Mensch mit offenen Augen und klarem Kopf, und die scharfen Bemerkungen, die er zu machen liebte — er konnte zuweilen recht boshaft sein — versöhnten durch die Art und Weise, wie er sie hinwarf. Man mußte immer lachen, und Lachen entwaffnet.

Unwillkürlich zog Lena Vergleiche zwischen ihm und Hottinger. Selbstverständlich fielen sie durchaus zu Ungunsten des Hofrats aus. Und da schweiften ihre Gedanken weiter und weiter.

Wie schrecklich war ihr der Gedanke gewesen, allein mit Hottinger die Abende verbringen zu müssen! Und jetzt — jetzt! Ein Alleinsein mit Szentkereszthy schreckte sie durchaus nicht. Sie malte sich sogar aus, wie es sein könnte, wie sie sich's wünschte: ein kleines, heimeliges Eckzimmer in der hübschen Villa draußen in Ofen, die ihr so gut gefallen. Man sah auf die nahen Waldberge — im Sommer mußte das wunderschön sein! Das Zimmer war bescheiden, doch behaglich eingerichtet. Vor dem weißen Kachelofen, aus dessen geöffneter Tür die helle Glut hervorleuchtete, am Teetischchen, in traulichem Geplauder sie und er! Wie begehrenswert erschien ihr solch ein stiller Winkel!

Beim Abschied hatte sich Szentkereszthy tief über die leicht erzitternde Hand des Mädchens gebeugt, und Lena hatte ihm die weit länger gelassen, als es eigentlich notwendig gewesen wäre. Und da trafen sich ihre Blicke. Sie glaubte seine Gedanken zu erraten. Leise

war sie erschauert — noch jetzt überlief es sie, wenn sie daran dachte. Es war ein schmerzlich-süßes Gefühl.

War das die Liebe?

— — — — — — — — — — — —

Am nächsten Tage fuhren die Hofrätin und Lena nach Wien zurück.

Vierundzwanzig Stunden später trat Szentkereszthy in das Haus hinter der Votivkirche, feierlich in Schwarz, einen Rosenstrauß in der Rechten, bat Lena um eine Unterredung und hielt um ihre Hand an.

Er holte sich keinen Korb.

6.

Hofrat Nagelschmidt war sehr überrascht, als er in den Salon trat und seine Nichte ihm Innozenz v. Szentkereszthy als ihren Verlobten vorstellte. So überrascht war er, daß er, der Weltgewandte, Lena erst ganz verblüfft ansah, denn gerade heute hatte er sich ihre Antwort holen wollen. Im geheimen hatte er gehofft, daß die für Hottinger günstig ausfallen werde. Und nun diese Wendung!

Er wußte sich aber zu beherrschen. Mit einem nicht zu warmen Händedruck begrüßte er den jungen Mann, richtete einige Worte an ihn, küßte Lena auf die Stirne, doch Lena fühlte, daß ihm das nicht von Herzen kam. Ja, wenn statt des jungen Ungarn der Hofrat Hottinger hier stünde, dann wäre Onkel Nagelschmidt wohl anders gewesen! Aber sie konnte ihm nicht einmal einen Vorwurf machen. Der junge Szentkereszthy war Verkehrsbeamter, dank seiner Verbindungen — ein Onkel von ihm war Bischof — dem Handelsministerium vorübergehend zugeteilt, also nicht Fisch, nicht Fleisch, wie Nagelschmidt gemeint, als Lena gesprächsweise seine Beamtenlaufbahn erwähnte. Der hielt den Vergleich mit dem

zukünftigen Sektionschef freilich nicht aus. Seine persönlichen Vorzüge werteten in den Augen Nagelschmidts gar nichts.

Szentkereszthys Programm war bereits ausgearbeitet. Er wollte das Erforderliche rasch besorgen, mit dem Onkel Bischof noch diese Woche sprechen, und er zweifelte nicht daran, daß der alte Herr ihm eine anständige Apanage bewilligen würde. „Er hat's ja — ist einer der reichsten Kirchenfürsten Ungarns. Mit dem anderen Onkel, dem Staatssekretär, werd' ich aber kaum mehr reden können. Der ist gestern abgereist nach Korfu, zur Erholung. Aber das macht nichts. Ich werd' ihm über die Sache schreiben, denn ich steh' ganz ausgezeichnet mit ihm. Die beiden alten Herren werden mich gewiß jetzt noch mehr stützen als bisher. Der Herr Hofrat können mir Lena also ganz beruhigt anvertrauen. Viel kann ich ihr heute noch nicht bieten — das ist wahr. Aber meine hohe Protektion sichert mir ein schönes und schnelles Vorwärtskommen. Bisher ist mir, offen gestanden, nichts dran gelegen, daß ich rascher avancieren soll — ein lediger Mensch, ohne Schulden! Herr Hofrat werden mich verstehen?! Jetzt freilich werd' ich meine Verbindungen ausnützen, und wie Herr Hofrat wissen, sind auch bei uns in Ungarn persönliche Beziehungen viel wert. Bitte, sich übrigens nach mir erkundigen zu wollen. Herr Hofrat werden nichts Schlechtes zu hören bekommen."

Nagelschmidt antwortete nichts. Als sich Szentkereszthy aber verabschiedet hatte, schrieb er seinem Schwager nach Budapest und bat ihn, möglichst genaue Erkundigungen über Innozenz v. Szentkereszthy, Beamten der ungarischen Staatsbahn, derzeit zur Dienstleistung beordert ins Handelsministerium, einzuholen — möglichst viele und möglichst ausführliche.

Public Library, ST. PAUL, MINN.

Direktor Kirchner antwortete bald, und sein Brief stimmte den Hofrat sehr ernst. Es war keine gute Auskunft.

Szentkereszthy war von allen Seiten als nicht sonderlich empfehlenswert bezeichnet worden. Seine Eltern waren längst gestorben. Das kleine Familiengut bewirtschaftete sein älterer Bruder, ein nüchterner, sparsamer Mensch, das Gegenstück zu Innozenz, der von jeher ein leichtes Tuch gewesen sei. Aus Abenteuersucht hatte er Techniker werden wollen, Schiffsingenieur, Eisenbahner in den Tropen oder so was ähnliches. Alle Prüfungen hatte er glänzend bestanden. Dann hatte ihn sein Onkel, der Bischof, in den Ferien nach Balatonfüred ins Bad mitgenommen; da geriet er in vornehme Gesellschaft und verlor plötzlich alle Lust zum Technischen. Das schicke sich nicht für einen Szentkereszthy, meinte er; nicht einmal dazu war er zu haben, sich wenigstens noch das Technikerdiplom zu holen. Gerade zu der Zeit hatte er eine kleine Erbschaft gemacht; so konnte er nun ein standesgemäßes Leben führen, ohne sich an den Bischof wenden zu müssen. In zwei Jahren verjubelte er ungefähr vierunddreißigtausend Gulden. Seine Schulden machten auch nicht viel weniger aus. Der Bischof kam für die auf, und der Staatssekretär verschaffte ihm dann eine kleine Staatsanstellung. Eine ganz kleine, mit ganz kleiner Bezahlung; ohne die Zulage, die ihm der Bischof gab, hätte er überhaupt nicht leben können. Übermäßig fleißig war er nicht; über seine Aussichten sprachen sich die Gewährsmänner Kirchners recht ungünstig aus. Seine Aufführung gab übrigens seit einiger Zeit zu Klagen nicht mehr Anlaß. Größere Schulden hatte er nicht mehr.

Der Hofrat ließ seufzend das Blatt sinken. Dann rief er seine Frau und gab ihr den Brief zu lesen.

Die war entsetzt. „Um Gottes willen, Leo! Das ist ja schrecklich! Lenerl darf den Menschen nicht heiraten!"

„Das heißt: sie sollte ihn nicht heiraten. Verhindern können wir's leider nicht."

„Man muß ihr halt alles sagen! Sie hat ja keine Ahnung von dem! Sie glaubt, daß der Mensch so ein halber Engel ist! Ich werd' sie rufen — du mußt mit ihr reden!"

Er hielt sie zurück. „Langsam, Berta! Das ist eine schwierige Sache. Wie wird sie's aufnehmen, wenn wir ihr da dreinreden —"

„Es ist Christenpflicht, Leo. Sie hat keine anderen Verwandten wie uns."

„Du hast ja recht — wir müssen sie warnen. Ich denk' auch nur darüber nach, wie man's anstellen soll. — Komm, gehn wir zu ihr hinüber!"

Im kleinen Eckſalon saß Lena, eine Stickerei in den Händen. Ihr Gesicht hatte einen seltsam glückfrohen Ausdruck.

Nagelschmidt zögerte, sie ihren Träumen zu entreißen. Unsicher sagte er dann: „Helene, ich hab' da einen Brief bekommen von meinem Schwager Kirchner. Der Inhalt betrifft dich oder vielmehr deinen Verlobten. Ich hielt es für meine Pflicht, Erkundigungen einzuholen."

Lena blickte ihn erstaunt an. Anscheinend gleichmütig nahm sie den Brief Kirchners entgegen. Rasch hatte sie die erste Seite durchflogen. Nun kam die Geschichte von Innozenz' Entgleisung — und als sie so weit gekommen war, wurde sie blaß. Langsam las sie noch einmal — dann faltete sie das Schreiben zusammen, steckte es in den Umschlag und reichte den dem Hofrat zurück. All das schweigend. Nur ihre Blässe wies auf ihre Gemütserregung hin.

„Nun, was sagst du dazu?“ fragte der Hofrat, der sich recht unbehaglich fühlte.

„Gar nichts, Onkel Leo.“

„Nichts?! Ja — du scheinst nicht zu wissen, um was es sich handelt!“

„O gewiß weiß ich's! Ich glaube es nur nicht.“

„Erlaub mir — mein Schwager Kirchner ist ein viel zu überlegter Mensch, als daß er sich nicht vergewissert hätte, daß alles auf Wahrheit beruht, was er schreibt.“

Jetzt mischte sich auch die Hofrätin ins Gespräch. „Wie kannst du nur so reden, Lenerl! Dein Innozenz ist —“

„Ich muß doch bitten! Innozenz hat mir erzählt, daß er als ganz junger Mensch ein wenig leichtsinnig war, aber jetzt hat er sich ausgetobt. Herr Kirchner schreibt ja selbst, daß er jetzt ernst ist.“

„Und seine verpfuschte Karriere, daß er stecken geblieben ist und jetzt keine guten Aussichten für die Zukunft hat — was sagst du dazu?“

„Das hat er auch erklärt. Er vollendete seine technischen Studien nicht, weil er hoffen durfte, anders rascher vorwärts zu kommen.“

„Man sieht, daß du nicht weißt, wie's in der Welt zugeht.“

„Onkel Leo — ich bin kein Kind mehr!“

„Lenerl,“ rief angstvoll die Hofrätin, „Lenerl — ich bitt' dich um Gottes willen — hör auf uns! Wir meinen's gut mit dir! Schau, der Szentkereszthy ist wirklich nicht der richtige Mann für dich! Du rennst ins Verderben, wenn du seine Frau wirst!“ Die Tränen standen ihr in den Augen. „Schau, Lenerl, der schlechte Mensch taugt nicht für ein Mädel aus solider Familie, der hat sich schon so verlumpt, daß er sie nur mit

hineinreißt, und dann wird's steinunglücklich. Geh, mein Kind, laß den Lumpen laufen —"

Lena zitterte am ganzen Körper. „Tante Berta, Innozenz ist mein Verlobter — bitte, das zu bedenken. Sein Vorleben geht euch nichts an, das ist meine eigenste Sache. Und so wie er jetzt ist, so ist er mir gut genug. Verschwendet also keine weiteren Worte!"

Ruckweise kam es von ihren Lippen. Man sah ihr an, daß sie sich kaum noch beherrschen konnte.

Der Hofrat beruhigte sie. „Helenchen, die Tante meint es ja nicht schlimm! Darfst auch nicht gleich jedes Wort auf die Goldwage legen!"

Er gab seiner Frau einen Wink, und die verließ das Zimmer.

„Schau, Lenerl," fuhr Nagelschmidt fort, „schau, mein Kind, wir fürchten uns, wir haben solche Angst! So ein scharmanter und eleganter Mensch dein Bräutigam auch ist — du siehst, ich bin ganz objektiv — seine Karriere ist keine normale — und du kennst die Verhältnisse in der Beamtenschaft nicht. Hättet ihr ein größeres Vermögen — du entschuldigst schon, ich will aber grad' von der Leber weg reden — wäret ihr unabhängig, so würde ich meinerseits kein Wort mehr über die ganze Sache verlieren. Aber so — ich hab', wie gesagt, kein rechtes Zutrauen zu solchen Protektionskindern. Und ich hätt' für dich was Sicheres gewünscht."

Nach einer Weile sagte sie ganz leise: „Ich weiß ja, Onkel Leo, daß ihr es gut mit mir meint. Aber über Innozenz sprecht lieber nichts mehr. Ihr steht vor einer vollendeten Tatsache und müßt euch mit der abfinden. Ich kann nichts mehr sagen."

Der Hofrat hob wie bedauernd die Schultern und ging dann hinaus. Als Lena allein war, verlor sie ihre so mühsam bewahrte Fassung. Mit einem Weheruf

glitt sie nieder. Krampfhaft umklammerte sie die Lehne des Polsterstuhles und flüsterte: „Zu spät!“

7.

Die Lokomotive war abgekoppelt worden und dann zum Wasserturme auf das Nebengeleise gefahren. Zehn Minuten Aufenthalt sollte es geben — nach dem Fahrplan; es wurden aber zumeist fünfzehn daraus, mitunter auch noch mehr. Man nahm es auf dieser Linie mit den Abfahrtszeiten nicht so genau.

Der Zug war nur sehr schwach besetzt. Einen einzigen Wagen erster und zweiter Klasse führte er. Der stand gerade vor dem Stationsgebäude, halb leer wie immer; heute konnte man die Passagiere an den Fingern einer Hand abzählen.

Die beiden Geschäftsreisenden in der zweiten hatten ihre Kartenpartie unterbrochen; sie lehnten jetzt, in Hemdärmeln, ohne Kragen und Manschetten, in der geöffneten Tür und tauschten ihre Bemerkungen aus über das elende Fahren in dem elenden Zuge auf der elenden Strecke, über das blöde Wartenmüssen auf der miserablen Station, über die niederträchtige Hitze und wie lange es noch dauern würde, bis sie Abends in ihr Hotel kämen. Und umsteigen müßten sie auch noch! Dann gähnten sie beide wie auf Verabredung, ohne die Hand vor den Mund zu halten.

Der eine sagte dann: „Gehn wir lieber herein, daß man von der ekelhaften Station da nichts sieht!“

Die Tür wurde zugeschlagen, viel heftiger, als es notwendig gewesen wäre.

Vor dem Abteil daneben, dessen verschossene Plüschdiwans die erste Klasse bezeichneten, stand ein älterer Herr, neben ihm ein jüngerer; auf dem Trittbrett eine Dame in hellgrauer Reisekleidung.

„Vornehme Leute! Fahren wahrscheinlich zum Grafen Neubruck — steigen auf der nächsten Station aus!“ sagte der Schaffner leise zu dem Hilfsbeamten, der ihn neugierig gefragt, wer die Fremden wären.

„Sie können recht haben!“ erwiderte der junge Mann mit wichtiger Miene. „Gewiß sind es Gäste des Grafen! Was sucht auch sonst ein Mensch in dieser Gegend?“

Seufzend ging er ins Telegraphenzimmer.

Die Dame hatte verwundert die öde Station und die reizlose Umgebung betrachtet. „Furchtbar häßlich, dieses ärmliche Wohnhaus! Und dahinter die kahle Ebene — das ist herzbeklemmend! Ein schrecklicher Gedanke, hier leben zu müssen! Wie die Beamten das nur aushalten?“

Der ältere Herr pflichtete ihr bei. „Ja, die sind wirklich zu bedauern. Nicht einmal einen ordentlichen Garten haben sie! Weit und breit auch kein Fleckchen Grün! Die paar Akazien zählen doch nicht. Eine schreckliche Gegend!“

Keuchend kam da die Lokomotive herangefahren, stieß hart an die Puffer des vordersten Wagens und brachte die ganze Wagenreihe in Bewegung. Die Reisenden stiegen ein, und das Zeichen zur Abfahrt wurde gegeben; dichte Dampfwolken entströmten dem Schlote der Maschine, und nach einem kurzen Pfiff zog sie an. Schwerfällig rollte der Zug aus der Station.

Auf dem schmalen Perron war es still geworden. Eine Zeitlang ratterte es noch in der Ferne, immer leiser und leiser wurde das dumpfe Schollern. Die kleine Station lag wie ausgestorben im grellen Sonnenlichte des Augustnachmittags.

Auch in der Amtsstube war es still. Der Hilfsbeamte meldete telegraphisch der nächsten Station die Abfahrt

des Zuges. Dann brachte ein barfüßiges, unsauberes Dienstmädchen sein Mittagessen; hastig, schlürfend löffelte er die Suppe aus, laut schmatzend würgte er das Fleisch hinunter, dann steckte er sich eine Zigarette an und ging in seine Dachstube, um ein Nachmittagsschläfchen zu halten. Um neun Uhr Abends erst kam der nächste Zug durch — bis dahin war er frei.

Der Stationschef blieb allein im Zimmer. Die Magd hatte ihn schon zweimal zum Mittagsmahl gerufen. Er machte aber gar keine Anstalten, seinen Platz am Schreibtisch zu verlassen. Zu tun hatte er nichts. Ein unbeschriebenes Blatt Papier lag vor ihm auf der Platte; er saß zurückgelehnt in dem alten Lehnstuhl und starrte geistesabwesend durchs Fenster hinaus auf die Telegraphendrähte, die scharf das Stückchen tiefdunkelblauen Himmel in regelmäßige schmalere und breitere Streifen zerlegten. Geraume Zeit saß er so. Dann richtete er sich auf und sah angelegentlich den Fliegen zu, die auf dem Tisch herumkrabbelten. Zu Hunderten surrten sie um ihn herum.

Wieder kam die Magd und rief, es sei sehr spät, das Essen würde kalt.

Mit einem Fluch fuhr er empor. „Ich hab' dir doch gesagt, daß ich zu tun hab'! Werd' schon kommen!"

Das Mädchen schlich hinaus. Die Tür ließ sie offen, und nun knarrte die in ihren Angeln, vom Zugwinde bewegt. Das störte ihn; ärgerlich sprang er auf, sah auf die Uhr und ging dann langsam durch den engen Flur hinüber ins Wohnzimmer. Dort war es kühler als in der Amtsstube. Die Vorhänge vor den Fenstern waren heruntergelassen.

Unsicher tappte er im Halbdunkel herum.

Eine weiche Frauenstimme ließ sich vernehmen:

„Bitte, nicht aufziehen! Das Licht tut mir weh — ich habe Kopfschmerzen."

„Schon wieder? Scheint bei dir chronisch zu werden. Nimm doch Antipyrin!" Es klang durchaus nicht zärtlich. Er tastete sich zum Fenster, zog den Vorhang in die Höhe und sagte leichthin: „Du mußt schon erlauben — ich kann nicht im Finstern essen."

Eine Antwort erhielt er nicht, und nachdem er sich in einen Sessel geworfen, begann er in den Speisen herumzustochern.

Sehr rasch war er mit dem Essen fertig. Nun schenkte er sich noch ein Glas Wein ein, leerte es auf einen Zug, wiederholte das und drehte sich dann auf seinem Sitze um. Jetzt erst blickte er seiner Frau ins Gesicht.

Sie war sehr blaß, noch blasser wie gewöhnlich, und sie hielt die Hände an die Schläfen gepreßt, und wie er schärfer hinsah, bemerkte er, daß sie rotgeränderte Augen hatte.

Da tat sie ihm doch leid. „Du hast geweint?" fragte er. „Was fehlt dir?"

„Ich habe arges Kopfweh."

„Verzeih, daß ich dich gestört hab', aber ich vergess' halt immer, daß wir nur zwei Zimmer haben, und daß im Schlafzimmer kein Platz für ein Sofa ist. Na — das gehört zum übrigen! ... Ich geh' jetzt ins Amt. Versuch ein wenig zu schlafen — du hast ja dann Ruh'. Wenn die Hitze gegen Abend nachläßt, gehn wir vielleicht spazieren — das wird dir gut tun."

„Spazieren? Wohin denn? In die kahle, baumlose Ebene? Ich danke."

„Ah so! Du hast die liebenswürdigen Bemerkungen der Fremden gehört? Die Herrschaften haben nicht daran gedacht, daß hier nicht lauter Bauern wohnen."

„Ich war gerade im Schlafzimmer — das Fenster stand offen," sagte sie.

„Ich weiß, daß du nicht zu horchen pflegst. Du hast dir deine guten Manieren bewahrt. Für Unyom eigentlich schade."

Sie erwiderte nichts, nur ihre Lippen preßte sie zusammen; offenbar wollte sie das unerquickliche Gespräch nicht fortsetzen.

Szentkereszthy rückte seinen Sessel, sagte nachlässig „Adieu!" und wollte hinausgehen. In der Tür aber blieb er stehen, zog zwei Briefe aus der Tasche und trug ihr die hin.

„Beinah' hätt' ich die vergessen. Weißt du — im Drang der Geschäfte und im Strudel meiner Vergnügungen — wie's in den Romanen heißt. Ja — wenn man solch ein abwechslungsreiches Leben führt wie ich!"

Es sollte scherzhaft gesagt sein, doch Hohn und Ärger klangen durch.

Gleichgültig streckte sie die Hand nach den Briefen aus. „Danke!"

„Bitte!"

Dann ging er.

8.

Erst geraume Zeit nachher sah sie die Umschläge genauer an. Der eine enthielt irgend eine Geschäftsanzeige irgend eines Wiener Konfektionshauses. Nun las sie die Aufschrift auf dem anderen. Die trieb ihr das Blut in die Wangen. Eine belgische Marke war darauf geklebt, der Poststempel war „Blankenberghe". Sie hatte sofort die Handschrift erkannt.

„Von Martha!" flüsterte sie. „Ein Gruß aus einer anderen Welt!"

Sie riß den Umschlag auf und las:

„Liebste Lena!

Vier Briefe schrieb ich Dir, seit ich Dich in der ungarischen Provinz weiß, und keinen einzigen beantwortetest Du! Weshalb? Willst Du jeden Verkehr mit mir abbrechen? Das täte mir unaussprechlich wehe!

Soll ich Dein Schweigen, das für mich doch eine sehr beredte Sprache spricht, zu deuten versuchen? Du darfst mich aber nicht mißverstehen! Sei versichert, daß nur treueste Freundschaft mich diese Worte niederschreiben läßt. Du weißt, in unseren Kreisen ist man bald vergessen, wenn man durch ein feindliches oder auch gütiges Schicksal in andere Regionen entführt wurde. Eine Weile hält dann noch die Neugierde an, man fragt nach dem Warum und erörtert alle Weils — unsere Gesellschaft hat sich mit Dir sogar länger beschäftigt wie mit irgend einem anderen Flüchtling, aber heute denkt man auch an Dich nicht mehr. Ich möchte von Dir allein als Ausnahme betrachtet werden.

Doch nun zur Sache!

Ich erblicke den Grund für Dein beharrliches Schweigen darin, daß Du, liebste Lena, Dich in Deinem selbstgewählten Exile nicht sonderlich wohl fühlst, und nun willst Du aus dem Gefühle falscher Scham heraus dies mir, Deiner wahrsten Freundin, nicht eingestehen. Damit Du Dich nicht wie von ungefähr verschreibst, damit Dir nicht wider Willen die Feder ausrutscht, schweigst Du, schweigst seit Monaten und lässest mich in Ungewißheit darüber, ob Du das gefunden, was Du gesucht.

Ich kann es aber nicht glauben, daß dem so wäre, daß Du glücklich wärst. Glück macht mitteilsam, und Dein Schweigen spricht für das Gegenteil.

Gewiß hast Du dort niemand, dem Du Deine Gedanken, Deine Hoffnungen, Deine Wünsche anvertrauen könntest. Du warst ja stets verschlossen, hast nie im

Handumdrehen neue Freundschaften angeknüpft, Deine einzige Freundin seit unserer Kinderzeit war ich, und es erscheint mir geradezu undenkbar, daß Du in der kurzen Zeit Deines Aufenthaltes in Ungarn schon jemand gefunden hättest, dem Du Dich, wie früher mir, ungescheut eröffnen dürftest. Und ich weiß, daß Dir solches Aussprechen fehlt. In Berlin hattest Du mich, und bis zum Tage Deiner Abreise nach Wien war unser Verhältnis immer das gleiche, innige geblieben. Solltest Du Dich seither so verändert haben?

Beste Lena, Du begehst ein Unrecht an Dir selber, wenn Du so alle Brücken hinter Dir abbrichst, die ins gute Einst hinüberführen. Habe Vertrauen zu mir! Schreibe mir, schreibe mir alles, was Dich bedrückt! Und wenn Du Rat und Hilfe brauchst, so denke daran, daß Du mich hast.

Schreibe also ausführlich und sofort Deiner

Martha."

Lena hatte den Brief zu Ende gelesen, und nun ließ sie das längliche, rahmfarbene Stück Papier sinken. Sie richtete den Blick auf Marthas Photographie, die in glattem Rahmen auf dem Pianino stand.

„Martha, meine Martha!" kam es leise von ihren Lippen. „Wie lange sehne ich mich nach dir!"

Lange kauerte sie in ihrer Diwanecke, wie festgebannt das Bild im Auge. Erst als die Sonnenstrahlen, die sich allmählich ins Zimmer gestohlen, ihren Winkel erreichten, und das Licht sie blendete, stand sie auf und stellte die frühere Dunkelheit wieder her. Dann setzte sie sich nieder und sann und sann.

Durch keinen Laut von außen wurde sie in ihren Träumereien unterbrochen, bis — es mochte sechs Uhr sein — Pferdegetrappel und Räderknirschen vor dem Hause erschollen. Gleich darauf riß Szentkereszthy die

Tür der Amtsstube auf und rief in den Flur hinaus: „Theres! Wein — ein paar Flaschen Sodawasser und zwei Gläser! Rasch!“

Da wußte sie, daß sein einziger Freund gekommen, der Großgrundbesitzer Gjuro Drakulics, ein schwerreicher Junggeselle, ehemaliger Kavallerieoffizier, der nach einem unglücklichen Sturz vom Pferde den Dienst aufgegeben hatte und seitdem den Landwirt spielte. Eigentlich tat er nichts anderes wie kutschieren, trinken, Karten spielen und Abenteuern nachgehen. Sein Großvater hatte sich aus kleinsten Anfängen emporgearbeitet, war, wie man erzählte, erst Viehtreiber gewesen, dann Viehhändler drüben im Serbischen und im Banat. Der Sohn war schon Gutsbesitzer, und der Enkel saß auf seiner riesigen Herrschaft und gab sich als Grandseigneur. Nur der serbische Name erinnerte ihn, der gerne den chauvinistischen Kernmagyaren hervorkehrte, an seine Abstammung. Andere freilich auch sein Äußeres, denn das wollte gar nicht zu dem Wesen dieses großen, sehr starken, so energisch dreinblickenden Mannes passen. Der aalglatte, stets nach der neuesten Mode gekleidete Drakulics hatte ein typisch südslawisches Gesicht, dazu diese süßlichen Manieren, diese fade, gezierte Sprechweise.

In Unyom war er der erste Bekannte der Szentkereszthys gewesen, und er hatte sich merkwürdig rasch mit dem Stationschef angefreundet. Der war nur zu froh, überhaupt jemand zu finden, der seinen früheren Kreisen angehörte und jetzt mit ihm verkehren wollte. Eine anständige Gesellschaft war, wie er sich ausdrückte, hier ohnedies nicht zu haben. So saßen sie auf der stillen Station, beide unfroh, er immer gereizt, mit sich zerfallen, sie traurig, hoffnungslos.

Besonders die Nachmittage waren für sie schrecklich.

Dann kam eine unsägliche Bangigkeit über sie. Mutterseelenallein war sie bis in die sinkende Nacht in ihren sonnendurchglühten zwei Zimmerchen, versunken in schmerzliche Erinnerungen ans Einst. Wie oft fielen ihr Dantes Verse ein, die vom größten Schmerz, den das Gedenken glücklicher Zeiten im Unglück bereitet.

Szentkereszthy hatte es weit besser als sie. In den Abendstunden wich seine üble Laune; nach sechs fuhr sein neugewonnener Freund vor, und er pokulierte dann mit Drakulics in der schmutzigen Amtsstube, rauchte und erzählte Anekdoten. Gegen acht Uhr brach Drakulics gewöhnlich auf. Um diese Zeit pflegte der zweite Beamte von seinen Besuchen im Dorfe heimzukommen. Man sah ihn sehr gerne dort, denn er war der einzige ledige Mensch weit und breit, beim Doktor und beim Apotheker gab es heiratsfähige Mädchen, und dann ließ er sich so gut über die Vorkommnisse im Szentkereszthyschen Hause ausfragen.

Wenn der Gutsbesitzer weggefahren war, kam der Stationschef ins Wohnzimmer herüber, sehr aufgeräumt und, ganz im Gegensatz zu seiner Morgenstimmung, sehr liebenswürdig und auch gesprächig, aber immer mit rotem Kopf und verdächtig glänzenden Augen. Ihr war seine schlechte Laune noch lieber wie seine abendliche Lustigkeit.

Heute hörte sie ihn schon nach sieben kommen. Er steckte den Kopf durch den Türspalt und rief sehr heiter: „Schatz — ich muß dich allein lassen — ich fahr' mit dem Gjuro auf seine Pußta. Um elf bin ich wieder zu Haus. Er läßt dir die Hände küssen und wünscht dir gute Besserung. Morgen will er dir seine Aufwartung machen. Adieu, Herzch n!"

Er wartete gar keine Antwort ab.

Als es ganz finster geworden, zündete Lena die

Hängelampe über dem Tisch an, nahm den Brief Marthas vor und las ihn wieder und wieder. Dann blickte sie starr vor sich hin, bis das Rollen des Nachtzuges sie aus ihrem Brüten weckte. Da griff sie zur Feder und schrieb.

„Liebe, gute Martha!

Du hast recht, und Du weißt mein Schweigen richtig zu deuten. Ich will jede falsche Scham beiseite lassen. Du durchschaust mich ja doch!

Als ich Deinen Brief erhielt, war meine Stimmung eine furchtbare. Die zu schildern, vermag ich kaum. Verzweiflung über meine gegenwärtige Lage, Grauen vor der Zukunft, der heiße, brennende Wunsch, das für mich Verlorene, unwiederbringlich Verlorene zurückzugewinnen — all das stürmte auf mich ein, und ich war namenlos unglücklich. Bin's ja noch! Deine Zeilen richteten mich für den Augenblick auf. Freilich eben nur für den Augenblick. Im nächsten fühlte ich wieder — und nun noch schwerer — den Abstand von Einst und Jetzt. Und nun kam mir erst so ganz klar zum Bewußtsein, wie fest ich doch in meiner früheren Umgebung gewurzelt, in einer Umgebung, aus der ich ja herausgerissen wurde — nein, ich will wahr sein: aus der ich mich selbst herausgerissen habe. In meinen jetzigen Verhältnissen vergehe ich vor Sehnsucht nach meinen früheren, freieren.

Ich fühle es, auf die Dauer werde ich gegen all das, was sich mir hier entgegenstellt, nicht ankämpfen können. Über kurz oder lang werde ich unterliegen.

Du willst mir Hilfe bringen? Beste Martha — mir ist nicht mehr zu helfen!

Urteile Du selbst.

Ich schließe aus Deinen Bemerkungen, daß Du über meine Erlebnisse seit meiner Heirat nicht unterrichtet

bist. Meine eigene Schuld, liebste Martha! Ich versuche sie zu sühnen, indem ich Dir beichte.

Wie das so schnell sich mit meiner Verlobung gemacht? Martha — ich war fünfundzwanzig Jahre alt und des Alleinseins müde. Alle, alle, auch Du, sagten mir immer, ich soll doch endlich wählen. Auf was noch warten? sagte ich mir selber. Ich wußte, daß es Zeit war. Mit fünfundzwanzig Jahren steht man an der Grenze der Mädchenjugend. Ich hatte kein nennenswertes Vermögen, war auch keineswegs für den Kampf ums Dasein gerüstet. In Wien war ich schon halb und halb entschlossen, den Heiratsantrag eines älteren höheren Beamten anzunehmen; sonderlich sympathisch war er mir nicht, aber ich wollte nicht länger bei den Tanten bleiben und wollte mein eigenes Heim haben. Da kreuzte Szentkereszthy meinen Weg. Nach vier Wochen war ich seine Frau.

Man hatte sich über ihn erkundigt. Er war Bahnbeamter, dem Ministerium zugeteilt, denn sein Onkel war Staatssekretär. Szentkereszthy hatte nur eine sehr kleine Bezahlung; er war aber noch jung, und dann — die hohe Protektion — ein Onkel war, wie gesagt, Staatssekretär, ein anderer Bischof — man prophezeite ihm eine glänzende Zukunft. Meine Wiener Verwandten zeigten sich nicht sehr entzückt; die kleinen Beamten hätten allesamt nichts zu nagen und zu beißen, und die Karriere hängt von so viel Wenn und Aber ab — damit sollte man nicht rechnen. Ich war aber damals mit Szentkereszthy schon verlobt, und zurück wollte ich nicht. Und wenn ich Vergleiche zog zwischen meinem Bräutigam und dem ältlichen Beamten in Wien — Martha, ich war rechtschaffen verliebt — das erste Mal in meinem Leben.

Gleich nach der Hochzeit begann das Enttäuscht-

werden. Die hatten wir sehr still gefeiert, denn der Onkel Bischof war kurz zuvor plötzlich gestorben, und als wir von der Hochzeitsreise heimkehrten — wir waren natürlich in Italien gewesen — trat der Umschwung ein. Schon am nächsten Tage kam es zur Katastrophe. Ein neuer Ministerpräsident war ernannt worden, auch ein neuer Handelsminister, und der Onkel Staatssekretär mußte in Pension gehen. Der Nachfolger ließ eine Menge Beamte versetzen. Mein Mann, dem es auch so erging, wurde wieder dem Verkehre zugeteilt. Fünf Monate lang blieben wir noch in Pest, dann kam wieder eine Versetzung, und jetzt sind wir hier in Unyom. Seit sieben Wochen, und es ist gar nicht abzusehen, ob und wann wir je von hier fortkommen.

Von dem jämmerlichen Leben, das ich hier führen muß, kannst Du Dir keine Vorstellung machen. Du kennst das nicht. Wenn ich Dir sage, daß unsere Wohnung aus Stube und Kammer besteht, die drei Fenster gegen Westen, so daß man von kurz nach Mittag bis Sonnenuntergang die Läden geschlossen halten muß, daß die Umgebung der winzigen Station trostlos öde, erschreckend einsam, daß die nächste Stadt fast drei Stunden Wagenfahrt weit ist, daß ich keinen Menschen habe, mit dem ich sprechen kann, daß unsere Mittel mehr wie dürftig sind, daß mein Mann mich von Tag zu Tag mehr vernachlässigt — wenn Du all dies Dir vergegenwärtigst, dann, Martha, kannst Du mir nachempfinden, daß ich Mut und Hoffnung schwinden ließ, daß ich überdrüssig dieses Lebens bin.

Kann mir noch geholfen werden? Nicht wahr — nein?!

Lebe wohl, liebe, gute Martha! Vielen, innigen Dank für Dein Mitgefühl!

Lena."

In der Frühe las Lena nochmals den Brief. Und dann zerriß sie ihn.

„Ich schäme mich," flüsterte sie, „ich schäme mich!"

9.

Der Stationschef der nächsten größeren Station war erkrankt, und Innozenz v. Szentkereszthy hatte den Befehl erhalten, ihn zu vertreten. Das war dem Gelangweilten sehr erwünscht. Die kleine Abwechslung, meinte er, würde wohltuend auf seine überreizten Nerven wirken. Liebenswürdig, wie schon seit langem nicht, verabschiedete er sich von Lena. Ihr selbst war diese Unterbrechung des täglichen Beisammenseins nicht unlieb.

Abends kam wieder Drakulics angefahren. Diesmal mit seinem Vierergespann. Der in eine übertrieben bunte Livree gesteckte Kutscher saß hinten, der gnädige Herr lenkte seine Füchse selbst.

Sehr erstaunt war er, als er hörte, daß Szentkereszthy verreist sei.

„Unglaublich! Ohne mich davon zu verständigen! —Ist er allein weggefahren? Die gnädige Frau auch?"

Das kleine Dienstmädchen verneinte. Die Gnädige sei zu Hause geblieben.

Herr Drakulics war von dieser Auskunft sichtlich befriedigt. Er kletterte vom Wagen und eilte auf Lena zu, die, nicht ahnend, daß Drakulics hier sei, vor das Haus getreten war, um nach dem Mädchen zu sehen.

Sehr kühl erwiderte sie seinen Gruß und wollte nach einer möglichst kurzen Anstandspause wieder hineingehen.

Drakulics ließ sie aber nicht. Eifrig erkundigte er sich danach, wo sein lieber Freund Innozenz sei, und

wann er heimkehre. „Gnädige Frau glauben gar nicht, wie sehr ich mich freue, wie es mir wohltut, solch einen Freund hier gefunden zu haben! Ja — es ist wirklich ein großes Glück, wenn man einen wahren Freund hat. Freundschaft und Liebe sind ja die höchsten Güter des Lebens!"

Und in dem Ton, reichlich seine Sätze mit Gemeinplätzen füllend, hielt er eine lange Rede, und als er sich endlich empfahl, atmete Lena förmlich auf. Sie begriff Innozenz nicht, daß er sich in der Gesellschaft dieses Menschen wohlfühlen konnte.

Anderen Tags, gleich in der Frühe, rollten mehrere Drakulicssche Wagen in die Station.

„Der gnädige Herr will jetzt plötzlich Weizen abliefern," sagte der Verwalter dem verwundert dreinblickenden Verkehrsbeamten. „Sonst hat er das nie vor dem Spätherbst getan. Ja — die reichen Leute haben ihre Launen."

Einige Stunden später kam Drakulics selbst. „Alles in Ordnung?" fragte er. „Ich werde von heute ab täglich fünf Wagen Weizen herschicken."

„Wäre es nicht besser, wenn Euer Gnaden auf einmal eine größere Anzahl senden würde?" erlaubte sich der Beamte zu fragen.

Drakulics aber winkte ab. „Nein. Das erlauben meine wirtschaftlichen Dispositionen nicht."

Der Verwalter hinter seinem Brotherrn machte ein ungeheuer verblüfftes Gesicht.

„Nie hat er sich früher um solche Bagatellen gekümmert," raunte er später dem Beamten zu. „Ein komischer Kauz, der Herr v. Drakulics!"

Der hatte eine Zeitlang dem Verladen zugesehen, und dann verschwand er. Hinter dem Hause, im spärlichen Schatten einer kleinen Akaziengruppe, pflegte

Lena am Morgen zu sitzen, eine Handarbeit auf dem Schoße oder ein Buch, das wußte er. Mit schlecht gespielter Überraschung blieb er vor ihr stehen, riß den Hut vom Kopfe und haschte nach ihrer Hand.

„Gnädige Frau hier — in unserer schönen Natur! Hab' ich Sie gestört? Es täte mir das sehr leid — außerordentlich leid!"

Er machte aber gar keine Anstalten, zu gehen.

Teilnehmend erkundigte er sich nach seinem teuren Freunde Innozenz. „Kann kaum erwarten, gnädigste Frau, daß der Liebe, Gute heimkehrt!" Dann, ziemlich unvermittelt, begann er von sich selbst zu sprechen, von seinem öden, armen Leben, von der Jammerexistenz, die er führen müsse. „Ja, meine gnädigste Frau, so ein Junggeselle wie ich, ein Mensch, der ein wenig wählerisch in seinem Verkehr ist, der ist wirklich zu bedauern. Sehr zu bedauern ist er! Sehr! Immer allein! Niemand kümmert sich um mich, niemand sorgt sich um mich, wenn ich krank und verlassen bin. Und Freunde? — Sehen Sie, gnädige Frau, ich gebe gar nichts auf Freundschaft! Gar nichts! Als ich noch ganz jung war, da hegte ich warme Freundschaft für den und jenen — aber jetzt habe ich die Menschen erkannt — tot und ausgebrannt ist's in mir! Tot und ausgebrannt!"

Diese Romanphrasen schienen ihm besonders gut zu gefallen, denn er wiederholte sie noch einmal.

„Rechnen Sie meinen Mann auch unter diese Sorte Freunde? Sie haben sich ja so warm nach ihm erkundigt."

Drakulics geriet in Verlegenheit. „Aber, meine gnädigste Frau, was denken Sie denn von mir! Mein teurer Innozenz ist natürlich eine Ausnahme. Aber von ihm abgesehen habe ich niemand. Ein armes, trauriges Leben ist das meine!"

„Ich denke, Sie unterhalten sich viel," sagte Lena, der der Mensch Spaß machte.

„O, Gnädigste, meine harmlosen Unterhaltungen sind Narkotikum — nichts anderes! Ich suche mich zu betäuben, allein es geht nicht mehr. Seit ich angefangen habe, reiflich über das Wesen der Dinge nachzudenken, gelingt mir die — das — wie soll ich nur sagen? — die Selbstbe — die Selbsttäuschung nicht! Geht nicht! Ja — wenn man älter und ernster wird!"

„Lesen Sie viel?" fragte Lena, bemüht, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

„Sehr viel! Enorm viel! Bis spät in der Nacht studier' ich!"

„Was denn?"

„Ach — nur ernste Sachen — sehr ernste! Zumeist landwirtschaftliche Bücher und Z itungen. Was gnädigste Frau natürlich nicht interessiert," setzte er rasch hinzu, froh, den Ausweg gefunden zu haben.

Lena hörte schweigend zu. Man hatte ihr erzählt, wie Drakulics seine Abende zu verbringen pflege. Sein Kastell war der Versammlungsort der Zechbrüder von drei Komitaten, und es ging sehr hoch her bei ihm, sehr hoch und sehr ungeniert.

„Bücher und Arbeit, gnädige Frau, dienen mir als einzige Mittel, meine Einsamkeit mich nicht fühlen zu lassen. Wenn ich noch jemand hätte, der mit mir sorgt, mit mir fühlt! Aber so — keine Frau, kein Kind — nichts, gar nichts!"

Lena sagte nichts. Die so nahe liegende Frage, warum er denn nicht heirate, wollte sie nicht stellen. Wenn er nur schon ginge, dachte sie.

Das tat er aber keineswegs. Immer wieder kramte er seine Tiraden aus über seine jammervollen Tage,

über sein vergebliches Suchen nach dem Wesen, das ihm in seinen Träumen vorgeschwebt.

„Verzeihen Sie, Herr v. Drakulics," unterbrach ihn Lena endlich. „Ich glaube, man ruft mich. Adieu!"

Rasch ging sie ins Haus.

Drakulics sah ihr ärgerlich nach. „Teufel!" brummte er. „Schwer ist's, der beizukommen! Man muß es halt anders anfangen — ganz anders!"

Sehr selbstbewußt bestieg er seinen Wagen.

— — — — — — — — — — — — — —

Das nächste Mal traf er Lena auf der Landstraße. Sie hatte einen kleinen Spaziergang gemacht und war nun im Begriffe, nach Hause zu gehen. Natürlich wich er nicht von ihrer Seite, und wieder mußte sie seinen Wortschwall über sich ergehen lassen. Das inhaltlose Geplapper verdroß sie, und seine eigentümlichen Blicke erweckten in ihr ein peinliches Gefühl. Wieder fing er davon an zu reden, wie er sich nach seinem „guten Engel" sehne. „Darf ich Ihnen den schildern, gnädige Frau? Darf ich?" Ohne ihre Antwort abzuwarten, sagte er hastig: „Ihre Züge trägt er, gnädige Frau. Seine Augen aber sind andere, denn er blickt mich freundlich an, ganz anders wie Sie. Und, gnädige Frau, was gäb' ich drum, wenn Sie mich so freundlich ansehen würden! Was gäb' ich drum! — Sehen Sie mich nur einmal so an, gnädige Frau! Haben Sie Erbarmen mit mir verlassenem Einsiedler!"

Das war zu viel. Lena fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen stieg. Sie beschleunigte ihren Schritt. So rasch sie konnte, ging sie die staubige Straße entlang, Drakulics ihr dicht an der Seite. Unaufhörlich sprach er, und immer dasselbe.

Als sie endlich — kein Weg war ihr zuvor so lang erschienen — die Station erreichten, sah sie zu ihrem

Verdruß den Hof voller Menschen. Stephan Kollasz stand dort mit zwei Dutzend Bauern, die Getreide zugeführt hatten. Er war der einzige Kaufmann im Dorf, Vertrauter und lebende Zeitung der ganzen Gegend.

Von weitem schon riß er den Hut vom Kopfe und grinste. Lena wußte sofort: binnen vierundzwanzig Stunden würde jeder Mensch im Umkreise von drei Meilen erfahren, daß sie mit Drakulics spazieren gegangen sei.

Sie ließ den Serben stehen und schloß die Wohnungstür geräuschvoll hinter sich..

Pfiffig lächelnd schaute ihr Stephan Kollasz nach.

10.

Von nun an blieb sie in den Morgenstunden im Zimmer, nur um Drakulics nicht zu begegnen. Da hielt er sich denn so lange vor dem Magazine auf, wo er seine Leute beaufsichtigte, oder im Amtszimmer, bis er sie richtig im Flur traf. Knapp so viel Zeit hatte sie, um in die Küche schlüpfen zu können.

Sie fürchtete sich vor dem Gerede. Auch vor Innozenz. Wie würde der das aufnehmen? Er war ihr ja schon so fremd geworden, hatte sich so verändert — nicht eben zu seinem Vorteile — in seinen Anschauungen, auch in seinem Gebaren. Sie wußte nicht, was er dazu sagen, wie er sich dazu stellen würde.

Für wenige Tage kam er endlich nach Unyom zurück, denn der erkrankte Stationschef hatte Urlaubsverlängerung erhalten, und es konnte noch lange Wochen dauern, bis Innozenz ständig wieder daheim bleiben konnte. Da erzählte sie ihm bei erster Gelegenheit, daß sie unter den so auffallenden täglichen Besuchen Drakulics' und unter seinen Zudringlichkeiten zu leiden habe.

Szentkereszthy runzelte die Stirne. „Was? Ich

werd' mir den Kerl kaufen! Na wart, Brüderl! Wenn er nur käm', solang' ich hier bin!"

Drakulics blieb aber diesmal aus, und Innozenz mußte wieder wegfahren.

Herzlich, wie schon seit Monaten nicht mehr, nahm er von ihr Abschied. „Hab' nur noch ein paar Wochen lang Geduld, Kind! Ich hab' jetzt Aussicht, versetzt zu werden. Ich wollt' es dir nicht sagen, denn es hätte eine Überraschung für dich sein sollen. Jetzt soll's dich ein bißchen trösten. Und wenn der Lump zudringlich wird und du dir nicht anders helfen kannst, so telegraphier mir — ich werd's ihm schon zeigen!"

Ganz aufgeregt blieb Lena zurück. Fortkommen von Unyom — wäre es möglich? Fort aus dieser abscheulichen Umgebung, aus diesem Martyrium — wieder unter Menschen! Der alte Kinderspruch fiel ihr ein von Gottes naher Hilfe in größter Not. Unbewußt faltete sie die Hände, und ihre Augen wurden feucht.

Doch dann stiegen Zweifel in ihr auf. Wenn sich Innozenz getäuscht hätte, wenn man ihn täuschen würde? So viel Schlimmes hatte sie seit einem Jahre erlebt, daß sie glaubte, ihr winke kein Glück mehr.

— — — — — — — — — — — — —

Gjuro Drakulics ließ sich nicht blicken. Im stillen hoffte Lena, er würde überhaupt nicht mehr kommen. Man hatte ihr erzählt, daß er oft plötzlich verreise und dann monatelang nicht heimkehre. Vielleicht, dachte sie, würde er es jetzt auch so machen.

Die Ruhe in Unyom tat ihr wohl, und die Möglichkeit, bald ein anderes, besseres Heim zu finden, belebte sie aufs neue. So hoffnungsfroh war sie nicht gewesen seit — seit ihrem Hochzeitstag.

Eines Morgens ging sie wieder ins Freie. Die Schienen entlang bis zur Wegkreuzung. Ein Stoß

neuer Schwellen war dort aufgestapelt. Sie breitete ihr Tuch darauf und schwang sich hinauf. Es saß sich gut dort oben, man übersah ein weites Land: schnurgerade durchschnitt auf der einen Seite das Geleise eine schier endlose Ebene, fast baumlos, kein Haus weit und breit. Acker, so weit der Blick reichte, manche schon mit junger Saat bestanden, andere frisch aufgeackert, farbige Flecken im gelblichen Einerlei. Auf der anderen Seite verlor sich der Schienenstrang hinter einem winzigen Hügel im Einschnitt; dort wuchs mageres Gestrüpp, das einzige ringsum. Wald nannten es die Leute. Und darüber schmutziggrauer Regenhimmel. Die Wolken zogen langsam von Süd nach Nord. Niedrig hingen sie; in wenigen Stunden würde es regnen, sagte sich Lena.

Sie war bald in tiefe Gedanken verloren. An eine neue Zukunft dachte sie und daran, wie sich Innozenz in neuer Umgebung geben würde. In der letzten Zeit hatte sie sich vor ihm förmlich gefürchtet; er war in Unyom ein ganz anderer geworden, fahrig, unliebenswürdig, wie es früher gar nicht seine Art gewesen. Von der Versetzung erträumte sie sich eine Wendung zum Guten. Zwar der alte Innozenz, der heitere, lustige Junge, der es ihr angetan damals bei Kirchners im kleinen, halbdunklen Salon, vor dem Pianino — der würde nicht mehr zurückkommen, das wußte sie. Ob er der ernste, gesetzte Mann sein könnte, der er ja sein sollte — sie vermochte ihre sich selbst gestellte Frage nicht zu beantworten.

Grüblerisch quälte sie sich mit dem ab. Und plötzlich durchfuhr es sie seltsam. Übt man an dem so strenge Kritik, den man liebt? War die große, heiße Liebe, die sie für Innozenz gehabt, schon erloschen?

Doch sie wollte das Kommende nur in gutem Lichte

sehen, und es gelang ihr. Als Innozenz zum letzten Male in Unyom gewesen war, da hatte er wieder so gesprochen wie einst, hatte sich wieder so leicht und frei benommen. Gewiß, in passender Umgebung würde er wieder der Alte werden. Sie zwang sich, das zu glauben.

Holpernd fuhr ein Wagen über das Geleise und blieb gleich darauf stehen. Der Mann im Rücksitz hatte sich aufgerichtet, spähte herüber und sprang dann rasch zu Boden. Mit langen Schritten kam er näher. Als er schon vor dem Holzstoß war, blickte Lena auf. Sie sah Drakulics vor sich stehen. Sein Wagen fuhr langsam weiter.

„Welches Glück, meine gnädigste Frau! Welches Glück!" rief er aus. „Erst gestern abend bin ich von einer großen Reise heimgekehrt — ich war in Monaco — und schon heute habe ich solches Glück! Ja — was sagen Sie zu der Idee, jetzt im Hochsommer, von der Ernte weg, nach Monte Carlo zu fahren?"

Lena sagte gar nichts. Sie griff nach dem Regenschirm, der neben ihr auf einer Schwelle lag.

Drakulics sprach unbekümmert weiter und, wie stets, von sich. „Ja — ich war dort. Zu Hause habe ich mich sträflich gelangweilt — wie das schon mein Los ist. — Gnädigste Frau — es hat mich ein Sündengeld gekostet. Aber, meine gnädigste Frau" — seine Stimme schlug um, und seine großen Augen schlossen sich fast ganz — „ich tröste mich, ich finde Trost in dem alten guten Sprichwort — gnädigste Frau wissen doch, was ich meine?"

Lena tat, als ob sie ihn nicht verstände. Sie hatte sich zu Boden gleiten lassen, ihr Tuch genommen und ging nun fort.

Es war sehr deutlich. Drakulics hatte das wohl nicht erwartet, denn er machte ein ganz erstauntes Ge-

sicht, doch er folgte ihr auf dem Fuße und sprach ohne Unterlaß weiter.

„Gnädige Frau, Sie tun mir wirklich unrecht! Sie mißverstehen mich — nichts liegt mir ferner, als unehrerbietig zu — — Gnädige Frau, hören Sie mich an! Verzeihen Sie mir — ich weiß ja nicht mehr, was ich rede. Die Aufregung — — — Gnädige Frau —"

Er stellte sich ihr plötzlich in den Weg und ließ sie nicht vorbei. Erschrocken trat sie einen Schritt rückwärts. Da warf er sich plötzlich auf die Knie und faltete die Hände.

„Lena," keuchte er, „Sie sehen mich hier zu Ihren Füßen! Ihr Sklave bin ich — Sie können mit mir tun, was Sie wollen! Sagen Sie mir aber ein gutes Wort. Nicht daß Sie meine Gefühle erwidern — so vermessen bin ich nicht — sagen Sie mir nur, daß Sie mir erlauben, Ihnen dienen zu können —"

Er haschte nach ihrer Hand, beugte sich weit vor, und dies benützte sie. Rasch schlüpfte sie an ihm vorbei und lief nun den Weg entlang. Die Station war noch weit. Das nächste Wächterhaus konnte sie wohl erst in fünf Minuten erreichen — ob sie es so lange aushielt?

Drakulics war aufgesprungen. Mit großen Sprüngen eilte er hinter ihr her. Bald hatte er sie eingeholt. Und nun — sie fühlte sich am Arme gepackt und festgehalten.

Heiser, schwer verständlich flüsterte er: „Seien Sie doch nicht so grausam — ich leide ja Folterqualen — seit Wochen schon! Merken Sie es denn nicht? Erhören Sie mich, Lena —"

Auf einmal schwieg er und ließ ihre Hand fahren. Lena wandte sich halb unbewußt um — sie konnte

sich kaum mehr aufrecht halten. Auf dem schmalen Feldweg sah sie einen Wagen näher kommen.

Drakulics hob beide Hände und wollte etwas sagen. Sie zitterte am ganzen Körper; kaum hatte sie noch so viel Kraft, um dem Kutscher zu winken. Der hieb auf seine Pferde ein, und gleich darauf stand das Gefährt vor ihr. Drin saß Stephan Kollasz.

Überrascht sprang er auf. „Gnädige Frau befehlen?"

„Bitte, Herr Kollasz, wenn es Ihnen möglich wäre — fahren Sie mich nach Hause. Mir ist recht unwohl."

Der Händler kletterte vom Wagen und half Lena hinein. Dann sah er sich nach ihrem Begleiter um und erkannte Drakulics, der mit seltsam unsicheren Schritten, fast taumelnd, in der entgegengesetzten Richtung fortging.

— — — — — — — — — — — — —

Zu Hause angekommen, sandte Lena Innozenz sofort ein Telegramm: „Komme heim, brauche Deine Hilfe."

Mit dem Nachtzug kam er. Übellaunig, wie sie ihn noch nie gesehen. Sie erschrak, als er ins Zimmer trat.

Das war nicht Erregung über das Ungewisse, das ihm bevorstand; sie kannte ihn schon zu genau, um das sofort bemerken zu können. Von anderer Seite mußte ihm Unangenehmes zugestoßen sein.

„Was geht hier vor? Warum hast du mich gerufen?" fragte er hastig.

Kurz erzählte sie ihm, was vorgefallen.

Zornig lachte er auf. „Schöne Bescherung! Ja — eine Unannehmlichkeit kommt selten allein. Werd' jetzt wenigstens mein Mütchen an jemand kühlen können!"

„Innozenz — was soll das?"

„Ich schieß' ihn nieder wie einen tollen Hund. Was denn hast du geglaubt?" fragte er höhnisch. „Wie einen

tollen Hund!" wiederholte er. „Kommt mir übrigens sehr gelegen — der Schuft soll mir als Blitzableiter dienen!" Wütend rannte er im Zimmer auf und ab. „Du weißt natürlich das Neueste noch nicht?" Er blieb vor Lena stehen und stemmte die Hände in die Seite. „Der kranke Stationschef hat schon einen Nachfolger — ich bin natürlich wieder übergangen worden! Jetzt kann ich in Unyom sitzen bleiben — Gott weiß, wie lange!"

Er warf sich aufs Sofa. Schwer ging sein Atem.

Lena erfaßte unsägliches Wehgefühl. Und Mitleid auch mit ihm.

Sie ging zu ihm hin. „Armer Innozenz! Verlier aber nicht den Mut! Vielleicht —"

Rauh schüttelte er sie ab. „Laß mich! Du bist ja an allem schuld!"

„Ich?" Entsetzt trat sie zurück.

„Ja — die blöde Geschichte mit dem Drakulics kann ich auch nur dir verdanken. Deine lächerliche Prüderie. Vertreibst alle Welt ..."

„Ich?"

„Na — wer denn? ... Du hast dich eben nicht in unsere Verhältnisse schicken können. Ich bin überzeugt davon, daß es nicht hätte so weit kommen müssen wenn du es nicht auf die Spitze getrieben hättest. Und überhaupt — mein ganzes Unglück kommt von damals — von dem unglücklichen Tag, als ich dich kennen gelernt hab'! ... Wie sorgenlos hab' ich gelebt, wie zufrieden! Und jetzt!. Durch dich hab' ich meine Gönner verloren, durch dich ist meine Zukunft vernichtet — nur durch dich!"

Ganz verzerrt waren seine Züge.

Sie war in die Fensternische zurückgewichen. Zitternd vor Aufregung stand sie jetzt dort. Widriges Schamgefühl trieb ihr das Blut in die Wangen. Keinen

Augenblick war sie im Zweifel darüber, was sie nun zu tun hatte.

Sich gewaltsam zur Ruhe zwingend, sagte sie endlich: „Nach all dem, was ich soeben zu hören bekommen, ist es wohl nicht angebracht, daß du Drakulics meinetwegen zur Rechenschaft ziehst. Ich verlasse mit dem nächsten Zuge dein Haus. Dann bist du mich los, was dir ja nur erwünscht sein kann."

Sie ging zur Tür, öffnete die und rief dem Dienstmädchen.

Wie ein Toller sprang Szentkereszthy auf. „Hältst du mich für verrückt? Bin ich ein Feigling? Fortgehen kannst du. Ich halt' dich wirklich nicht zurück — fällt mir nicht ein! Aber erst rechne ich mit dem Kerl ab. Das ist selbstverständlich. Und bis dahin hast du hier zu bleiben! Die Leute würden sonst sagen, daß du —"

Lena taumelte zurück. „Innozenz!"

„Ah was!" unterbrach er sie. „Dir braucht nichts mehr dran zu liegen, was ich glaub'. Übrigens ist's mir jetzt schon höchst egal!"

Er schnippte mit den Fingern — unsäglich brutal.

Mit schweren Schritten entfernte er sich. Lena hörte ihn im Amtszimmer lange Telegramme absenden.

Sie war am Tisch in der Mitte des Zimmers stehen geblieben, die Hände gefaltet, den Kopf gesenkt. Heiß stieg es in ihr empor.

„Das Ende!" murmelte sie. „Und welch ein Ende!"

Fernes Pfeifen kündete das Nahen des Nachtzuges an. Sie hörte, wie Szentkereszthy zu dem Beamten sagte: „Ich reise wieder zurück. Wann ich wieder komme, weiß ich nicht."

Von ihr nahm er keinen Abschied. Ihr war es lieb.

— — — — — — — — — — — — —

Zwei Tage lang sah sie ihn nicht. Am Abend des

dritten trat er plötzlich ins Zimmer, wo sie an das Fenster gelehnt stand.

Leise, ganz gegen seine Gewohnheit, schloß er die Tür. Behutsam ging er zu ihr hin und strich ihr übers Haar. Ganz so, wie er's einst getan.

Ein seltsames Gefühl überkam sie. Vor einem halben Jahre noch machte solches sie, die Liebesarme, Liebebedürftige, so glücklich, so froh. Und heute — heute — Fast unbewußt stieß sie ihn von sich.

Dann schlich er still hinaus.

11.

Am nächsten Morgen, kurz nach acht Uhr, kam der junge Hilfsbeamte, verstört und furchtbar aufgeregt, ins Wohnzimmer. Er sprach nur gebrochen Deutsch.

„Gnädige Frau — verzeihen Sie, bitte — erschrecken Sie nicht! Ich muß Ihnen aber sagen —"

Lena überlief es kalt. Sie ahnte, was sie erfahren müßte.

„Bitte, reden Sie!"

„Gnädige Frau, soeben hat man mich telegraphisch angerufen und mir gesagt, daß der Herr Gemahl ver— daß Herr v. Szentkereszthy einen kleinen Unfall — und Sie sollen gleich in die Stadt fahren —"

Mit stockender Stimme bat sie den jungen Mann, ihr alles zu sagen. „Verheimlichen Sie mir nichts — ich muß wissen, was vorgefallen ist."

Der geriet in Verlegenheit. „Ich weiß wirklich nichts, gnädige Frau, als was ich Ihnen gesagt hab' ... Man hat mir nur gesagt, daß Herr v. Szentkereszthy ver— verwundet ist. Ich weiß nicht, wieso — es ist nichts Gefährliches, aber die gnädige Frau soll doch sehr schnell hinfahren, hat man mir gesagt, und da —"

Er verwickelte sich und blieb dann stecken.

Sie drang nicht weiter in ihn. Sie würde, sagte sie sich, alles früh genug erfahren.

Wie kam sie sich so abscheulich gleichgültig vor!

Sie schickte ins Dorf nach einem Wagen, denn der Zug ging erst in fünf Stunden. In der Hälfte der Zeit führte sie der Fuhrmann hin. Kein anderes Gefährt war zu haben als ein Bauernwagen.

Es regnete, und heftiger Südwind sauste über die Ebene. Lena vermochte kaum ihren Schirm geöffnet zu halten. Rechts und links hüpften durchweichte Erdklumpen in die Höhe, von den Rädern emporgeschleudert; der Bauersmann vor ihr paffte übelriechenden Tabak aus seiner kurzen Pfeife, und jeder Windstoß trieb ihr eine stickige Rauchwolke ins Gesicht.

Die mageren Akazienbäume zu beiden Seiten des ausgefahrenen Weges waren das einzige, das einigermaßen deutlich zu erkennen war; darüber hinaus war alles in weißlichgrauen Nebeldunst gehüllt. Manchmal krächzten irgendwo in der Nähe Raben. Schaurig erscholl das mißtönige Geschrei.

Und als sie vor dem Stationsgebäude in der Komitatshauptstadt vorfuhr, war alles vorüber.

Der Bahnarzt, ein Siebenbürger Sachse, erwartete sie und teilte ihr schonend mit, was geschehen. Szentkereszthy hatte ein Duell gehabt mit Drakulics. Er war gefallen. „Heute früh, gnädige Frau — ich war dabei als Arzt. Die Sekundanten waren — Aber diese Details interessieren Sie wohl nicht?“

Lena hatte eine verneinende Kopfbewegung gemacht, die er aber mißdeutete. Und sie war zu müde, um ihn zu unterbrechen.

„Die Sekundanten, gnädige Frau, waren von Drakulics' Seite: der Gutsbesitzer Szeremley und der Obergespanssekretär Hajdu; von seiten meines armen guten

Freundes Innozenz: die Husarenrittmeister Baron Khlaybel und Marquis Des Etiolles — beide aus Budapest. Es war dreimaliger Kugelwechsel vereinbart und sehr schwere Bedingungen, gnädige Frau. Aber Innozenz wollte es so haben."

Deutsches Haus,
12. ST. PAUL, MINN.

Sie hatten Innozenz v. Szentkereszthy auf dem Friedhofe des Städtchens beigesetzt. Das Begräbnis war ein prächtiges gewesen; alle Honoratioren der Umgebung waren dort, auch aus Budapest viele. Von den Verwandten freilich bloß der Bruder des Gefallenen. Aus Wien niemand. Lena hatte Nagelschmidts eine Depesche gesandt. Deren Fernbleiben tat ihr weh.

Der Schwager war noch einige Stunden lang bei ihr geblieben, hatte sie zu trösten versucht, etwas von des Himmels unerforschlichen Ratschlüssen gesprochen, von Schicksalsschlägen, denen man sich fügen müsse.

Sie hatte aus seinem salbungsvollen Gerede förmlich das Mißtrauen herausgefühlt, das er ihr, der eigentlichen Ursache dieses unglücklichen Zweikampfes, entgegenbrachte. Mit keinem Worte hatte er ihre Zukunft berührt. Sie atmete auf, als er abgereist war.

Dann fuhr auch sie heim — nach Unyom.

Nun galt es, einen Entschluß zu fassen. Hier war ihres Bleibens nicht. Sehr bald mußte sie ja die Wohnung räumen — und was dann?

Vermögen hatte sie jetzt so gut wie keines mehr, auch fast keine Barschaft. Wenn sie das bescheidene Mobiliar veräußerte und die paar Rechnungen im Dorfe bezahlte, blieben ihr nur noch ein paar hundert Kronen.

Alle Möglichkeiten erwog sie, die sie vor sich sah.

Einen Gouvernantenposten suchen? Das ging nicht. Sie hatte kein Diplom; höchstens als besseres Kinder-

mädchen hätte sie etwas finden können. Allein — ob das für sie annehmbar gewesen wäre?

Aber was denn? Nach Berlin gehen und dort einen Erwerb suchen? Eine Stelle als Verkäuferin? Mit ihrer Gestalt und ihrem Äußeren würde sie wohl eine finden, doch wenn man so etwas nicht von frühester Jugend auf gewohnt ist — um keinen Preis!

Sie wollte aber auch Martha nicht nahe kommen, keinem Menschen, den sie früher gekannt, keinem, keinem!

Mit Ausnahme Nagelschmidts hatten sich ja alle Verwandten von ihr abgewandt. Und Nagelschmidts — ihr Schweigen zeigte klar, daß sie nunmehr nichts von ihr wissen mochten.

In ihrer Diwanecke, die Augen geschlossen, durchlebte sie noch einmal die Monate ihrer kurzen und doch so langen Ehe. Und wenn sie ihres Mannes gedachte, so erschien ihr zuerst immer nur der liebenswürdige, elegante Ministerialbeamte, der fröhliche Mensch mit den übermütig blitzenden Augen und der sorglosen Stirne, der es ihr damals angetan. Damals — damals! Wie weit das hinter ihr lag!

Draußen ertönte ein Signal. Der Mittagzug fuhr ein. Und gleich darauf kam das Dienstmädchen mit einer Karte in der Hand.

„Ein Herr ist hier, gnädige Frau."

Lena warf einen Blick auf das Stückchen Papier und sprang jäh auf. Sie wollte ihren Augen nicht trauen.

Hottinger war es!

Sie erschrak. Was hatte das zu bedeuten? Da stand sie vor einem Rätsel.

„Soll er hereinkommen?" fragte das Mädchen.

Es dauerte lange, bis Lena sich entschließen konnte. Aber auch dann vermochte sie nicht zu antworten; die

Kehle war ihr wie zugeschnürt. Sie nickte bloß zustimmend.

Als der Hofrat über die Schwelle trat, brach sie in schier fassungsloses Schluchzen aus. Zu viel, zu vielerlei stürmte auf sie ein.

Mit leisen Schritten kam Hottinger auf sie zu. Sie hatte sich auf einen Sessel fallen lassen und hielt mit beiden Händen das Taschentuch vor ihre Augen gepreßt.

Er blieb vor ihr stehen und sagte halblaut: „Verzeihen Sie mir diesen Überfall! Ich habe aber gedacht, daß meine Anwesenheit hier jetzt vielleicht zweckdienlich sein kann. Gestern erst habe ich das Vorgefallene erfahren — aus der Zeitung, und da mein Kollege Nagelschmidt auf Urlaub ist, und da ich weiß, daß Sie sonst niemand haben, so hab' ich gewagt, zu kommen. Ich habe Nagelschmidts sofort telegraphiert, gewiß werden sie schon morgen hier sein. Bis dahin verfügen Sie über mich."

So schlicht war das gesprochen, wie etwas Selbstverständliches betrachtete er es.

Lena war tief gerührt. Sie reichte Hottinger ihre bebende Rechte. „Dank, vielen Dank!" Ihre Stimme versagte.

Lange saßen sie wortlos in dem heißen, engen Zimmer. Sie hatte zu weinen aufgehört und blickte wie traumverloren vor sich hin. Hottinger getraute sich nicht, ihr Sinnen zu stören.

Endlich brach sie das Schweigen. Ein Geräusch auf dem Flur hatte sie ihren Träumen entrissen. Verwirrt sagte sie: „Nehmen Sie mir meine Ungastlichkeit nicht übel, Herr Hofrat! Ich bin aber so —"

„Lassen wir die Etikette! Betrachten Sie mich nicht als einen Fremden, sehen Sie in mir nur den guten, ehrlichen Freund — und vor dem brauchen Sie sich

doch jetzt nicht zu genieren! — Ich glaube, Nagelschmidts zeigen ihr Kommen an."

Das Dienstmädchen brachte eine Depesche. Sonderbarerweise war die zu spät eingetroffen, bemerkte Hottinger. Lena las sie und reichte dann ihm das Blatt.

„Haben durch Hottinger alles erfahren. Sind aufs tiefste erschüttert. Beide morgen früh dort. Leo, Berta."

Sie leistete im stillen auch den Wiener Verwandten Abbitte. Es gab also doch noch Menschen, die sich um sie kümmerten! Von Hottinger hätte sie das gar nicht erwarten dürfen. Und er war der erste gewesen, der in trübster Stunde der Not gekommen! Wie gering wertete ihre Menschenkenntnis! Wie beschämt war sie!

Eine Zeitlang blieb der Hofrat dann noch bei ihr. Nur wenig sprach er, und er quälte sie nicht mit alltäglichen, zwecklosen Trostworten. Er fragte sie, ob er etwas für sie besorgen könnte. „Wenn nicht," fuhr er fort, „so gestatten Sie wohl, daß ich Sie jetzt allein lasse. Sie brauchen Ruhe. Ich fahre in die Stadt. Mit dem ersten Frühzug bin ich aber morgen wieder hier."

Lena wollte ihm nochmals danken. Hastig, fast verlegen wehrte er ihr.

— — — — — — — — — — — — —

In der Frühe trafen Nagelschmidts in Unyom ein. Es war ein trauriges Wiedersehen. Laut aufschluchzend warf sich die Hofrätin Lena an die Brust, und Nagelschmidt konnte sich kaum beherrschen, so erregt war er.

Die Hofrätin hatte Lenas Hand ergriffen und streichelte sie, so wie man ein Kind liebkost, zu dem man noch nicht sprechen kann, weil's einen ja doch nicht versteht. So voll war ihr das Herz, doch Worte für ihre Gedanken fand sie nicht.

So saßen sie denn still nebeneinander; die beiden

Frauen auf dem Sofa, Nagelschmidt vor ihnen auf einem Rohrsessel, vor sich hin starrend, in Erinnerungen versunken, Lena auch ihre Zukunft erwägend, die drohende, die ihr solche Furcht einflößte. Sie hörte jeden Ton von draußen, manchmal ein Gepolter in der Küche, manchmal ein Geräusch im Telegraphenzimmer, jetzt wieder das helle, ununterbrochene Geklingel der Signalglocke und einen gleichmäßigen Schritt auf dem kiesbestreuten Bahnsteig.

Einmal setzte das Geklingel aus, und auch die Tritte verstummten.

Nagelschmidt stand auf. „Ganz vergessen hab' ich, daß der arme Hottinger da draußen wartet. Ich hör' ihn auf und ab gehen. Wir sind ja zusammen gekommen — er wollt' dich nur nicht stören. Kann ich ihn hereinrufen? Ja? — Aber erst müssen wir etwas besprechen, Lenerl. Ich bin nämlich nicht dafür, daß du länger hier bleibst, als unumgänglich notwendig ist. Also pack deine Koffer, und dann fährst du mit der Tante weg. Ich bleib' hier und werde schon alles ordnen."

„Ich danke dir, lieber Onkel, daß du dich meiner so annimmst. Aber ich kann dich doch nicht —"

„Weiß schon. Sag mir nur, was ich nach Wien schicken soll und was nicht. Ich glaub', du wirst die Möbel nicht behalten wollen?"

„Gewiß nicht, ich muß sie verkaufen. Allein nach Wien schicken? Wie meinst du das, Onkel Leo?"

„Na, natürlich, zu uns nach Wien. Wohin denn sonst?"

„Liebster Onkel — ich gehe nach Berlin."

„Lenerl — was sind das für Reden?" rief die Hofrätin. „Warum willst du nicht bei uns in Wien bleiben? Wien ist weit genug von Unyom, vergessen kannst du dort auch."

„Tante Berta — das werde ich nicht in Wien und nicht in Berlin. Und dann — in meiner Lage. Ich muß vor allen Dingen einen Erwerb suchen."

Da sagte Nagelschmidt sehr ärgerlich: „Keine Kindereien! Das ist, solang ich lebe, nicht nötig! Beschäftige dich nicht mit solchen Ideen! Vorderhand kommst du mit uns nach Tirol — mir zulieb, Lenerl. Im Herbst werden wir schon sehen, was sich machen läßt. Und jetzt ruf' ich den Hottinger herein."

Lena ging dem Eintretenden entgegen. Wieder wollte sie ihm danken, und wieder lehnte er ihren Dank ab.

„Übrigens ist das mein letzter Besuch," sagte er, „nicht nur in Unyom, auch in Wien werde ich Ihnen meine Aufwartung längere Zeit nicht machen können. Ich muß amtlich verreisen."

„Also doch? Hat's Sie doch getroffen?" fragte Nagelschmidt.

„Leider ja! Ende September fahren wir — eine ganze Kommission — nach England, von dort später nach Amerika. Vor dem Frühjahr werd' ich schwerlich zurückkommen können."

13.

Ruhige Wochen verbrachte Lena in dem kleinen Alpendorfe. Innerliche Ruhe freilich fand sie nicht. Immer und immer wieder zogen die schrecklichen Bilder des Sommers an ihr vorüber, die letzten Auftritte mit Innozenz.

Und wenn sie dann Hottingers gedachte, seines plötzlichen Kommens, so ward ihr dies zu einer Pein. Beschämt, gedemütigt hatte er sie! Wie gut meinte er's, und doch, wie quälte sie all das!

Tief stand sie nun in seiner Schuld, und allmählich

hatte sie ihr Urteil über ihn umgewertet. Sie war gesunken — er gestiegen.

Wenn sie vor anderthalb Jahren ihn so gekannt hätte!

Sie schalt sich, als sie sich bei dem Gedanken ertappte.

— — — — — — — — — — — — —

Der März war schon recht weit vorgeschritten, als Hottinger heimkehrte. Nagelschmidt hatte Mittags die Neuigkeit aus dem Amte mitgebracht. „Er läßt sich empfehlen und wird seinen Besuch ehestens machen. Es heißt, daß er jetzt gewiß vorrücken wird — ich hab's aus bester Quelle, nämlich von ihm selber."

Verstohlen hatte er Lena angeblickt. Die benahm sich recht sonderbar — wieder einmal, dachte er. Als er erwähnt hatte, daß Hottinger wieder in Wien sei, hatte sie, wie es ihm schien, überrascht aufgesehen; als er aber von dem Avancement gesprochen, da senkte sie den Kopf und schwieg.

Um so erregter war die Hofrätin. „Was das für eine schöne Karriere ist!" meinte sie. „Was sagst du dazu, Lenerl? Dich interessiert das gewiß —"

Der Hofrat sah sie bittend an und unterbrach sie rasch.

Sie verstand ihn, wurde aber verstimmt und zog sich gleich nach dem Essen zurück. Sie habe Kopfweh bekommen, werde auch nicht den besprochenen Gang zur Schneiderin machen. „Du mußt das selbst besorgen," sagte sie zu Lena, „ich bleib' zu Haus."

Nach vier Uhr ging Lena allein in die Stadt. Sie hatte in der Kärntnerstraße zu tun. Sie wählte den weiteren, doch schöneren Weg über den Ring. Das Wetter war unfreundlich, wie es in Wien im März eben zu sein pflegt. In den letzten Tagen hatte es geschneit, schmutzige, halbzergangene Schneehaufen

lagen längs des Bürgersteiges, überall blinkten größere und kleinere Wasserlachen. Lena hatte Mühe, trockenen Fußes über die Straße zu gelangen. Sie querte den Platz vor dem Burgtheater und schlug nun den Weg neben dem Gitter des Volksgartens ein. Stoßweise kam ihr der Westwind entgegen.

Vor dem Türchen, das am Ende des Gartens in den äußeren Burghof führt, mußte sie stehen bleiben. Ein Trupp Schuljungen kam über die Straße, und sie wartete, bis die vorüber waren. Ein Fiaker fuhr an ihr vorbei. Einige Schritte weiter hielt der Kutscher. Jemand sprang aus dem Wagen und kam rasch auf sie zu. Sie erkannte Hottinger.

Vor der ersten Begegnung mit ihm war ihr bange gewesen. — seit Wochen schon. Und nun ging es so leicht, so ganz salonmäßig.

Sie wechselten die gebräuchlichen Begrüßungsworte, dann fragte er, ob er sich ihr anschließen dürfe, winkte seinem Fiaker, auf ihn zu warten, und plauderte nun, neben ihr her gehend, harmlos und heiter von seinen Reisen, erzählte von dem amerikanischen Hotelleben, wie gräßlich das sei. „Für uns Wiener natürlich! Ich freu' mich sehr, wieder in Wien zu sein. Es ist doch was anderes, dieses alte gute Wien. Freilich — ich hab' nun auch wieder die alten kleinen Leiden und spärlichen Freuden. Noch nie hab' ich das so gefühlt wie gestern abend beim Nachhausekommen. So öde war's mir noch nie zuvor!"

Sie waren an die Ecke des Kaisergartens gekommen und bogen nun in den schmalen Durchgang ein, der zur Albrechtsrampe und zum Opernhause führt. Dort ist's nie sehr lebhaft. Jetzt war es sogar still.

Da sagte Hottinger plötzlich: „Erinnern Sie sich, wie wir damals am Abend durch die Stadt gegangen sind?"

Lena nickte.

„Ich war im Begriffe, Ihnen etwas zu sagen — ich habe es unterlassen und hab' mir dann die bittersten Vorwürfe gemacht. Sie werden gewiß längst vergessen haben, was ich damals gesagt habe?"

„Ich erinnere mich genau."

Hottinger hatte seinen Schritt immer mehr verlangsamt. Jetzt blieb er stehen. Niemand außer ihnen war im Gäßchen.

„Sie erinnern sich?" fragte er. „Dann — dann möchte ich die Frage, die ich damals nicht ausgesprochen hab', jetzt an Sie richten. Darf ich?"

Noch nie hatte sie ihn so gesehen. Wie seine Augen glänzten!

Sie zögerte nicht mit der Antwort. Hatte sie doch schon seit Monaten diese Stunde nahen gefühlt, seit Wochen gewußt, was sie zu sagen hätte, wenn er —

Errötend reichte sie ihm beide Hände. „Seit einem halben Jahre erst bin ich Witwe. Wäre es nicht verfrüht, schon jetzt — — —"

„Ich werde warten," sagte er einfach.

Die kleinsten Fabrikanten der Welt.

Etwas von der Hefe. Von Th. v. Wittembergk.

△ △

Mit 8 Illustrationen. △ (Nachdruck verboten.)

Die Kleinpilze stehen in keinem besonders guten Ruf. Man denkt bei ihnen meist nur an die krankheiterregenden Bakterien und die den Hausfrauen so unerwünschten Schimmelpilze und vergißt, daß diese Pilzformen nur eine verhältnismäßig artenarme Gruppe in dem großen Reich der Kleinpilze darstellen. In Wirklichkeit sind durchaus nicht alle Kleinpilze dem Menschen schädlich und verderblich, sondern es gibt unter ihnen eine lange Reihe, die von hervorragendem Nutzen und höchstem Wert sind. Zu ihnen gehören in erster Linie die Hefepilze oder, wie man sie kurz nennt, die Hefen. Sie sind für zahlreiche Betriebe und Vornahmen unentbehrlich, sie bewirken es eigentlich durch ihre Lebenstätigkeit, daß wir in der Hauswirtschaft, den Gewerben und der Industrie die wichtigsten Nahrungs-, Genuß- und technischen Hilfsmittel aller Art herzustellen und zu gewinnen vermögen, und darum kann man sie mit Recht als die kleinsten Fabrikanten der Welt bezeichnen.

Die Hefepilze sind Sproßpilze, ein Name, der von der Art ihrer Vermehrung herrührt. Am bekanntesten von allen Hefen ist die Backhefe, jene graugelbliche Masse von weinsäuerlichem Geruch, die zum Auftreiben und zur Lockerung des Teiges benutzt wird. Herbei-

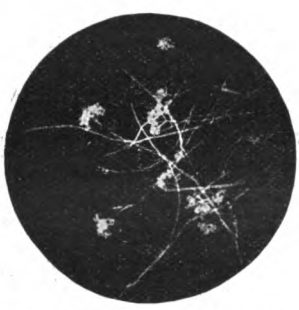
geführt wird das „Gehen" des Teiges durch einen Gärungsprozeß, und dieser Gärungsprozeß beruht wieder auf der Tätigkeit gewisser Hefepilze.

Hiermit sind wir bereits an dem Punkt angelangt, welcher die Bedeutung der Hefepilze als Fabrikanten im kleinen bedingt. Denn nach so vielen Richtungen hin die Hefepilze auch eingreifen und vom Menschen verwandt werden mögen, immer läuft ihre Einwirkung darauf hinaus, eine Gärung hervorzurufen.

Obgleich es zahlreiche Arten von Hefepilzen gibt, so stimmen sie doch im allgemeinen in ihrem Bau überein. Überträgt man mit einer feinen Platinnadel ein Atom Hefe in einen Tropfen sterilisiertes Wasser und betrachtet diesen unter dem Mikroskop, so erkennt man, daß das Untersuchungsobjekt aus zahllosen rundlichen Zellen von winziger Kleinheit besteht. Diese Zellchen sind die Hefepilze. Die durchschnittliche Länge einer Hefezelle beträgt $0{,}_{01}$ Millimeter. Es gibt aber auch bedeutend kleinere. Beispielsweise messen die Zellen der Bier- und Branntweinhefe nur $0{,}_{008}$ bis $0{,}_{009}$ Millimeter.

Je nach der Nährflüssigkeit, auf der sie wachsen, haben die Hefezellen eine rein kugelige, eiförmige, schlauchartige und wurstartige Form. Jede Hefepilzzelle besteht aus einer dünnen, aber derben Hauthülle, die ein meist farbloses Protoplasma einschließt, in dem sich mehrere mit Zellsaft gefüllte Bläschen, sogenannte Vakuolen, und ein Kern vorfinden. In der Hauptsache ist die Hefepilzzelle ähnlich gebaut wie jene Zellen, aus denen sich die Gewebe unseres und des tierischen Körpers zusammensetzen. Indessen gehören die Hefepilze in das Pflanzenreich, da ihre Hauthülle Zellulose oder Holzfaserstoff enthält, ein Stoff, der nur bei Pflanzen vorkommt. Die Hefepilze stehen in einem

nahen Verwandtschaftsverhältnis zu den Schimmelpilzen. Manche der letzteren können sogar unter besonderen Ernährungsbedingungen völlig die Form von Hefepilzen annehmen. In der Regel aber lassen sie sich deutlich voneinander unterscheiden. Die Schimmelpilze bauen sich aus schlauchartigen Zellen auf, die sich zu Fäden zusammenschließen, während die Hefepilz-



Fäden des grünen Pinselschimmels.
(800fache Vergrößerung.)

Hefezellen.
(800fache Vergrößerung.)

zellen einzeln liegen oder paarweise oder zu zweigartigen Gruppen verbunden sind.

Hefepilze sind in der Natur weit verbreitet. Wenn man zuckerhaltige Flüssigkeiten in geeigneter Verdünnung an der Luft stehen läßt, dauert es nicht lange, bis sich Hefepilze einstellen, und die Alkoholgärung beginnt. Die reife Traube trägt schon am Weinstock, an der Oberhaut der Beeren, die Hefezellen an sich, die gleichsam nur auf den Augenblick warten, wo sie eine Zerlegung der Traubenbestandteile und des Mostes einleiten können. Die Hefezellen haben daher auch schon seit vielen Jahrhunderten Verwendung gefunden, ohne daß, wie bei der Brot-, Wein- und Bierbereitung, der Mensch wußte, wer ihm hilfreich zur Seite stand.

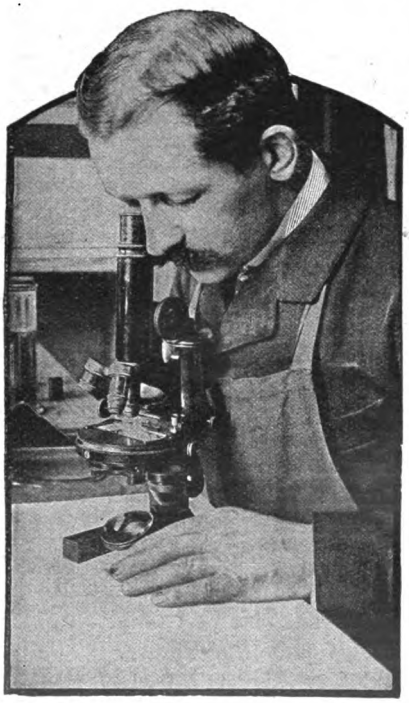
Daher sind die Bedeutung und Lebensbedingungen der Hefepilze auch erst in neuerer Zeit genauer erforscht worden.

Nachdem schon Leeuwenhoek im Jahre 1680 kleine Kügelchen in der Bierhefe entdeckt hatte, nahm Lagniard de Latoure die mikroskopische Untersuchung wieder auf, bis dann Pasteur und neuerdings der Däne Hansen unsere Kenntnisse über die Hefepilze nach der wissenschaftlichen und praktischen Seite hin erweiterten und vertieften.

Damit die Hefepilze ihre Wirksamkeit entfalten und die Gärung hervorbringen können, ist es nötig, daß sie in der zuckerhaltigen Flüssigkeit, in die sie absichtlich oder unabsichtlich übertragen werden, gewisse Salze vorfinden, da sie diese zu ihrer eigenen Ernährung bedürfen. So verlangt die Bierhefe neben Wasser und Kohlenstoff in Form von Zucker Stickstoff als Eiweißverbindung oder Ammoniaksalz und dazu phosphorsaures Kali und schwefelsaure Magnesia. Außerdem ist eine bestimmte Temperaturhöhe erforderlich. Sie schwankt bei den einzelnen Arten zwischen 10 und 25 Grad Celsius. Sind diese Bedingungen erfüllt, so tritt die Gärung ein, das heißt die Hefezellen zerlegen durch die Stoffwechselprodukte, die sie ausscheiden, die Zuckermoleküle in Alkohol und Kohlensäure.

Wie schon angedeutet, wachsen und vermehren sich die Hefepilze durch Sprossung. Man kann diesen Vorgang unter dem Mikroskop beobachten, wenn man einige Hefepilze in einem Tropfen Nährflüssigkeit fixiert. Man sieht dann, wie die Zellen an einem oder mehreren Punkten knopfförmige Fortsätze erhalten, die allmählich zur Größe der Mutterzelle heranwachsen, mit dem Inhalt derselben gefüllt werden und sich schließlich durch die Bildung einer Scheidewand von ihr abgrenzen.

Die neue Zelle kann mit der alten noch in Verbindung bleiben oder ſich auch von ihr ablöſen. Daneben kommt nun aber auch noch eine zweite Art von Vermehrung vor, nämlich diejenige durch Sporenbildung.



Beobachtung des Wachstums der Hefepilze.

Sporen ſind kleine kugelige Körperchen. Die Sporenbildung geht vorſich, wenn ſich kräftige Zellen bei Luftzutritt und einem gewiſſen Temperaturgrad in einer nährſtoffarmen Flüſſigkeit befinden. Dann entſtehen im Innern der Mutterzelle zwei Kügelchen, die durch den gegenſeitigen Druck häufig etwas abgeplattet ſind. Die Mutterzellhaut löſt ſich nach einiger Zeit auf, und die Sporen ſind nun frei geworden. Werden dieſe Sporen nach einer Ruheperiode in eine zuckerhaltige Flüſſigkeit gebracht, ſo keimen ſie in Form der Sproſſung aus. Man kann die Sporen alſo gewiſſermaßen mit dem Samen der höheren Pflanzen vergleichen. Die Sporen ſind widerſtandsfähiger als

die durch Sprossung hervorgegangenen Zellen. Man darf sie daher als Dauerformen ansehen, die dazu dienen, unter ungünstigen Verhältnissen den Fortbestand der Art zu sichern.

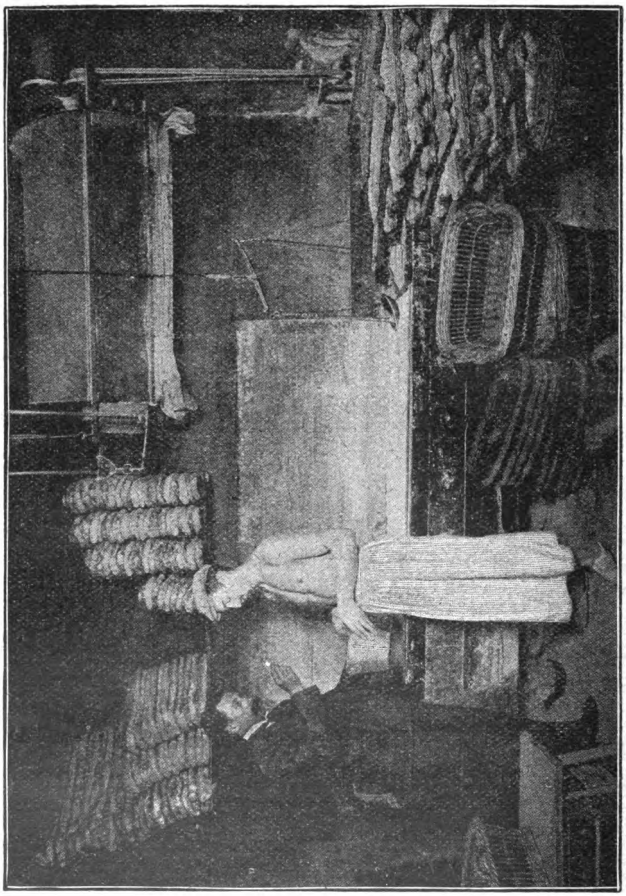
Bei den zu wirtschaftlichen und industriellen Zwecken verwendeten Hefepilzarten kommt es allerdings nicht mehr zur Sporenbildung. Diese Hefepilze, wie beispielsweise die, welche zur Gärung der Bierwürze benutzt werden, sind sozusagen uralte Kulturpflanzen kleinsten Maßstabes, die anfänglich wilden Rassen entnommen wurden, bei dem Gärungsverfahren aber immer wieder nur durch Sprossung vermehrt wurden und durch diese Kultur die Fähigkeit zur Sporenbildung zuletzt einbüßten. Ebenso kann man es bei eigentlich sporenbildenden Arten durch künstliche Züchtung und fortgesetzte Auswahl erreichen, daß man endlich Kolonien erhält, die keine einzige Spore mehr liefern.

Wohin man sieht, fast überall betätigen diese kleinsten Fabrikanten ihre Betriebsamkeit und ihre technische Begabung. Was würde der Bäcker ohne Hefe beginnen? Nur etwas Hefe zu wenig zum Teig und der Teig geht nicht nur nicht, sondern das Gebäck, sei es Brot, sei es Kuchen, bildet, wenn es aus dem Ofen geschoben wird, eine geröstete, ausgetrocknete und fast ungenießbare Masse.

Die Teigbereitung, so einfach sie erscheint, ist doch den inneren Vorgängen nach ein ziemlich verwickelter Prozeß. Wenn man Mehl mit Wasser anrührt und diesen Teig an einem warmen Ort stehen läßt, gerät er früher oder später in Gärung. Es ist ein ganz bestimmter Hefepilz, der dadurch, daß er in den Teig hineingelangt, sich vermehrt und seine Stoffwechselprodukte ausscheidet, die Gärung hervorruft. Er führt

Deutschen Haus,
ST. PAUL, MINN.

den wissenschaftlichen Namen Saccharomyces minor Engel. Durch die Hinzufügung des Sauerteiges, der



Gute Hefe gibt guten Teig!

nichts anderes ist als in Gärung begriffener, von Hefepilzen durchwucherter Brotteig, oder reiner Hefe er-

reicht man, daß die Gärung viel schneller eintritt, weil dann die Gärungserreger den Teig bedeutend rascher durchdringen. Indem nun der Teig nach Zusatz des Gärmaterials in einer Temperatur von 25 bis 30 Grad Celsius gehalten wird, wird durch die Hefezellen der im Mehl vorhandene Zucker in Kohlensäure und Alkohol zerlegt. Durch ein im Mehl vorhandenes Ferment, das Cerealin, wird dann noch Stärke in Zucker umgewandelt, wodurch die Gärung weiter unterhalten wird.

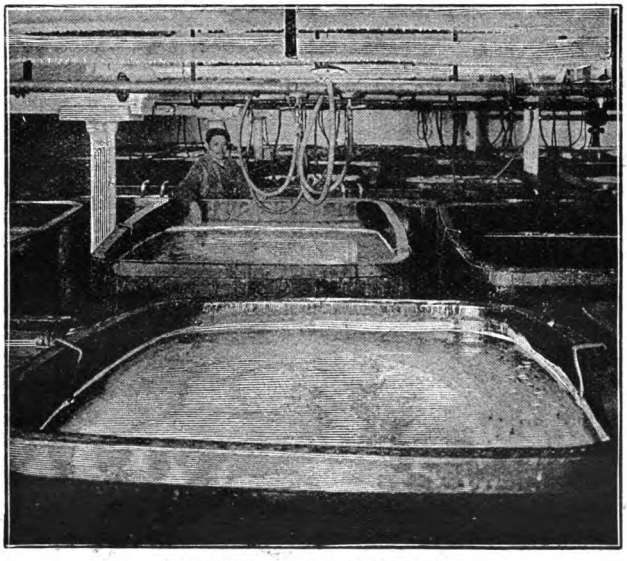
Daneben wickelt sich noch ein anderer Prozeß ab, der gewisse Bakterien zu Urhebern hat, die mit den eigentlichen Hefepilzen in der Hefe enthalten sind. Diese leiten eine Milchsäure-, Essigsäure- und Buttersäuregärung ein. Überwiegt diese letztere Gärungsart, so wird der Teig zur Brotbereitung unbrauchbar. Unter regelmäßigen Verhältnissen aber kommt es nicht zu dieser Störung, sondern die Gärung durch die eigentlichen Hefepilze behält die Oberhand. Sie bringt es nun mit sich, daß die Kohlesäurebläschen den Teig ausdehnen, ohne zu entweichen. Infolgedessen „geht" der Teig — er wird aufgelockert. Die Auflockerung macht das Gebäck nicht nur verdaulicher, sondern sie trägt auch dazu bei, daß sich alle jene Umsetzungen und Umwandlungen, die sich während des Backens durch die Einwirkung der Hitze im Teig vollziehen, schneller und gründlicher abwickeln, wodurch wiederum der Wohlgeschmack und der Nährwert des Gebäcks gesteigert werden. Der durch die Tätigkeit der Hefepilze aus dem Zucker des Mehls zerlegte Alkohol verdampft zum größten Teil beim Backen.

Welche fleißige Alkoholfabrikanten die Hefepilze sind, kann man daraus ersehen, daß sich nach einer Berechnung in den Bäckereien Londons jährlich gegen 13 Mil-

lionen Liter Alkohol im Werte von fünf bis sechs Millionen Mark in den Backöfen verflüchtigen.

Ebenso wichtige Dienste leisten die Hefepilze in den Brauereien. Damit die Gerste zum Brauen verwendet werden kann, muß zunächst ihre Stärke in einen gärungsfähigen Zucker umgewandelt werden. Dies geschieht beim Keimen der Gerste. Während des Keimens entsteht nämlich ein Ferment, die Diastase, die die Stärke in Dextrin (Stärkegummi) und Maltose (Malzzucker) verwandelt. Um das Keimen herbeizuführen, wird die Gerste in Quellbottichen eingeweicht. Darauf kommt sie auf die Malztenne, in der sie bei einer Temperatur bis zu 40 Grad Celsius so lange verweilt, bis die Keime etwa bis zu drei Viertel der Länge des Kornes ausgeschlagen sind. Jetzt werden die Keime, das sogenannte Grünmalz, durch schnelles Trocknen in der Wärme abgetötet, indem man sie in der Malzdarre einer Temperatur von 50 Grad Celsius unterwirft. Dieses Darrmalz, wie es genannt wird, wird in Putzmühlen von den Keimen gereinigt und darauf geschrotet. Nun geht es an die Herstellung der Bierwürze, indem das geschrotete Darrmalz mit Wasser angesetzt wird. Anfänglich wird der Malzbrei oder die Maische nur mäßig warm gehalten, später aber wird sie gekocht. Das warme Wasser löst sowohl die Maltose als auch die Diastase auf, die nun die noch im Malz vorhandene Stärke in Dextrin und Maltose überführt. Durch das nachfolgende Kochen wird die Würze verdichtet, und die eiweißhaltigen Stoffe, die vom Wasser ausgesogen worden sind, werden zum Gerinnen gebracht. Zugleich wird die Würze gehopft. Auf 1 Hektoliter Würze gibt man 200 bis 400 Gramm Hopfen. Die Gerbsäure des Hopfens befördert die Klärung der Würze, verleiht ihr den angenehm bitteren Geschmack und hebt die Haltbarkeit des Bieres.

Jetzt wird die Würze in den Kühlschiffen schnell abgekühlt, und nun wird sie mit Hefe versetzt. Von der Güte der Hefe und der Temperatur beim Gärungsprozeß ist die Beschaffenheit des Bieres wesentlich abhängig. Soll sich das Bier, wie das Lagerbier, lange



Gärbottiche in einer Großbrauerei.

halten, so muß die Gärung langsam vor sich gehen; soll es bald getrunken werden, so läßt man die Gärung schneller ablaufen. Die Dauer des Gärungsprozesses wird bestimmt durch die niedrigere oder höhere Temperatur, auf die man die Würze in den Gärbottichen bringt. Eine niedrigere Temperatur verlangsamt, eine höhere beschleunigt die Gärung. Durch diese verschwindet aus der Würze fast alle Maltose, von der sich etwa die Hälfte als Kohlensäure verflüchtigt, die andere

ſich in Alkohol verwandelt. Die ſich bei ſtürmiſcher Gärung neu bildende Hefe ſammelt ſich an der Oberfläche der Würze. Dies iſt die Oberhefe. Bei langſamerer Gärung bildet ſich die neue Hefe am Boden

Entnahme von Unterhefe.

der Gärbottiche als Unterhefe. Sie entſteht beim Lagerbier. Beim Lagerbier dauert die Hauptgärung bis zehn Tage. Dann kann das Bier auf Fäſſer gezogen und im Keller zum Nachgären und Reifen gelagert werden. Da die Qualität des Bieres weſentlich von der Hefe abhängt, ſo entnimmt man der neu gebildeten Unterhefe einen Teil, um ſie beim nächſten Brauen zu verwenden. Gegenwärtig ſchlägt man allerdings zur Ge-

winnung der Bierhefe, wie wir noch sehen werden, vielfach auch ein anderes Verfahren ein.

Ein Gärungsprozeß ist auch erforderlich für die Essigfabrikation. Allerdings ist hier der eigentliche Gärungserreger ein Spaltpilz, der Essigpilz, aber auch ein Hefepilz beteiligt sich mittelbar an der Essigerzeugung. Betreten wir eine Essigstube, so sehen wir auf Lagern eine Reihe von Fässern liegen, in die vorn und hinten ein Loch gebohrt ist. Diese Einrichtung bezweckt, daß die Luft stets durch das Faß hindurchströmt. Denn der Essigpilz nimmt, um die Gärung einzuleiten und den Essig hervorzubringen, Sauerstoff aus der Luft, so daß für eine fortwährende Luftzufuhr gesorgt werden muß. Die Fässer sind etwa bis zu zwei Dritteln mit einer Flüssigkeit gefüllt, die sich aus Wasser, Alkohol und Essigsäure zusammensetzt. In ihr siedelt sich der Essigpilz, der in den Essigstuben stets vorhanden ist, an, vermehrt sich, bringt das Essiggut, wie man die alkoholische Flüssigkeit nennt, zum Gären und verwandelt den Alkohol, der unter dem Einfluß des Pilzes begierig Sauerstoff an sich reißt, in Essigsäure. Der Essigpilz bildet auf dem Essiggut eine Decke. Außerdem wuchert aber auf dem Essiggut noch ein anderer Pilz, der Kahmpilz. Dieser Kahmpilz ist ein Hefepilz, der ebenfalls eine Decke, die Kahmhaut, bildet, aber keinen Essig erzeugt, sondern nur das Essiggut entsäuert, wodurch es zu einem besseren Nährboden für den Essigpilz wird. Der an der Oberfläche entstandene Essig sinkt zu Boden, während an seine Stelle neue Alkoholteilchen treten, die dann unter der Einwirkung der Pilze wiederum umgesetzt und zu Essig verwandelt werden.

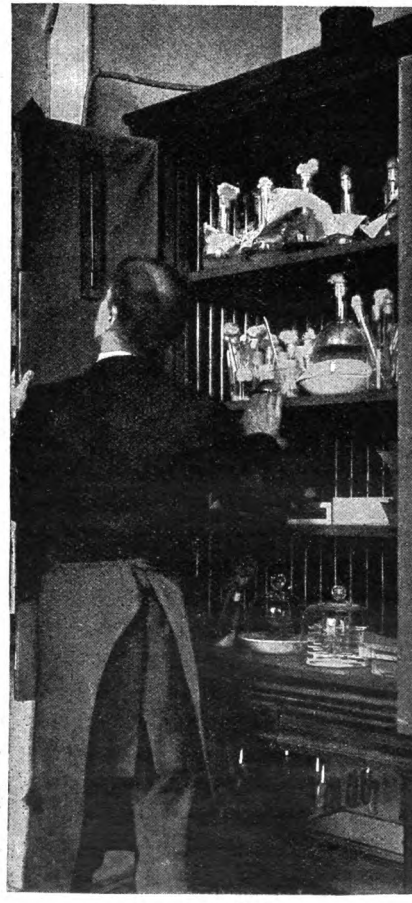
Bekannt ist die Rolle, die die Gärung bei der Bereitung des Traubenweins spielt. Hier sind es echte

Hefepilze, die die Umgestaltung des Traubensaftes zum Wein herbeiführen. Wie schon erwähnt, haften sie an der Oberfläche der Trauben. Indem sie beim Pressen in den Saft gelangen, erzeugen sie die Selbstgärung des Mostes. Aber auch die Obstweine verdanken wir der Tätigkeit der Hefepilze, und ebenso wirken sie in der Branntweinbrennerei, bei der Fabrikation des Rums, Kognaks und anderer gebrannten Wässer und Liköre mit.

Durch Gärungen, von denen ein Teil zwar nicht von Hefepilzen, sondern von Spaltpilzen ausgeht, entsteht ferner die Milchsäure, die Buttersäure und die Pyrogallussäure, die als Medikament und als Entwickler in der Photographie gebraucht wird. Gärungen sind weiterhin beteiligt an der Fabrikation der Stärke, die das Rohmaterial für die Spiritusbrennereien liefert, bei der Appretur der Webstoffe, zum Leimen des Papiers, zur Herstellung von Klebstoffen, zur Anfertigung des Puders, ebenso wird Stärke von der Plätterin verwandt, um der Leinwandwäsche ein glänzendes Weiß zu verleihen. Selbst in die Ernährung der Pflanzen greift eine Art von Gärung ein. Gewisse Kleinpilze scheiden im Boden Ammoniak ab, das dann weiter in Salpetersäure oder salpetrige Säure umgewandelt wird und so in den Säftestrom der Pflanzen übergeht. Der Landmann, der Weinbauer, der Küfer, der Destillateur, der Arzt und Pharmazeut, der Papierfabrikant, der Weber, der Parfümeur und Photograph, der Brauer und der Bäcker, sie alle sind auf die Tätigkeit der kleinsten Lebewesen angewiesen, die als Gärungserreger im stillen schaffen und arbeiten.

Aber auch die sonst so unermüdlichen Gärungserreger erschlaffen und entarten, wenn sie in ungünstige Lebensbedingungen geraten. So bedürfen die Hefepilze einer

gewissen Temperatur, die bei den einzelnen Arten verschieden ist, um lebensfähig zu bleiben. Auch müssen ihnen die geeigneten Nährstoffe im richtigen Verhältnis zur Verfügung stehen. Fehlen den Hefepilzen zum Beispiel Eiweißstoffe, oder ist der Zuckergehalt in dem Nährmaterial zu groß, so verkümmern sie, erfüllen dann die Aufgaben nicht mehr, die von ihnen erledigt werden sollen, oder gehen auch zu Grunde. Da sich diese Veränderungen äußerlich nicht bemerkbar machen, so kann den Betrieben, wenn kranke oder abgestorbene Hefe verwandt wird, ein sehr beträchtlicher Schaden erwachsen.



Brutschrank für Hefekulturen.

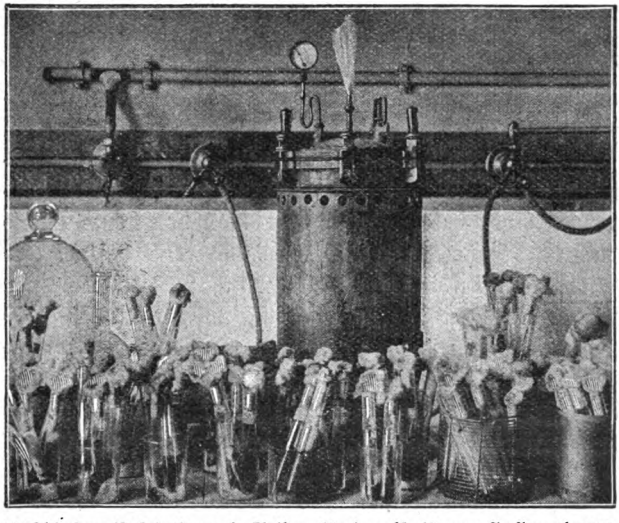
In den Dreißiger- und Siebzigerjahren des vorigen Jahrhunderts schlug vielen Brauereien das Gebräu um, weil man, was man damals allerdings noch nicht wußte, fehlerhafte Hefe gebraucht hatte.

Die Wissenschaft hat jetzt diese Übelstände beseitigt. Namentlich ist es der dänische Forscher Hansen gewesen, der die Wege gewiesen hat, auf denen man die Gewinnung der einzelnen Hefepilzarten unschwer erreicht. Nach den von ihm angegebenen Methoden kann man jetzt jederzeit Reinkulturen, das heißt Kolonien einer einzigen Hefepilzart, herstellen und sie auch beliebig lange aufbewahren.

Versetzen wir uns in ein Laboratorium, in dem man Studien über die Hefepilze treibt, so wird uns dort ein eigenartiger Schrank auffallen. Es ist dies ein Brüteschrank, der zur Zucht von Hefekulturen benutzt wird. Der Brüteschrank hat doppelte Wände von Eisenblech, zwischen denen sich Wasser befindet. Dieses wird durch eine Gasflamme erhitzt. Um die Temperatur des Wassers und damit auch diejenige der Luft im Innern des Schrankes dauernd auf einer bestimmten Stufe erhalten zu können, ist ein Thermoregulator angebracht, durch den der Wärmegrad je nach dem Zweck der Untersuchungen geregelt wird. Im Innern des Schrankes stehen Schüsseln, die mit Glasglocken überdeckt sind, sowie Kolbengläschen, deren Öffnungen mit Wattebäuschchen verschlossen sind. Alle diese Schüsseln und Gläschen enthalten verschiedenartige Hefekulturen.

Will man von einer Hefepilzart eine Reinkultur gewinnen, so kann man auf verschiedene Weise zu Werke gehen. Die einzelnen Hefepilzarten haben ein Gäroptimum, das heißt eine jede entwickelt sich bei einem bestimmten Temperaturgrad am besten und ruft dann auch die lebhafteste Gärung hervor. Man braucht nun,

um eine einzelne Hefeart von den anderen abzusondern, nur ein Hefegemisch, das mehrere Arten enthält, auf einen Nährboden, wozu Bierwürze, Mohrrübensaft und Bierwürzegelatine dient, zu übertragen, dasselbe im Brüteofen längere Zeit unter einer bestimmten Temperatur zu halten, so wird sich diejenige Hefepilzart,



Verschiedene Hefekulturen in Kolbengläschen für längere Aufbewahrung.

welcher diese Temperatur am meisten zusagt, auch am schnellsten und kräftigsten entwickeln, während die anderen in ihrem Wachstum zurückbleiben und unterdrückt werden. Bringt man darauf eine Spur von dieser Hefe in ein Kolbengläschen mit Nährflüssigkeit und setzt dieses im Brüteschrank wieder der entsprechenden Temperatur aus, so entsteht in dem Gläschen nur eine Kultur dieser einzelnen Hefepilzart.

Ebenso kann man die Sporenbildung, von der schon

gesprochen wurde, benutzen, um Reinkulturen zu gewinnen. Die einzelnen Hefepilzarten entwickeln ihre Sporen ebenfalls nur bei bestimmten Temperaturen. Reguliert man nun die Wärme im Brüteschrank entsprechend, so bildet in einem Hefegemisch nur die eine Art Sporen, die man nachher wieder in ein Kolbengläschen überträgt, so daß nun später aus den Sporen nur die eine Art hervorgeht. Durch das erstere Verfahren ist es beispielsweise gelungen, für die Brauereien Reinkulturen der einzelnen Bierhefepilze herzustellen. Viele Brauereien wenden denn jetzt auch nur Reinkulturen an. Hierin liegt ein bedeutender Fortschritt. Denn die Brauereien sind dadurch allen den Zufälligkeiten entrückt worden, denen gemischte Hefen unterworfen sind, und sie bleiben deshalb von den Schädigungen verschont, die entartete und fehlerhafte Hefegemische mit sich bringen können. Da sich in einer zehnprozentigen Rohrzuckerlösung in den Kolbengläschen die Reinkulturen jahrelang aufbewahren lassen, so hat man stets denselben Hefepilz, dessen Eigenheiten man genau kennt, zur Verfügung und läuft deshalb auch nicht mehr Gefahr, durch Mängel in der Gärung empfindliche Einbußen zu erleiden.

Die Hefepilze zeigen wieder einmal, wie der Mensch lange Zeit die Naturmächte ausnutzen kann, ohne daß er ihr inneres Wesen kennt. Dafür muß er dann aber auch allerlei unerwünschte Wechselfälle mit in den Kauf nehmen. Erst die Wissenschaft gibt ihm die Mittel in die Hand, die Naturmächte bewußt so zu leiten und zu verwerten, wie es für seine Zwecke am zuträglichsten ist.

In Monte Carlo.

Ein Abenteuer auf der Hochzeitsreise.

Von W. d'Ermite.

▽ ▽ (Nachdruck verboten.)

Eine heitere Reisegesellschaft war es, die, in zwei Abteile erster Klasse verteilt — in Italien kann man bekanntlich nur diese in Begleitung von Damen benutzen — an einem herrlich warmer F bruartag von San Remo aus die Fahrt nach der Grenzstation Ventimiglia antrat, um von da Monte Carlo und Nizza zu erreichen. Seit wenigen Wochen im gemeinsamen Hotel zusammengewürfelte Menschen, die sich aber so nahe getreten waren, als hätten sie bereits so manchen Scheffel Salz miteinander gegessen. Dieses schnelle Bekanntwerden und der leichte gesellige Ton bilden wohl einen Hauptreiz moderner internationaler Karawanseraien, in denen sich ein jeder von der liebenswürdigsten Seite gibt, und die leidigen Gespräche über häusliche und berufliche Angelegenheiten von der Tagesordnung gestrichen sind.

Durch die geöffneten Fenster drang frühlingsartige Luft, bald von weichen Düften, bald von herzhafter Seebrise durchsetzt, je nachdem das Schienengeleis durch blühende Orangenwälder oder am Meeresgestade entlang seinen Weg suchte. Von Zeit zu Zeit umfing uns Finsternis. Das ohrenbetäubende Geräusch, welches von den Felswänden der Tunnel widerhallte, tötete dann die Gespräche, welche um so lebhafter anschwollen,

wenn das Tagesgestirn über der glitzernden Seebläue von neuem aufzuleuchten begann.

In Ventimiglia bestiegen wir nach einstündigem Aufenthalt den französischen Zug, und die Uhren, die bisher italienische, das heißt römische Zeit gezeigt, wurden nach der „heure de Paris“ um drei Viertelstunden zurückgestellt. Wir hatten also drei Viertelstunden „am Leben profitiert“, wie die neben mir sitzende Berliner Dame behauptete, zu deren Gepflogenheiten es gehörte, von allen Sachen den Preis zu nennen und von jeder von ihr erwähnten Person anzugeben, was sie verdiene.

Der alte österreichische General, der Nachbar meiner Frau, plauderte mit dieser in seiner humorvollen Weise, und der Pariser Börsenmakler — in der Fremdenliste hatte er sich als „Kommandeur“ eingezeichnet, und ein buntes Bändchen im Knopfloch schien diesen Titel begründen zu wollen — tischte mir die neuesten Boulevardanekdoten auf, während seine dunkeläugige Ehehälfte in ihrem breiten provenzalischen Dialekt zu jeder verblüffenden Pointe Randbemerkungen machte, die sie mit einem turteltaubenhaften Lachen begleitete, welches so reizend klang, daß ich kaum das Ende der Geschichtchen erwarten konnte, um es wieder und wieder ertönen zu hören.

Mentones anmutsvolle, entzückende Bucht mit dem weit vorspringenden Kap Martin war vorüber, rechts klebte an der sich jetzt steil auftürmenden Seealpenkette Roccabruna — Städtchen, Kirche und abenteuerliche Schloßform —, blendendweiß leuchteten einzelne Villen aus dem Schwarzgrün perennierender Bäume und Sträucher, riesige Agaven ließen dicht am Bahndamm ihre mächtigen Blütenstämme emporragen. Wir näherten uns Monte Carlo, für meine Frau und

mich das Ziel. Die anderen fuhren weiter nach Nizza.

„Vergessen Sie also nicht: Sie haben dreißig Chancen von den sechsunddreißig des Roulettes für sich, wenn Sie die ersten achtzehn dreifach und das letzte Dutzend doppelt besetzen, wenn Sie —"

Mein Pariser Gegenüber schien nicht übel Lust zu haben, mir im letzten Moment noch Spielsysteme einfiltrieren zu wollen.

Meine Frau fiel ihm ins Wort: „Um des Himmels willen, keine guten Lehren! Wecken Sie nicht Triebe —"

„Einer alten Liebe," ergänzte ich vergnügt.

„Ich bitte Sie, mein Herr, setzen Sie einen Louis für mich auf 26! Am ersten Tisch links vom Eingang im ersten Saal — dort habe ich stets Glück!" wandte sich des „Kommandeurs" Gemahlin mit ihrem koketteſten Lächeln an mich, indem sie mir ein Zwanzigfrankenstück in die Hand drückte, das sie aus ihrer goldenen Filigrantasche genestelt hatte.

„Auf 26, Madame?"

„Ja, meine Altershahl."

Sie hatte mindestens zehn subtrahiert, 36 wäre sicher entsprechender gewesen.

„Willst du denn wirklich spielen?" fragte meine Frau.

„Aber natürlich, Maus — so ein alter Stammgast!" lachte ich sie an.

„Ich — ich hasse das Spiel!" seufzte sie als Antwort. Dann sagte sie zum General: „Jedenfalls, Exzellenz, danke ich tausendmal für den guten Rat, den ich von Ihnen empfing."

„Aber, ich bitte, Gnädigste — ich bin beschämt."

Sein Lieblingswort. Der alte Herr war wohl hundertmal des Tages „beschämt".

Dann rief die Berlinerin: „Man hat mir erzählt,

daß es wirklich Leute gäbe, die beim Spiel verdienten."

„Natürlich. Die Aktionäre der Bank."

„Und die Spielprofessoren. Das sind Menschen, die —"

Ich mußte meine Erklärung abbrechen. Der Zug verlangsamte sein Tempo; meine Frau hatte sich erhoben, ich half ihr die Federstola umtun, holte ihren Schirm aus dem Netz.

Die Tür wurde aufgerissen. „Monte Carlo!" rief eine schrille Stimme in das Abteil.

Verbeugungen. Händedrücke.

Aus dem Nebenfenster lugten die Köpfe dreier ältlichen Amerikanerinnen, Schwestern, die als Schrecken des Konversationszimmers im Hotel gefürchtet waren, wenn sie zu geigen und zu singen anfingen.

„Good bye!"

Über ihnen ragte das melancholische Gesicht unseres Griechen heraus, von den Damen geschätzt als Walzerspieler.

„Au revoir! Viel Glück!"

„Danke — danke!"

Hutlüften. Händewinken.

Dann hakte ich meine Frau unter, und wir begannen die Straße bergan zu steigen, die in einem weiten Bogen nach Monte Carlo hinaufführt. Die Benutzung des Aufzugs verschmähten wir, der hinter dem Bahnhof die Eiligen und Bequemen an der Felsenmauer empor nach der obersten Terrasse befördert.

Ich war seit einem Monat verheiratet. Mit meiner jungen Frau, welche die Riviera nicht kannte, hatte ich einige Zeit in San Remo zugebracht, von wo wir häufige Tagesausflüge unternahmen. Auch heute abend sollte die Rückfahrt nach diesem Ort erfolgen. Wir ge-

dachten noch bis Ende Februar in San Remo zu verbleiben.

„Jetzt betrittst du klassischen Boden!“ neckte meine Frau. Sie wußte, daß ich hin und wieder in der „ehelosen, der schrecklichen Zeit“ eine Spritztour an dieses herrliche Gestade unternommen und hierbei auch dem Moloch da oben im Kasino mein Scherflein geopfert hatte.

„Gewiß, mein Herz, ich kann hier sozusagen den Wirt machen. Wenn ich es mir so recht überlege, war es doch die höchste Zeit, daß du dich meiner erbarmtest und mich nahmst.“

Ich suchte eine möglichst ernste Miene aufzusetzen.

„Was wäre wohl sonst aus dir geworden!“ lautete die nachdenklich gegebene Antwort.

Nun vermochte ich das Lachen nicht länger zu unterdrücken.

Meine Frau blieb stehen. Sie grollte: „Leichtsinniger Mensch!“ Und ein vorwurfsvoller Blick traf mich aus ihren schönen Augen.

Dann gab sie sich einen Ruck. Ihre Stimme nahm den entschiedensten Ton an, der ihr zur Verfügung stand.

„Nur unter einer Bedingung gehe ich weiter!“

Ich sah sie verwundert an. „Was meinst du, Schatz?“

„Höre!“ Sie setzte mir auseinander, daß sie fürchte, meine Neigung zum Spiel könne wieder erwachen, daß es also ihre Pflicht sei, mich davor zu behüten und zu bewahren, daß ich in den letzten Tagen den Rest unseres Reisegeldes erhoben habe und so weiter. Der Redeerguß endete in der Aufforderung, ihr meine Barschaft zur Aufbewahrung zu übergeben. Auch der General, dem sie sich anvertraut, habe ihr zu dieser Maßregel geraten.

Dieses Mißtrauensvotum schmählichster Art entfachte zunächst in mir einen Sturm sittlicher Entrüstung. Dann suchte ich ihr Anliegen ins Lächerliche zu ziehen. Als aber ihr Fordern in ein von Tränen unterbrochenes Flehen umschlug, als sie erklärte, die Freude am ganzen Ausflug sei ihr verdorben, war mein Schicksal besiegelt. Tränen gegenüber bin ich ohnmächtig, besonders aus so geliebten Frauenaugen. Ich kapitulierte und überlieferte ihren kleinen Händen Brieftasche und Geldbörse.

Ehe sie aber letztere in ihrem Pompadour versenkte, entnahm sie ihr fünfzig Franken, die sie mir mit schalkhaftem Lächeln und den Worten überreichte: „Da — das nimm, opfere es am grünen Tisch! Auch mein Herz kennt ein menschliches Rühren."

Der eheliche Friede war wiederhergestellt. Lachend und scherzend langten wir auf dem weiten Platz an, der von der einen Seite von einem überreichen, prächtigen Kaffeehaus, von der anderen von dem mächtigen Hotel de Paris mit der sich anschließenden imposanten Häuserfront eingefaßt wird, während davor, dem Meere und den berühmten Terrassen zugekehrt, das Spielgebäude oder, wie es offiziell genannt wird, das „Kasino" sich in seiner märchenhaften, phantastischen Marmorpracht ausbreitet.

Es war gegen Mittag. In einer nahe liegenden „Taverne", die sich als ein reizend ausgestattetes Schmuckkästchen erwies, fanden wir vorzügliche Langusten und alles andere zu einem guten „Frühstückshappen" Nötige. Als der Kellner die Rechnung brachte, machte ich mir den boshaften Spaß, ihm mit einer bezeichnenden Handbewegung zu sagen: „Die Dame bezahlt."

Eine solch dunkle Blutwelle hatte ich noch nie über das Gesicht meiner Frau sich ergießen sehen. Sie

zahlte mit Anstand, aber mit so geringem Trinkgeld, daß wir die abgelegten Sachen — Hut, Schirm und Stock — selbst holen mußten, da es der Kellner unter seiner Würde hielt, noch weiter Notiz von uns zu nehmen. Zehn Minuten später standen wir am ersten Roulettetisch im ersten Saal des Kasinos. Jene kaum definierbare Atmosphäre umgab uns, die nur diesem Orte eigen ist. Der verschwenderischste Luxus neben der schäbigsten Eleganz, Mitglieder der ersten Gesellschaftsklassen neben Vertretern der Dreiviertelwelt, die sich bedenklich der halben nähert, Söhne und Töchter aller Kulturstaaten des Erdballs. Ein leises Zischeln, Summen und Raunen löst sich von den einzelnen Tischen, durchwogt die fünf gewaltigen, prunkvollen Säle. Als kämen diese Hunderte und Hunderte von Menschen einer geheimen Losung nach, sprechen sie kein lautes Wort, hört man keinen lauten Tritt, sieht man keine leidenschaftliche Bewegung. Das Fallen der Kugel, das diskrete Klirren von Gold und von Silber, die monotonen Ansagen der Croupiers durchbrechen allein die fast andachtähnliche Stimmung, welche in der mit leichten Ambradüften geschwängerten Luft zu herrschen scheint.

Ich werfe den mir übergebenen Louisdor auf 26. Er rollt auf dem Verbindungsstrich nach 25 zu. Auf meine Bitte hin schiebt ihn ein Croupier auf die richtige Zahl. Der Tisch ist mit Metallgeld und einzelnen Banknoten bepflastert.

Das „Rien ne va plus" ertönt, und die Kugel schwirrt sausend in der Hohlkehle des Roulettes herum, fällt in ein Kästchen — Ungeduldige recken die Hälse nach vorn — der Ruf erschallt: „25 — Rot."

Ich flüstere meiner Frau zu: „Schade, unsere ‚Kommandeuse' hat Pech. Auf der Nebennummer hätte

ich jetzt das Fünfunddreißigfache für sie einheimsen können."

In wenigen Minuten haben mehrere Croupiers mit ihren Rechen die Verluste der Spielenden eingezogen, haben anderen die Gewinne ausgezahlt.

Ein neues Spiel beginnt.

„Willst du einmal setzen?"

Meine lächelnd gestellte Frage veranlaßt meine Frau zu der Abweisung: „Du weißt es doch — ich hasse das Spiel!"

„Schön — nur noch ein ganz klein wenig Geduld!"

Meine fünfzig Franken sind in drei Posten auf dem Tische verteilt. Einige Augenblicke später streiche ich außer meinem Einsatz als Gewinn sechzig Franken ein.

Meine Frau starrt mich an. „Also — das kann man auch? Und so schnell?" Ein Lächeln gleitet über ihre Züge. „Komm!" lispelt sie mir zu. —

Draußen badete der Sonnenschein Gebäude, Gärten und Menschen in eine Flut blendendsten Lichtes. Wir schlenderten durch die bezaubernden Anlagen, durch Park und Terrassen mit ihrer üppigen südlichen Herrlichkeit. Wir wandelten ungestraft unter Palmen, zwischen einer überwältigenden Fülle tropischer Sträucher und Gewächse.

Endlich gelangten wir an das Marmorgeländer der oberen Terrasse. Ein Landschaftsbild von feenhaftem Reiz entrollte sich. Zur Rechten, auf trotzig vorspringenden Felsen, das alte Monako, in duftiger Ferne zur Linken die lieblichen Umrisse des Kap Martin, vor uns die unermeßliche Fläche des Meeres. Die sich lang hinziehende Küste, die massigen Bergformationen mit ihren Wäldern und Felsgruppen, der unendliche Wasserspiegel, der sich am Horizont in einer Linie mit dem Himmelszelt vereinte, Erde — Wasser — Fir-

mament, von kristallklarer Luft umflossen, bildeten eine Farbensinfonie in Blau, vom dunkelsten Azur bis zum lichten Violett. Unsere Augen konnten sich nicht satt sehen an dem Wunderwerk von Schönheit, welches die Natur hier geschaffen, an der Harmonie der Farben, in welche sie es getaucht.

Einige Zeit darauf saßen wir im Konzertsaal des Kasinos. Nach dem Genuß für das Auge folgte ein solcher für das Ohr durch die Darbietungen eines der vollkommensten Orchester der Welt.

Unser kleines Mahl im Restaurant des Hotel de Paris verlief auf das heiterste. Inmitten einer kosmopolitischen Gesellschaft, die einen Reichtum zur Schau trug, dem etwas Erdrückendes anhaftete. Auch den Pfropfen einer Sektflasche ließ ich springen. Was Wunder, daß mein Gewinn wie Schnee vor der Sonne dahinschmolz.

Meine Frau widersprach nicht, als wir von neuem die Spielsäle betraten. Ihre Ansichten über Monte Carlo, das sie bisher als „Luzifers Asyl" zu bezeichnen pflegte, schienen einer mildernden Umwandlung zu unterliegen.

Mein Deputat, meine fünfzig Franken, hatte ich mir reserviert; die Schlacht konnte von neuem beginnen.

An einem Tisch im maurischen Saale gelang es mir, einen Stuhl zu ergattern. Meine Frau blieb hinter mir stehen. Trente et quarante, das Kartenspiel der ernsten Spieler, wurde gespielt. Dort gilt ein Zwanzigfrankenstück als niedrigster Einsatz, Silbergeld ist verpönt.

Nachdem ich eine Zeitlang mit abwechselndem Glück meine Goldstücke hin und her geschoben hatte, kam mir eine Serie zu Hilfe. Indem ich Einsatz und Gewinn stehen ließ, verdoppelte sich jedesmal beides. Sechsmal hintereinander schlug dieselbe Farbe ein. Zu

meinem Häuflein Metall gesellten sich Banknoten. Als ich einzog, konnte ich gegen siebenhundert Franken mein eigen nennen.

Da streiften meine Blicke bekannte Gesichter auf der anderen Seite des Tisches, die dem Spiele zuschauten. Die Damen Crosfield, die drei Amerikanerinnen, und der schmachtende Grieche. Wir nickten uns zu. Sie kamen auf unsere Seite herüber und erzählten, daß sie auf der Rückfahrt von Nizza ausgestiegen seien, um einen Zug zu überspringen.

„O — so viel Geld zu gewinnen!" begeisterte sich die eine der Schwestern.

„Was für ein Glückspilz Sie sind!" meinte tiefsinnig die andere.

Und die dritte schloß: „Sagen Sie uns doch das Rezept! Wie fangen Sie das an?"

Ich verwünschte die Störung. Ich war jetzt ganz bei meiner „Arbeit".

Als mir daher meine Frau leise ins Ohr sagte: „Die Damen und Herr Papadipopulos wollen einen Rundgang machen; ich möchte mich anschließen, denn ich wachse hier sonst an," erteilte ich meine Zustimmung mit Freuden. Wir verabredeten uns in einer Stunde in dasselbe Restaurant, in dem wir zu Mittag gespeist hatten.

„Brich beide Beine und komm gesund nach Hause!" Diesen alten Jägerwunsch flüsterte mir meine Frau noch zu, während ihre Hand eine Sekunde lang in der meinen ruhte. Sie war trocken und heiß. Ich sah auf. Ihr Gesichtchen glühte über und über.

„Die Luft ist hier zu dick und zu warm für dich. Kühle dich in der Wandelhalle ab!"

Sie war aber schon mit ihrer Begleitung hinter der Doppelreihe von Menschen verschwunden, die den Tisch umgab, an dem ich saß.

Von dem, was nun vor sich ging, besitze ich nur verschwommene Erinnerungen. Ich sehe vor mir die grellbeleuchtete grüne Tuchfläche, über welche sich von Zeit zu Zeit Arme und Hände ausstrecken, starke, knochige Männerhände, schlanke, nervöse Frauenhände mit glitzernden Ringen und Steinen — Gold hinlegend, Gold einziehend; ich höre die knappen, sich wiederholenden Ansagen des Croupiers, der die Karten auflegt, ich sehe, daß mein Häuflein, das ich hin und her schiebe, von dem ich nur selten etwas einziehe, langsam zum Haufen, zum kleinen Gebirge anwächst, ich entsinne mich, daß mir allerhand Gedanken durch den Kopf ziehen, Gedanken an alte, kostbare Spitzen, die ich neulich in einem Schaufenster gesehen, an ein Perlenkollier, vor welchem meine Frau jüngst bei einem Juwelier in Entzückung geriet, daß ich mir sagte, ich werde das und anderes kaufen und ihr schenken.

Endlich zählte ich. Achttausendvierhundert Franken!

Es durchzuckte mich die wilde Freude, daß dieser Mammon einem Kapital von nur fünfzig Franken sein Entstehen verdankte. Wahrlich, sie hatte sich gelohnt, die „Arbeit"!

Es flimmerte mir vor den Augen. Ein kurzes Schwanken, dann ein inneres Zustimmen. Eine Großtat sollte den Schluß bilden.

Ich setze das Maximum. Achttausend Franken.

Auf Rot.

An der Schmalseite des Tisches zählt ein Croupier die Summe nach.

„Einen höheren Betrag als diesen nimmt die Bank nicht an," sagte er.

Um mich erhebt sich ein leises Tuscheln. Meine Nachbarn blicken mich an. Ich beginne Aufsehen zu erregen, in die Reihe der „großen" Spieler einzurücken.

Eine gewisse Nervosität befällt mich. Meine Fingerspitzen zittern. Ich trommle mit ihnen auf der Tischplatte. Wird es bald?

Ich werfe einen Blick nach der Tischmitte. Dieses endlose Kartenmischen!

Zu den achttausend kommen weitere achttausend, macht sechzehntausend, denke ich. Ich werde Nachurlaub nehmen, wir werden noch einen Abstecher nach Rom, vielleicht nach Sizilien machen — —

„Schwarz gewinnt, Rot verliert!" klingt es von der Mitte her. Ein eleganter elfenbeinerner Rechen mit feinem, biegsamem Stiel fährt über den Tisch, erfaßt mein „Gebirge", zieht das raschelnde Papiergeld ein, harkt sich an meinem Golde fest — im Nu ist alles verschwunden.

Und schon erfolgt die Aufforderung zum nächsten Spiel: „Me sieurs, faites vos jeus!"

Mit einer Ausdauer, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre, nahm ich mit dem mir verbleibenden Rest von vierhundert Franken den Kampf mit der Bank von neuem auf. Ich setzte hin und her. Ich wußte nicht wie lange. Bis mir Fortuna endgültig den Rücken zuwandte, bis ich am letzten Louisdor angelangt war.

Jetzt bemerkte ich, daß sich die Menschenreihen zu lichten begannen, daß hie und da ein Platz frei wurde. Ich wollte nach meiner Uhr sehen. Fatal — was mir sonst nie passiert — ich hatte vergessen, sie zu mir zu stecken, sie war in San Remo liegen geblieben. Von einem Nachbarn erfuhr ich die Zeit. Ungefähr drei Stunden mußten vergangen sein, seitdem meine Frau weggegangen war.

Ich sprang auf. Im Vorbeigehen wagte ich noch den letzten der Mohikaner an einem Roulette. Auch verloren!

Als ich über den Kasinoplatz schritt, nahm ich den Hut ab und ließ mir die Nachtluft um die Schläfen wehen. Einen Blick hinter mich werfend, schien das Spielgebäude, das mit seinen regellosen Türmen und Kuppeln in den dunklen Himmel emporstrebte, einer höllischen Spukgestalt zu gleichen. Ich atmete auf, als sei ich ihrem Bannkreis entwichen.

Dann eilte ich dem Restaurant zu. Meine Frau hatte sicher das begründetste Recht, sich durch meine rücksichtslose Unpünktlichkeit verletzt zu fühlen.

Ehe ich mich anschickte, den Restaurationssaal zu durchschreiten, suchte ich mich, an der Tür stehend, zu orientieren.

Ein Kellner trat auf mich zu. Ich erkannte ihn. Es war derselbe, der uns schon bedient hatte.

„Sie suchen Madame?" fragte er.

„Wo sitzt sie?"

„Madame ist weggegangen. Sie hat mich beauftragt, Ihnen diesen Brief zu übergeben."

Erregt riß ich ihm das zierliche Papier aus den Händen. Der Umschlag flog in Fetzen.

Ich las: „Ganz sinnlos, ganz kopflos bin ich, Geliebter. Vor Scham möchte ich in die Erde sinken. Jedenfalls kann ich Dir jetzt nicht unter die Augen treten. Du wirst's nicht glauben, nicht fassen. Ich betörte Person bin der Versuchung erlegen, habe gespielt, habe all das Geld verloren, das Du mir heute morgen übergabst. Ich fahre mit Crosfields und Papadipopulos zurück. Verdamme mich nicht! Ich tue es selbst genug.

Dein unglückliches Weib.

P. S. Dein Glück verführte mich. Du kommst wohl mit dem nächsten Zug?"

Auf die Gefahr hin, für den Leichtsinnigsten der

Leichtsinnigen zu gelten, gestehe ich: ich brach in lautes Lachen aus, in ein ehrliches, herzliches, befreiendes Lachen.

Also auch sie! Meine kleine tugendhafte Gattin! Dem Spielteufel verfallen! Sie, die das Spiel haßte, die unser Geld vor mir bewahren wollte! Im Innersten zerknirscht, war sie auf der Flucht vor ihrem Eheherrn!

Ich setzte mich auf den nächsten Stuhl. „Der Herr wünscht?" fragte der Kellner.

Mir klebte die Zunge am Gaumen. „Eine Flasche Bier."

In demselben Augenblick durchschoß mich der Gedanke: „Du hast ja keinen Pfennig Geld mehr!"

Und im nächsten Augenblick, ehe noch der ersehnte Labetrunk angelangt war, stand ich draußen auf dem Platz.

Die Tragikomik meiner Lage trat mir jetzt deutlich vor die Seele. Nach Durchsuchung sämtlicher Hosen-, Westen- und Rocktaschen konnte ich feststellen, daß ich tatsächlich keinen Sous mehr besaß.

Ich war ohne Fahrkarte. Ein Umstand, der ebenfalls auf das Schuldkonto meiner Frau zu buchen gewesen wäre. Sie huldigte einer an Aberglauben streifenden Abneigung gegen Fahrkarten mit „hin und zurück". Es hieße das Schicksal herausfordern. Wie leicht könne etwas dazwischen kommen, was die Rückfahrt in der bestimmten Frist verhindere.

Von dem alten Monako her klangen die Schläge einer Turmuhr. Ich zählte. In wenigen Minuten mußte der letzte Zug nach San Remo abgehen.

„Nach dem Bahnhof!" sagte ich mir. „Vielleicht triffst du dort einen Bekannten."

Ich setze mich in Trab.

Es gelang mir zwar, noch vor Abgang des Zuges

den Bahnsteig zu erreichen, nicht aber, eine bekannte Seele ausfindig zu machen. Mit wehmütigem Gefühle sah ich die Maschine sich keuchend in Gang setzen.

„Was tun?" sprach Zeus.

Hinauf in ein Hotel! Schlafen — träumen!

Ich stieg den steilen Weg wieder hinan. Der erste Gasthof schien mir der beste.

„Ein Zimmer für eine Nacht!" verlangte ich.

Der Portier ließ mich im Aufzug Platz nehmen und führte mich durch matterleuchtete Gänge in ein kleines Zimmer. Er drehte das elektrische Licht auf, während ich nachsah, ob Wasser vorhanden und das Bett frisch überzogen sei.

„Lassen Sie mich um sieben Uhr wecken," sagte ich.

Er blieb an der Tür stehen.

„Es ist gut. Ich bedarf weiter nichts," fügte ich hinzu.

Der Zerberus stand noch immer an der Tür.

Ich sah ihn an. „Ah — ich soll mich einschreiben? Geben Sie den Zettel her."

„Pardon — das nicht," entgegnete er höflich. „Der Preis für das Zimmer beträgt zehn Franken. Der Herr weiß doch wohl: Reisende ohne Gepäck zahlen im voraus."

Das war ja zum Aus-der-Haut-fahren! Von oben herab herrschte ich ihn an: „Ich habe mich ausgegeben. Ich erhalte erst morgen wieder Geld. Ich werde morgen mit Ihrem Direktor sprechen."

„Das würde dem Herrn wenig nützen. Zu meinem Bedauern habe ich strengen Befehl. Wenn der Herr nicht im voraus zahlen kann —"

„Dann?"

„Dann muß ich den Herrn bitten, das Hotel wieder zu verlassen," schloß er in durchaus artigem Ton.

Ich heuchelte Entrüstung, um mir einen möglichst guten Abgang zu verschaffen. „Auf Ihr eigentümliches Verlangen hin wäre ich so wie so nicht hier geblieben. Es gibt noch andere Gasthöfe —“

„In denen allen die gleichen Vorschriften in Geltung sind.“

Als ich das ungastliche Gasthaus verlassen hatte, kam es mir auf der einsamen, stillen Straße erst recht zum Bewußtsein, welche reizenden Aussichten sich für das Verbringen der Nacht zu eröffnen schienen.

Ich eilte dem mir bekannten Restaurant zu. Glücklicherweise traf ich gleich am Eingang den Kellner, auf den ich es abgesehen hatte. Ich zog ihn beiseite und bat ihn, mir auf meinen Stock zehn Franken zu leihen. Die Krücke sei von Silber.

Ruhig, als wäre mein Anliegen ein derartiges, wie es alle Tage an ihn gerichtet würde, betrachtete er das angebotene Pfandobjekt, prüfte die Schwere des Griffes und erklärte sodann: „Zu leicht! Auf den Stock gebe ich nichts. Was anderes wäre es mit einem Ring.“

So peinlich es mir war: ich begann an meinem Trauring herumzudrehen, den einzigen Ring, den ich trage.

Aber nein — das wäre schändlichster Verrat! Jetzt — nach kaum vier Wochen!

Ich sah betrübt zu Boden.

„Vielleicht trennt sich der Herr von seiner Uhr?“

Ich fühlte, daß ich rot wie ein Krebs wurde.

Der Kellner kehrte sich um. Er mochte denken, mein Chronometer sei bereits anderwärts versilbert.

Mit dem Gefühl eines moralisch Hinausgeworfenen trat ich in die dunkle Nacht hinaus. War es denkbar, daß ein ehrbarer Geschäftsmann, der in seiner Heimat ein ansehnliches Bankdepot sein eigen nannte, wegen

einiger nicht gleich zur Verfügung stehenden Silbermünzen gezwungen sein sollte, bei Mutter Grün zu nächtigen? Der Barometer meiner bisher noch ziemlich hoch gehaltenen Laune sank in rapidester Weise.

Was blieb mir zu tun übrig, um unter Dach und Fach zu gelangen? Erneute Anfragen in Hotels? Nach dem eben Erlebten: nun und nimmermehr. Zum Konsul? Der nächste hat in Nizza seinen Sitz.

Ich ging durch die Anlagen. Zwischen all den märchenhaften Pflanzen, die mich gespensterhaft anblickten, hinter Kirschlorbeer- und Taxuswänden stieß ich auf eine Bank. Sie erkor ich mir als Lager. So gut es gehen wollte, legte ich meine Glieder auf ihren Holzlatten zurecht. Dicke Wolkenschichten hingen am Himmelszelt und verfinsterten die Nacht. Das Getöse der anprallenden Meereswogen drang von dem Fuße der Terrasse herauf. In der Nähe blühende Tuberosen hauchten ihren berauschenden Duft aus.

Ich schlief ein.

Die Erlebnisse des Tages woben in meinem Geist ein Gespinst krauser, schreckhafter Träume. Dämonengleiche Gestalten hefteten sich an meine Fersen, zwangen mich zum Spiel, ohne Rast noch Ruhe, ohne Unterbrechung noch Ende. Allen Besitz — Hab, Gut, Kleidung — verlor ich. Mir blieb nur meine Seele. „Setze sie!" forderten die Unholde, die mich umdrängten. „Das Vermögen der Bank, ganz Monako, das Fürstentum auf der einen — deine Seele auf der anderen Farbe."

Ein entsetzliches Wesen, dessen Haupt Hörner entsproßten, erfaßte meine Brust. „Deine Seele!" zischte es. „Her mit deiner Seele!"

Ich erwachte durch mein eigenes Stöhnen. Ein eisiger Schauer überlief mich. War das nicht ein Antlitz von Fleisch und von Blut und mit funkelnden Augen,

das sich, kaum eine Spanne von mir entfernt, über mich beugte?

Ich schrie auf. Meine Arme stießen konvulsivisch nach vorn.

„Er lebt," schnarrte eine heisere Stimme.

Eine zweite Gestalt tauchte auf, an welche die Worte gerichtet schienen.

Der grelle Schein einer Blendlaterne blitzte über mich hin. In ihrem Lichte erkannte ich zwei breite Dreimaster, wie sie französische Gendarmen zu tragen pflegen.

Gleichzeitig redete mich jemand näselnd an: „Sie sind verwundet? Schwer? Wo? Wir werden Monsieur ins Hospital schaffen. Hier ist die Tragbahre —"

Ich fühlte, wie sich zwei große Hände ungeschickt unter meine Schultern schoben, ich sah ein längliches Korbgestell mit einem schweren, offenstehenden Deckel vor der Bank stehen.

Mit einem Satz war ich auf den Beinen. „Was soll das heißen? — Was fällt Ihnen ein?"

„Ah — der Herr ist wohl und munter? Dann bitten wir um Entschuldigung."

Und die beiden Karabinieri berichteten mir, wie sie auf der „Tour" gewesen seien, als sie plötzlich ein lautes Stöhnen vernommen hätten, das aus meinem Gebüsch drang, wie sie hinzugeeilt seien, in der Annahme, einen Sterbenden zu finden.

„Das Möbel da, den Tragkorb, hatten Sie gleich mit sich?" unterbrach ich.

„Aber natürlich, Monsieur, den nehmen wir stets bei den Nachttouren mit. Wie sollten wir sonst die —"

„Ach so!" — Ich schüttelte mich — brr! Ich begriff die rührende Vorsorge der Ortsbehörde.

„Haben Sie auch einige Hundertfrankenscheine bei

sich, um sie in die Taschen der Aufgelesenen zu stecken, damit nicht Spielverlust und Geldmangel, sondern ‚verschmähte Liebe' oder ähnliches als Ursachen der Tat gelten und, wie es häufig geschieht, in den Zeitungen angeführt werden können?"

Meine Bahrenträger entfernten sich lachend. Sie lenkten in eine Seitenallee ein.

Vielleicht, daß dort — —

Den Rest der Nacht über schritt ich auf der „Condamine" hin und her, der Straße, welche Monte Carlo mit Monako verbindet.

Der Aufenthalt in den Gärten war mir gründlich verleidet worden.

Langsam verrannen die endlos scheinenden Stunden. Müde und frierend begrüßte ich den Morgen.

Ich hatte Zeit genug gehabt, um weitere Entschlüsse zu fassen. Sobald die Bureaus geöffnet sein mußten, richtete ich meinen Weg nach der Direktion der Spielverwaltung, um den Herren dort meine Lage auseinanderzusetzen und sie zu veranlassen, mir das Fahrgeld vorzustrecken.

Im Begriff, die breite marmorne Freitreppe hinanzusteigen, hörte ich plötzlich meinen Namen rufen. Mich umwendend, erblickte ich einige Stufen unter mir unser „Nesthäkchen" aus dem Hotel in San Remo, Mister Coughin, im Hauptamt Neffe einer alten Engländerin, von der er völlig abzuhängen schien, im Nebenamt Plaid-, Mantel- und Umhangträger unserer Hoteldamen.

„Mensch, wo kommen Sie denn her?" rief ich erstaunt. Bei einem Haar wäre ich ausgeglitten und vor Freude die Treppe hinuntergerutscht.

Sein rosiges, rundes Gesicht lächelte über und über. In seiner abgebrochenen Redeweise rief er: „Kolossal

erfreut, Sie zu treffen! Frau Gemahlin hat meine Tante heute morgen überfallen — Pardon, wollte sagen: geweckt. Weinend, verzweifelt, aufgelöst, vollkommen aufgelöst. Auf Tantes Befehl hin ersten Zug genommen. Auftrag erhalten, Sie zu suchen, zu Ihrer Frau Gemahlin zurückzubringen. Wie gesagt: kolossal erfreut, Sie zu treffen!"

„Kolossales Vergnügen ist ganz meinerseits," vermochte ich mit gutem Gewissen zu versichern.

„Sehen etwas übernächtig aus!" sagte er naiv.

„Kunststück!"

Ihn unter den Arm fassend, vertraute ich seinen neugierig aufhorchenden Ohren meine Leidensgeschichte an.

Wir wandten uns dem Bahnhofe zu.

Ein Bäckerjunge mit einem Korb frischer Backwaren kreuzte unseren Weg. Bei diesem Anblick ließ mich mein Magen seine ganze Flauheit empfinden.

„Schenken Sie mir ein Brötchen, geben Sie mir ein kleines, rundes Brötchen!" bettelte ich kläglich.

Das gute „Nesthäkchen" erschrak derart, daß ich unter Lachen Mühe hatte, ihn abzuhalten, den ganzen Inhalt des Korbes zu kaufen.

Vor dem Einsteigen schüttelte ich den Staub Monakos von den Füßen.

Monte Carlo hat mich nie wiedergesehen. Mein Abenteuer hatte mich kuriert.

Und erst meine Frau!

Tigerjagden in Indien.

Skizze von K. Wilberg.

Mit 5 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Im Tiger tritt, wie beim Jaguar, die echte Katzennatur hervor; er gilt daher mit Recht als ein ebenso gefährlicher wie heimtückischer Feind aller lebenden Wesen und kann in seiner Heimat, in Indien, in Persien und China, zur förmlichen Landplage werden. Nach den in unseren Tiergärten untergebrachten Exemplaren, welche in der Regel lebensmüde, hungrig und verkümmert sind, dürfen wir uns kein Bild von dem Raubtier machen, welches den Schrecken seiner Heimat bildet. Dort tritt seine Kraft wie seine katzenartige Gewandtheit in ihrer ganzen gefährlichen Gestalt zu Tage.

Seine Lieblingsplätze bilden die schilfbewachsenen Ufer gewaltiger Flüsse, sowie die dichten Bambusgebüsche, wo er seinen Opfern auflauert. Er fürchtet selbst den Elefanten nicht. Seine Stärke ist ganz ungeheuer; es ist ihm ein kleines, nicht nur einen Menschen, sondern auch ein Pferd, selbst einen Büffel, nachdem er sich ihrer bemächtigt, weite Strecken fortzutragen.

Kann man sich also wundern, daß in der tropischen Heimat des Tigers alles geschieht und von jeher alles geschah, um dieses gefährliche Raubtier zu erlegen? Es richtet in Wirklichkeit unerhörten Schaden an, und seine Schandtaten sind greulich. Es liest sich sehr trocken

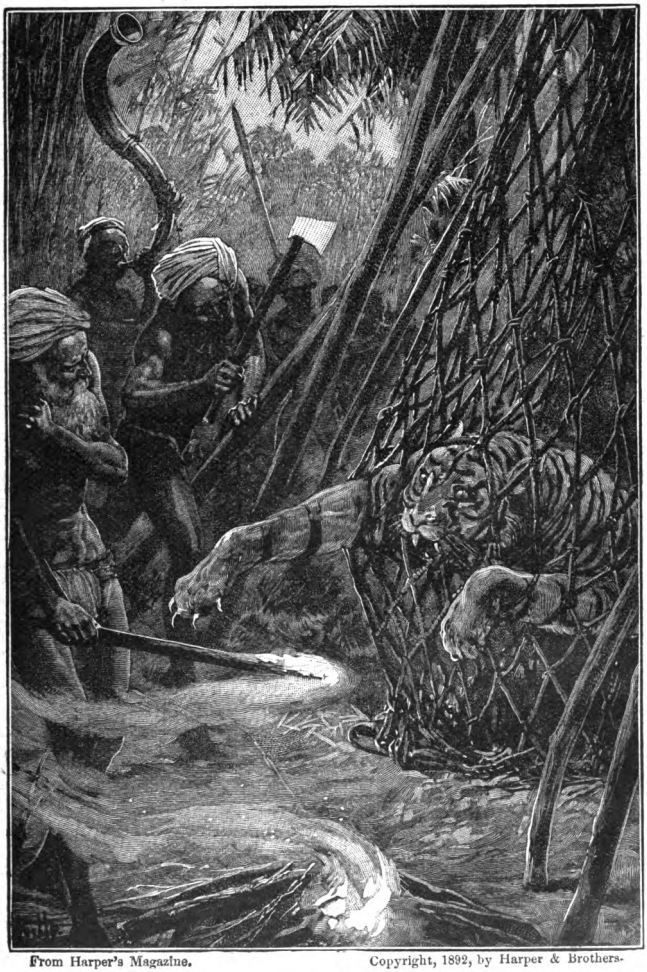
und geſchäftsmäßig, wenn in engliſchen Blättern vor kurzem die Tatſache verzeichnet wurde, daß in einer einzigen „Radſchaſchaft“ im Innern Indiens in einem halben Jahre über 100 Hirten, 50 Briefträger, 120 Feldarbeiter und ebenſoviele „Büßer“, welche zeitweilig

From Harper's Magazine. Copyright, 1892, by Harper & Brothers.

Auf dem Wege zum Fangnetz.

an den heiligen Strömen leben, von den Tigern zerriſſen worden ſind. Man darf aber, da dieſe Angaben aus verſchiedenen Gründen hinter der Wirklichkeit zurückbleiben, mit Sicherheit annehmen, daß jene Zahl ohne Übertreibung fünfmal ſo groß iſt.

Die Jagd nach dieſem gefährlichen Raubtier hat



From Harper's Magazine. Copyright, 1892, by Harper & Brothers.

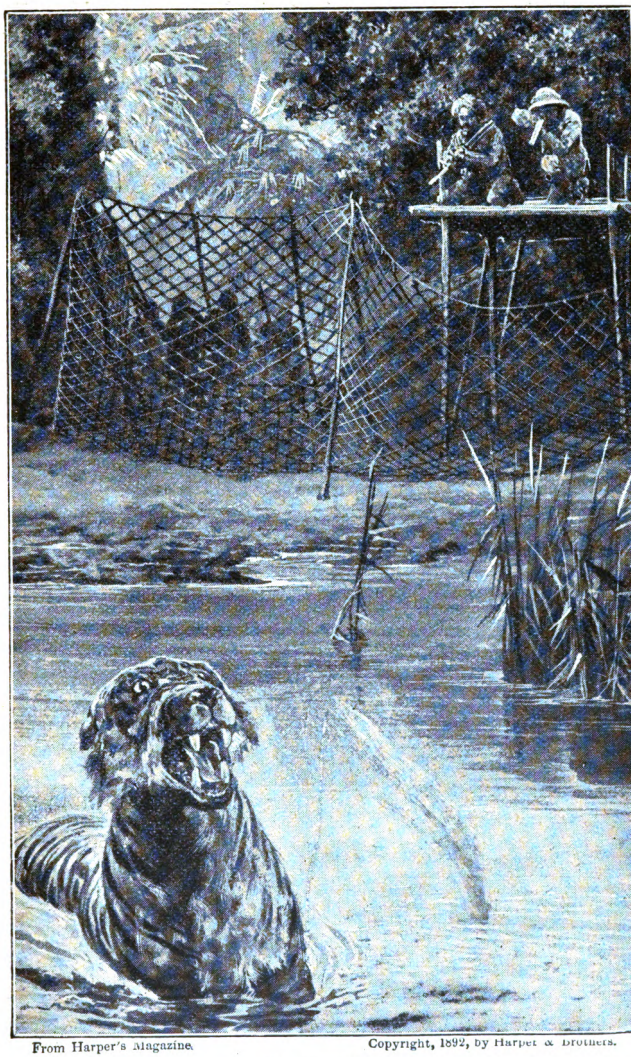
Ein Angriff auf das Netz.

in Indien also von jeher eine förmliche Lebensfrage für die Eingeborenen gebildet. In früheren Zeiten

waren es nur die Fürsten, welche sich mit echt orientalischem Pomp der Jagd auf den Tiger hingaben. So wird unter anderen von dem Nabob von Audh berichtet: „Der Fürst hatte ein ganzes Heer von Fußvolk, Reiterei, Geschütze, über tausend Elefanten, eine unübersehbare Reihe von Karren, Kamelen, Pferden und Tragochsen bei sich. Bajaderen, Sänger, Possenreißer und Marktschreier, Jagdleoparden, Falken, Kampfhähne, Nachtigallen und Tauben gehörten zu dem großen Gefolge. Dieser lustige Jagdzug, bei dem jeder Teilnehmer verpflichtet war, tüchtigen Spektakel zu machen, hatte schon den Erfolg für sich, von keinem Tiger angegriffen zu werden, denn erfahrungsgemäß verkriecht sich der Räuber bei Annäherung größerer Menschenmassen in das dichteste Gebüsch."

Einfacher ist die Jagdgesellschaft unserer Abbildung. Wir haben hier nur den Maharadscha von Maisur, einer Provinz im südlichen Teil Vorderindiens, einige hochgestellte englische Beamte und eine Anzahl mit Gewehren und Speeren bewaffneter Inder vor uns; als Reittiere dienen Pferde und Elefanten. Die letzteren pflegen die Nähe des Tigers stets durch trompetenartige Töne zu verkünden. Auch Pfauen und Affen übernehmen, wie bei dieser Gelegenheit erwähnt sei, oft die Rolle des Warners, indem sie durch Geschrei und Pfeifen die Jäger auf die Nähe des Tigers aufmerksam machen.

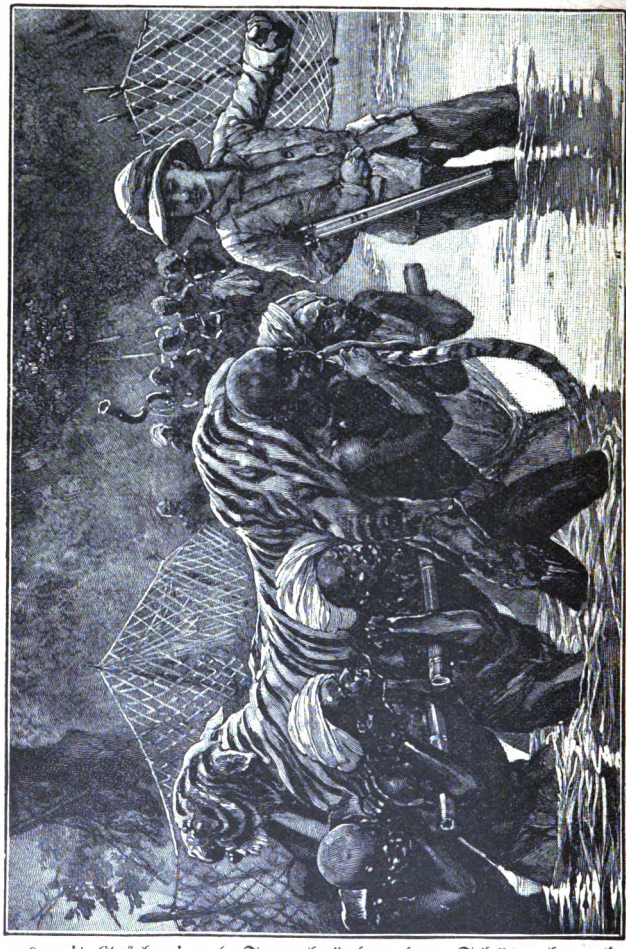
Ist es gelungen, den Aufenthaltsort des Tigers ausfindig zu machen, so werden an den günstigsten Punkten in einer Entfernung von vier bis fünf Meter hohe Bambusstangen mit gewaltigen Netzen aufgestellt, welche an einer bestimmten Stelle gegeneinander laufen. Hat man dann das Tier durch mächtige Feuer, Steinwürfe und einen gewaltigen Höllenlärm aus seinem



From Harper's Magazine. Copyright, 1892, by Harper & Brothers.

Ein Kernschuß.

Versteck gelockt, so rennt es mit schäumender Wut gegen die außerhalb der Umzäunung lauernden Treiber, die



Transport durch den Fluß.

Copyright, 1892, by Harper & Brothers.

From Harper's Magazine.

es mit Geschrei und Feuerbränden den Schützenkanzeln zujagen. Nicht selten verwickelt sich das Tier übrigens

Das Einbringen der Beute.

auch schon hier in die aufgestellten Netze so, daß ihm mit Leichtigkeit der Todesstoß versetzt werden kann. Den vornehmen Veranstaltern der Jagd ist es aber natürlich am angenehmsten, wenn sie von ihren Jagdkanzeln aus zum Schusse kommen können, wie das auf unserer Abbildung S. 197 der Fall ist. Das erlegte Tier wird von den Eingeborenen unter freudigen Triumphgesängen fortgeschleppt, wobei sie ihrer Wut über den Tiger noch an dessen Leiche drastischen Ausdruck verleihen.

Auch mit der Lanze geht man dem Tiger zu Leibe. In diesem Falle wird eine gewaltige Fläche mit Hunderten von Bewaffneten umstellt, welche sich allmählich derart vereinigen, daß das Wild wie in einem Kessel eingeschlossen ist. Macht der Tiger einen Durchbruchsversuch, so unterliegt er hierbei fast immer, denn wohin er sich auch wendet, überall starren ihm Dutzende von Lanzen entgegen. Außerdem werden auch noch Fallgruben angewendet, um seiner habhaft zu werden. Fünf bis sieben Meter tiefe Löcher werden bei dieser Methode mit dünnen Zweigen bedeckt, in welchen sich der Tiger sehr leicht fängt.

Die englische Regierung hat, wie konstatiert werden muß, in den ihr gehörigen Landstrichen zur Verminderung der gefährlichen Raubtiere schon sehr viel beigetragen; es werden zum Beispiel für jeden Tigerkopf zehn Rupien Schußgeld bezahlt.

Mannigfaltiges.

▽

(Nachdruck verboten.)

Köpenick in England. — So neu und eigenartig der so ungeheures Aufsehen erregende und vielbelachte Streich des Schuhmachers Voigt in Köpenick zu Anfang auch anmutete, originell war er doch nicht. Mit keineswegs geringerer Frechheit, wohl aber mit ungleich größerem Erfolge operierten Vorläufer Voigts bereits vor einigen Jahren in England. Diese Streiche wurden von unseren klugen Vettern jenseits der Nordsee aber nicht an die große Glocke gehängt, sondern wohlweislich so geheimgehalten wie nur irgend möglich, obwohl die großen Zeitungen genaue Kenntnis davon besaßen, und die Fälle viel ernster anzusehen waren als der Köpenicker.

Vor der Mündung der Themse, bei Sheerneß an der Küste von Kent, ankert gewöhnlich ein Teil der englischen Flotte, und kleinere Kriegsschiffe, Kreuzer und Torpedoboote laufen wohl auch in den Hafen von Sheerneß ein. Eines dunklen Oktoberabends vor etwa drei Jahren betraten zwei Männer die Laufbrücke eines Kreuzers, der vor wenigen Stunden erst von einer Übung aus See zurückgekommen war. Der Kommandant des Kriegsschiffes, sowie die beiden Offiziere hatten die günstige Gelegenheit benutzt, um an Land zu gehen, die Wache hatte ein alter erfahrener Deckoffizier. Der eine der beiden Ankömmlinge trug die Uniform eines Leutnants zur See, der andere die Abzeichen eines Marineingenieurs. Der postenstehende Matrose salutierte und trat auf den Wink des Leutnants zurück, dem herbeieilenden Deckoffizier rief der Leutnant einen Befehl zu, worauf dieser dem Leutnant eine das Schiff betreffende Meldung machte und damit sein bisheriges Kommando dem Vorgesetzten übergab. Nun wendete sich der Leutnant an den ihn begleitenden Ingenieur mit einem kurzen Befehl, worauf dieser sich in den Maschinenraum begab und befahl, sofort die Feuer in Ordnung zu bringen. Sobald Dampf auf war,

wurden die Haltetaue losgemacht, und der Kreuzer dampfte mit halber Kraft zum Hafen und zwischen den auf dem Strom liegenden Kriegsschiffen ins offene Meer hinaus.

Weder der Deckoffizier noch irgend jemand von der übrigen Besatzung schöpfte auch nur den geringsten Verdacht, daß der befehlshabende Leutnant gar kein solcher, sondern der frühere Kapitän eines Kauffahrteischiffes war, dem vom Seegericht wegen verschiedener Verfehlungen sein Patent entzogen worden war, so sicher war sein Auftreten, und so ruhig und überlegt waren die Befehle, die er erteilte.

Gegen Tagesanbruch etwa, als der Kreuzer ungefähr auf der Höhe von Yarmouth angelangt war, sichtete der Matrose auf dem Auslug drei belgische Fischdampfer und erstattete die Meldung. Der Leutnant befahl, darauf zuzuhalten, und unter der unwahren Anschuldigung, in britischen Gewässern zu fischen, belegte er die Fischerfahrzeuge mit Beschlag. Trotz des empörten Protestes der Belgier, die tatsächlich noch eine ganze Anzahl von Seemeilen von der englischen Fischereigrenze entfernt waren, ließ der Leutnant die drei Schiffe ins Schlepptau nehmen und drohte, sie sofort in Grund und Boden zu schießen, wenn sie sich unterstehen sollten, die Schlepptaue loszuwerfen. Während der Fahrt begab sich der Leutnant persönlich an Bord der gekaperten Fahrzeuge und ließ sich von den machtlosen belgischen Kapitänen die Schiffspapiere, Logbücher und vor allen Dingen die wohlgefüllten Schiffskassen aushändigen. Dann befahl er, den Kurs auf Grimsby zu nehmen.

Im Laufe des Vormittags begegnete ihm ein englischer Fischaufkäufer. Unter dem Vorgeben, dem Kapitän dieses schneller fahrenden Dampfers eine Meldung zur telegraphischen Weiterbeförderung an die Admiralität mitgeben zu wollen, ließ er diesen zu sich an Bord bitten. Dem Kapitän, der zugleich Besitzer seines Schiffes war, machte der Leutnant so ganz nebenbei den Vorschlag, ihm für eine bestimmte Summe das Vorkaufsrecht für die drei beschlagnahmten Schiffe, die gleich am nächsten Tage in Grimsby versteigert werden würden, zu sichern. Der schlaue Kapitän, der ein gutes Geschäft zu wittern meinte, glaubte, der Offizier sei in Geldverlegenheit und wolle sich unter der Hand ein paar Pfund Sterling verdienen, bot 50 Pfund bar; der Leutnant brummte

etwas, aber schließlich nahm er das Geld und die Fahrt ging weiter.

Im Humberfluß, in der Nähe von Hull ging der Leutnant Abends spät vor Anker und ließ sich mit seinem Ingenieur sogleich an Land setzen. Mit sich nahm er natürlich die 270 Pfund Sterling, die er in den Kassen der Belgier gefunden hatte, wie auch die 50 Pfund des schlauen Kapitäns. Im ganzen also 320 Pfund = 6400 Mark, für einen Tagesausflug in die Nordsee eine ganz hübsche Einnahme, die er noch dazu ungestört verzehren konnte, denn trotz der ungeheuren Anstrengungen, die die englische Polizei machte, um des falschen Leutnants habhaft zu werden, gelang ihr dies nicht. —

Ein anderer Fall ereignete sich vor Kurzem in London. Ein früherer Polizeibeamter namens Crayshaw, der sich die Uniform eines Polizeiinspektors verschafft hatte, verband sich mit vier anderen Gaunern zu einem Streich, der ihm infolge der Frechheit, mit der er durchgeführt wurde, und Crayshaws Kenntnis des Londoner Polizeidienstes ganz vortrefflich gelang. Nachdem er seinen Kumpanen Konstableruniformen verschafft und sie einigermaßen eingedrillt hatte, begab er sich eines Abends nach dem vornehmen Westend von London. Einer Wachtpatrouille von drei Konstablern unter einem Sergeanten, die er unterwegs traf, befahl er, sich ihm zu besonderem Dienste anzuschließen, was der Sergeant auch ohne jegliches Bedenken tat. Vor einem Hause in der Oxfordstraße, das ihm als Spielhöhle der vornehmen Gesellschaft bekannt war, machte Crayshaw halt, besetzte die Ausgänge mit seinen Leuten und drang dann in die inneren Räume ein. Der überraschte Besitzer des Hauses und die anwesenden Spieler wurden verhaftet. Ehe sie aber zur Polizeiwache abgeführt wurden, gab der Polizeiinspektor großmütig zuerst dem Hausherrn und nach ihm den übrigen Herren Gelegenheit, sich gegen Zahlung einer bestimmten Barsumme noch einmal wieder auf einen besseren Lebenswandel zu besinnen, das heißt er ließ deutlich durchblicken, daß jeder gegen eine wohlgezählte Handvoll Goldstücke freigelassen werden würde. Keiner der lebenslustigen Herren hatte Lust, die Nacht im Polizeirevier zu verbringen, und noch weniger dazu, seinen Namen am anderen Morgen im Polizeigericht zu hören; anderseits kam es keinem von ihnen auf eine Handvoll Goldstücke

an, und so zahlten sie alle mit mehr oder weniger Vergnügen. Mit dem größten Vergnügen aber steckte der Pseudoinspektor die Goldfüchse in die Tasche, um dann mit seinen Leuten weiterzuziehen. Noch in vier anderen Spielhöllen „verhaftete" er an diesem Abend die Besitzer und die anwesenden Spieler. Überall aber ließ er großmütig, wie er nun einmal war, die Verhafteten wieder frei und füllte dafür seine Taschen mit klingenden Goldstücken und knisternden Banknoten. Endlich entledigte er sich auf geschickte Art des echten Sergeanten mit seiner Truppe und schlug sich mit seinen Kumpanen seitwärts ins Gebüsch. Er hätte sein lukratives Geschäft — der eine Abend hatte ihm über 600 Pfund Sterling eingetragen — noch ruhig länger betreiben können, denn erst etwa drei Wochen später kam sein Streich an den Tag. Da revidierte nämlich die wirkliche Polizei den Bezirk, in dem Crayshaw mit so gutem Erfolge „gearbeitet" hatte. Ob dieser sich so bald wiederholenden „Störung" zwar unangenehm überrascht, griffen die Spielhöllenbesitzer aber doch, wenn auch grollend, in die Taschen, wurden jedoch im nächsten Augenblick noch unangenehmer enttäuscht, als der führende Polizeiinspektor sich derartige Bestechungsscherze ganz energisch verbat. Nun begehrten die Biedermänner auf. Erst vor drei Wochen habe ein Polizeiinspektor gern und willig Geld angenommen — jetzt solle wohl eine noch größere Summe erpreßt werden! Aber man zahle nicht mehr, eher wolle man die ganze Geschichte in den Zeitungen veröffentlichen.

Diese Drohung brachte aber nichts weiter als eine sofortige strenge Untersuchung, und erst jetzt kam der ganze Schwindel ans Licht. —

In einem dritten Fall endlich marschierte eines Tages unter dem Befehl eines Feldwebels ein Trupp von sechs Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett in die Kantine der Kaserne. Der Feldwebel verhaftete den Kantinenunteroffizier, legte Beschlag auf die wohlgefüllte Kantinenkasse und die Bücher. Dann ließ er den bestürzten Unteroffizier von den Soldaten in Arrest abführen, während er sich mit dem Inhalt der Kasse aus dem Staube machte. Erst zwei Jahre später ward er wegen eines anderen Verbrechens ergriffen, und nun erst stellten sich auch die näheren Umstände heraus, unter denen er den Streich in der Kantine verübt hatte.

Der falsche Feldwebel war früher selbst Unteroffizier gewesen, aber wegen verschiedener Vergehen entlassen worden. Nach Verbüßung einer kurzen Freiheitsstrafe wollte er eines Nachmittags einen ihm früher befreundet gewesenen Feldwebel des Regiments in der Kaserne aufsuchen, um Geld von ihm zu borgen. Der Freund war aber nicht anwesend, er teilte also dem Burschen des Feldwebels, der ihn empfing, mit, er würde den Freund in seinem Zimmer erwarten, worauf der Diener den Fremden einließ und seinen Beschäftigungen wieder nachging. Auf einem Stuhl in dem Zimmer hing die vollständige Uniform des Feldwebels, die der Bursche gereinigt hatte. Beim Anblick dieser Uniformstücke sei ihm der Gedanke an den leicht zu vollführenden Streich gekommen, erklärte der Gauner später. So schnell er konnte, legte er sie an und ging dann in den Kasernenhof hinunter, wo einige Gruppen Soldaten exerzierten. Im hinteren Hofe übten feldmarschmäßig ausgerüstete Leute, und dieser Gruppe wandte er sich zu. Den Dienst kannte er genau. Er gab also den Leuten die nötigen Befehle und marschierte zur Kantine, wo ihm sein Streich mit derselben Leichtigkeit gelang wie dem Schuhmacher Voigt sein Überfall des Stadthauses in Köpenick. W. St.

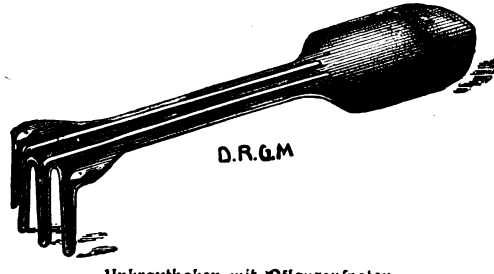
Neue Erfindungen. I. Verstellbares Blumenschutzgitter „Flora". — Unkrauthaken mit Pflanzenspaten. — Eine für Blumenliebhaber praktische Neuheit geben wir in beistehender Abbildung wieder. Es ist ein ver-

Verstellbares Blumenschutzgitter „Flora".

stellbares Blumenschutzgitter, bestehend aus zwei Paar Längsstäben, die gegeneinander verschiebbar gemacht sind, so daß jede Gitterhälfte gegen die andere, also die Längsstäbe in Führungsösen der Querstäbe ineinander verschoben werden können. Dadurch ist es möglich, das Schutzgitter auszuziehen und es für alle möglichen

Fensterbreiten zu benützen. Das neue Blumenschutzgitter übertrifft alle bisherigen Konstruktionen, es ist solide in der Befestigung, bedeutend dauerhafter als alle übrigen und sieht auch durch seine Anordnung gefälliger als alle bisherigen festen Gitter aus Holz und Eisenblech aus und paßt sich jeder modernen Fassade an. Durch die horizontale Verstellbarkeit behält es bei Umzügen seinen vollen Wert, es nützt sich bei seiner festen, soliden Eisenkonstruktion nicht ab und erfüllt seinen Zweck, die Blumentöpfe gegen Herabfallen und Umstürzen bei Wind und Unwetter zu schützen, in ganz vortrefflicher Weise.

Unsere weitere Abbildung zeigt einen für Gartenliebhaber willkommenen Unkrauthaken mit Pflanzenspaten kombiniert. Das

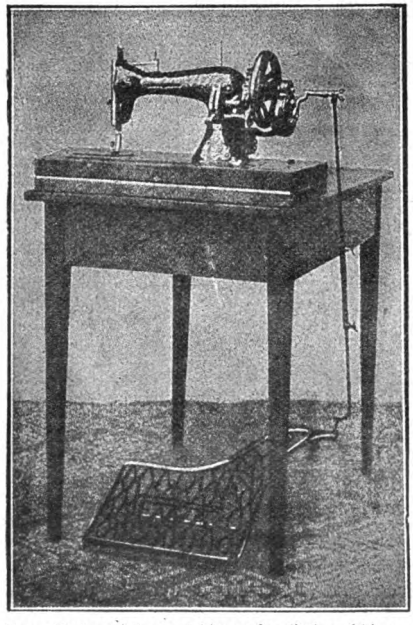


Unkrauthaken mit Pflanzenspaten.

Werkzeug bedeutet für jeden Gärtner ein neues, willkommenes, praktisches und billiges Gartenhandwerkszeug, da damit das Arbeiten bequem und leicht wird. Man kann damit graben, umschaufeln und das Unkraut in ganz vortrefflicher Weise ausroden. Es läßt sich bequem transportieren, da es infolge seiner praktischen Gestaltung nur wenig Raum einnimmt, und ist für den Garten- und Hausbedarf fast unverwüstlich, da dieser neue Unkrauthaken, auch Jäthaken genannt, aus einem Stücke gestanzt und trotz seiner Leichtigkeit äußerst widerstandsfähig ist. Beide Neuheiten werden von der Eisenwarenfabrik Herm. Hopf in Leipzig-Lindenau hergestellt.

II. Neue Fußantriebsvorrichtung für Nähmaschinen. — Eine Neuerung, welche allseitige Aufmerksamkeit auf sich zieht, ist ein von Friedrich Wilh. Amtenbrink in

Detmold hergestellter Apparat, der es ermöglicht, jede im Gebrauch befindliche Handnähmaschine in eine Tretmaschine umzuwandeln. Wie aus der untenstehenden Abbildung ersichtlich, besteht die Vorrichtung aus einer unterhalb des als Tisch dienenden Maschinenuntersatzes aufstellbaren Fußtrittplatte, die auf einem Bock drehbar gelagert ist. Letzterer wird durch unten befindliche Stacheln an



Neue Fußantriebsvorrichtung für Nähmaschinen.

der Verschiebung auf dem Fußboden gehindert. An einem seitlich von der Fußtrittplatte hervorragenden Arm ist ein aus mehreren Gliedern zusammengesetztes Gestänge mit seinem unteren Teile drehbar befestigt, während dessen oberer Teil mit einem Auge versehen ist, das auf einen als Kurbelzapfen mit dem Handrad der zu treibenden Maschine verbundenen Zapfen aufgeschoben werden kann. Die einzelnen Glieder der Zugstange ermöglichen

durch in Schlitten gleitende, gabelartige Führungen eine Verlängerung oder Verkürzung, sie werden durch Spannschrauben mit Flügelmuttern zusammengehalten. Diese Vorrichtung kann leicht aufgebaut und jeder Tischhöhe angepaßt werden, sie nimmt nur wenig Platz ein und läßt sich leicht mit der Nähmaschine zusammen transportieren, so daß sie also mit Vorteil als Ersatz der schweren Maschinentische Verwendung finden kann.

III. Gesundheitssaugapparat „Hera". — Alle bisher im Gebrauch befindlichen Sauger und Saugapparate haben den großen Fehler, daß der Säugling während des Gebrauchs gleichzeitig mit der Milch auch einen großen Teil der in der Flasche befindlichen Luft aufsaugt, wodurch, wie Professor Doktor Krohn mit Recht sagt, Krankheiten — wie Katarrhen, Gärungsdyspepsien und Brechdurchfällen — Vorschub geleistet und das Wohlbefinden des Säuglings in schädlicher Weise beeinflußt wird.

Gesundheitssaugapparat „Hera".

Herrn Berthold Kohlhaus in Harburg a. E. ist es nunmehr gelungen, eine Vorrichtung zu schaffen, die diesen Übelstand in vollendeter Weise beseitigt. Durch eine ebenso einfache wie sinnreiche Einrichtung ist ein Saugen von Luft seitens des Säuglings absolut ausgeschlossen, und es gibt daher bei Benutzung dieses Apparates kein Unbehagen, keine Blähungen, keine Leibschmerzen mehr. In der Saugröhre des Apparates ist ein Ventil angebracht, welches die Milch in dem Sauger festhält und nicht wieder in die Flasche zurückfallen läßt; es wird hierdurch vermieden, daß der Säugling gezwungen ist, nach den natürlichen Pausen, welche jedes Kind während des Saugens macht, zunächst erst die inzwischen in Röhre und Flasche eingetretene Luft saugen zu müssen. Der Säugling kann vielmehr sofort wieder mit dem Saugen von Milch beginnen, da die bis in den Sauger reichende Glasröhre auch während dieser Pausen mit Milch gefüllt bleibt. Mit diesen außerordentlichen Vorteilen verbindet der Saugapparat „Hera" die denkbar größte

Reinlichkeit infolge seiner Herstellungsart, da er, ausschließlich aus Glas und Gummi bestehend, ungemein einfach und gründlich zu reinigen ist, wodurch er die beste Gewähr bietet für peinlichste Sauberkeit. Infolge der einfachen und zweckentsprechenden Konstruktion des Apparates wird dem Säugling in allen Körperlagen ein vollständig müheloses Saugen ermöglicht, und die neue Vorrichtung bildet hierdurch gleichzeitig die größte Bequemlichkeit für Mutter und Kind. P. R.

Ein geheimnisvolles Ereignis im Berliner Schlosse. — König Friedrich Wilhelm I. von Preußen war bekanntlich eifrig bedacht, den Wohlstand seines Landes zu heben und vor allem den Schatz an barem Gelde zu vergrößern, den er in den Schatzkammern des Schlosses zu Berlin ansammelte. Man erzählte sich, daß in den Zimmern, zu denen der König den Schlüssel immer mit sich führte, wohl zwanzig bis dreißig Millionen Taler in blanker Münze aufgespeichert seien. Als sich der König 1730 auf der Reise befand, hörte man eines Nachts im Schlosse ein gewaltiges Getöse, wie von einem schweren Fall herrührend, so daß das ganze Gebäude in Erschütterung geriet, und alle, die es hörten, heftig darüber erschraken. Der Hauptmann der Schloßwache forschte fleißig, woher ein solcher ungeheurer Schlag kommen könnte, und auch die Königin war sehr bekümmert um die Ursache des geheimnisvollen Ereignisses, allein man konnte keine Erklärung finden. Es gingen natürlich sehr bald allerhand Gerüchte umher von dem Wiedererscheinen der weißen Frau oder von einem großen Diebstahl und so weiter, auch erzählte man sich, daß einer der großen Ecktürme im Schloßhofe einzufallen drohte.

Als der König zurückkehrte und von dem Vorfalle hörte, ließ er sofort die für jeden anderen verschlossenen Schatzkammern untersuchen; man fand sehr bald die Aufklärung. Einer der gewaltigen Holzschränke war unter der Last der schweren Geldsäcke in sich zusammengebrochen, und man sah einen großen Trümmerhaufen von Brettern, Säcken und harten blanken Talern. Dr. S.

Verkaufte Ehemänner. — Während einer Gerichtsverhandlung, die in Sydney in Neusüdwales stattfand, kam es zur Sprache, daß die Klägerin ihren Mann, gegen den sie jetzt wegen Bedrohung vorging, einer anderen Frau verkauft hatte, und zwar auf Grund

eines Dokuments, in welchem sie erklärte, die Käuferin in keiner Weise zu belästigen oder irgendwelche Maßregeln gegen sie zu ergreifen. Das Dokument schloß mit den Worten: „Sollte ich diesen Vertrag brechen, so verpflichte ich mich hierdurch, wie auch meine Erben und Rechtsnachfolger, dem anderen Teile als Schadenersatz die Summe von fünfhundert Pfund Sterling zu zahlen." Trotz dieses regelrecht ausgefertigten und unterzeichneten Vertrages erklärte der Rechtsbeistand des Angeklagten, die Frau bereue jetzt die Abmachung und ginge nun gerichtlich gegen ihren Mann vor. Der Gerichtshof konnte zunächst zu keiner Verständigung kommen, sprach den Angeklagten dann aber frei und erklärte den Kaufvertrag für null und nichtig.

Auch in Toskana verkaufte einst eine Frau ihren Mann ihrer Nachbarin für eine kleine Summe Geldes, und da der Mann ein großer Nichtstuer war, so waren alle Teile zufrieden, bis der Gatte beim Tode eines Verwandten eine bedeutende Summe erbte. Nun wollte die erste wieder in ihre Rechte eintreten; dem aber widersetzte sich die augenblickliche „Besitzerin" des Exgatten, bis die Frau schließlich zu den Gerichten ihre Zuflucht nahm. Das Ende vom Liede war, daß der Kauf annulliert, dem Manne aber das freie Verfügungsrecht über das ihm vererbte Vermögen eingeräumt wurde.

Für hundert Franken verkaufte eine Pariser Wäscherin ihren Mann, dessen Faulheit und Trunksucht unverbesserlich schien, der Besitzerin einer anderen Waschanstalt. Unter der neuen „Herrin" indessen schien der Mann ein vollständig anderer geworden zu sein und wurde bald ein solcher Mustergatte, daß seine erste Frau den Kauf bereute und die größten Anstrengungen machte, wieder in seinen Besitz zu gelangen. Dem widersetzte sich aber die Käuferin, und eines schönen Tages begab sie sich in die Wohnung der Vorgängerin und prügelte sie so kräftig durch, daß sich die Polizei ins Mittel legen mußte.

In Krakau fand einmal eine Versteigerung statt, deren Gegenstand ein Mann bildete. Die Frau des Auktionsobjekts fungierte selbst als Auktionator, während dieser „Gegenstand", ein ansehnlicher junger Mann mit hübschen Gesichtszügen, auf einem Stuhl neben ihr saß. Es kam zu einigen Angeboten, und der Mann

wurde schließlich einer Witwe zugeschlagen, die nach Erlegung der Kaufsumme die Schenke, in der die Auktion stattfand, im besten Einvernehmen mit ihrer Erwerbung und der Verkäuferin verließ.

Häufig kamen solche Verkäufe in früheren Jahrhunderten in England vor, und zu Ende des achtzehnten und zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts findet man in alten Zeitungen mehrere Beispiele derartiger Geschäfte. Im Jahre 1774 ließ eine Frau Cruttley aus Leeds durch den Ausrufer bekannt machen, sie wolle an einem bestimmten Tage ihren Mann, einen fleißigen Zimmermann, an die Meistbietende versteigern. Trotz der starken Lobeserhebungen, mit denen der Stadtausrufer seine Offerte ausschmückte, muß der Mann wohl große Fehler gehabt haben, denn er erzielte nicht mehr als fünf Schillinge.

Ein nicht viel besserer Preis wurde für einen Mann aus Southampton bezahlt, den seine Frau im Jahre 1801 in einer Schenke öffentlich verkaufte. Die liebende Gattin forderte die Anwesenden zu Geboten auf, indem sie ihren Mann als fleißig, vernünftig und nüchtern rühmte. Die Besitzerin eines Krämerladens erstand den Mustergatten schließlich für ein Pfund Sterling und eine Flasche Brandy. L—n.

Künstliche Fischköder. — Eine uralte Kunst, die fast in allen Kulturländern zu hoher Vollkommenheit gediehen ist, ist das Fangen der Fische mit Angel und Köder. Schon die Pfahlbautenbewohner fingen ihre Fische mit angelartig geformten spitzen Knochenstücken, wie sie ähnlich bei einigen von der Kultur noch wenig beleckten nordischen Völkern teilweise noch heute verwendet werden. Inzwischen wurde die Angelfischerei bei den zivilisierten Völkern immer mehr vervollkommnet.

Die schwierigste, aber wohl auch die interessanteste Angelweise ist die Fliegenfischerei, die namentlich für Lachs, Forelle, Äsche und so weiter in Anwendung gebracht wird. Früher fast ausschließlich in England geübt, steht sie auch bei uns in Deutschland jetzt in hoher Blüte. Als Köder verwendet man hierbei teils natürliche lebende, teils und neuerdings fast ausschließlich künstliche Insekten der verschiedensten Gestalt, die mit großem Geschick und manchmal sehr beträchtlichen Kosten hergestellt werden.

Künstliche Insekten zu Ködern herzurichten, ist in der Tat eine sehr heikle Arbeit, und nur die leichtesten und geschicktesten Finger sind im stande, ein brauchbares Insekt zu verfertigen. In ganz England, wo die besten künstlichen Fischköder gearbeitet werden, gibt es nur etwa 500 Personen, die in diesem Geschäfte perfekt sind und aus diesem Grunde auch hohen Lohn beanspruchen können.

Was jedoch die künstlichen Fischköder am meisten verteuert, sind die Materialien, aus denen sie verfertigt werden, und hiervon hängt nach der Ansicht der Angler neben der sorgfältigen Herstellung der Haupterfolg des Fischers ab.

Eine große Firma in Manchester, wohl die bedeutendste der Welt in diesem Geschäftszweig, unterhält allein vierzehn verschiedene Hühnerrassen eigens zu dem Zweck, immer Federn jedweder Art, Farbe und Größe zur Verfügung zu haben. Ein halbes Dutzend Arten von Tauben liefert die gröberen Federn, die zur Herstellung von falschen Schmetterlingsflügeln dienen, und in den Trockenräumen der Fabrik lagern stets über tausend verschiedene Arten von Vogelbälgen aus allen Weltteilen. Dabei können von jedem Vogelbalg nur ganz wenige bestimmte Federn benutzt werden. Ein gewöhnlicher Fischköder zum Fang von Forellen besteht zum Beispiel aus einem feinen Angelhaken, der mit Mausfell umwunden wird. Federn der ägyptischen Taube dienen als Flügel, Fuchshaare als Beine, und graue Katzenhaare mit weißen Spitzen bilden die Flügel des künstlichen Insektes. Zur fachgemäßen Herstellung eines anderen Köders müssen unbedingt Augenbrauenhaare des braunen Himalayabären verwendet werden, da nur diese die erforderliche Steife und den richtigen Farbenton haben. Ebenso gesucht sind die Schnurrhaare der Hausmaus, und sehr hoch bezahlt wird goldblondes, seidenweiches Kinderhaar, das wegen seines Glanzes und seiner Länge gern zur Umwicklung der fertigen Köder genommen wird.

Die großen englischen Firmen dieses eigenartigen Handelsartikels senden Agenten in alle Weltteile, um die Urwälder nach passenden Vögeln zur Herstellung von Fischködern zu durchstöbern. Ganz besonders gesucht zu diesem Zweck ist ein in Zentralafrika vorkommender Vogel, der „grüne Schreier" genannt, der an beiden Seiten des Halses einen kleinen Federstutz trägt. Diese Federstutze,

die je nur etwa fünf oder sechs Köder abgeben, werden in rohem Zustande mit 60 bis 100 Mark bezahlt. Dies ist der Hauptgrund, daß für einige der künstlichen Köder solch enorme Preise verlangt und bezahlt werden. So kostet zum Beispiel ein Lachsköder, die „rote Königinfliege" genannt, 30 Mark, und die sogenannte „Junifliege" kostet gar 50 Mark.

Manche der reichen englischen Angler lassen sich ihre Köder nach eigenen Angaben anfertigen und bezahlen dafür von 15 Mark für einen gewöhnlichen Lachsköder bis zu 60 Mark für einen Köder besonderer Art. Ja ein berühmter englischer Lachsangler hat sogar während der Angelzeit zwei der geschicktesten Insektenarbeiter auf seinen Ausflügen beständig bei sich. Diese Leute müssen ihm die künstlichen Insekten je nach dem Stande der Witterung und der Beschaffenheit des Wassers, in dem er angelt, herstellen. Für diese Dienste hat er wöchentlich 300 Mark an die Firma zu bezahlen, bei welcher die Arbeiter sonst beschäftigt sind. Aber solche Kosten werden von den begeisterten Anhängern des Angelsports durchaus nicht gescheut. Es ist eine Tatsache, daß viele derselben nicht weniger als 600 Pfund Sterling (12,000 Mark) jährlich nur für ihre künstlichen Fischköder ausgeben. W. St.

Ein kaiserlicher Aprilscherz. — Peter der Große machte sich am 1. April 1719 folgenden Scherz mit den Bewohnern seiner Residenz.

Ein Taschenspieler und Akrobat mit dem Beinamen „der starke Simson" war nach Moskau gekommen und hatte vom Zaren die Genehmigung zur Vorführung seiner Kunststücke erhalten. Peter setzte selbst den 1. April als den Tag der Eröffnungsvorstellung fest, und da das Erscheinen des ganzen Hofes angekündigt war, füllte sich das Schauspielhaus rasch bis auf den letzten Platz. Die Neugierde und Ungeduld der Menge stieg beständig, bis endlich nach langem Warten eine Musikantentruppe eine ohrenzerreißende, steinerweichende Ouvertüre zum besten gab. Jetzt ging der Vorhang in die Höhe, aber statt des „starken Simson" erblickte man eine aus Pappe zusammengeklebte Karnevalfigur mit entsetzlicher Fratze, die auf der Brust ein Riesenschild trug mit der Aufschrift: „Heute ist der erste April!" Das Publikum wußte nicht, was es aus der sonderbaren Vorstellung machen sollte, und schwieg,

bis plötzlich der „starke Simson" unter dem Ungetüm hervorkroch, sich in launiger Rede für die reiche Einnahme des Abends bedankte und die Anwesenden zu einer am morgigen Tage stattfindenden Galavorstellung einlud, denn auf allerhöchsten Befehl des Selbstherrschers aller Reußen dürfe am heutigen Tage kein anderes Kunststück gezeigt werden als das soeben geschaute.

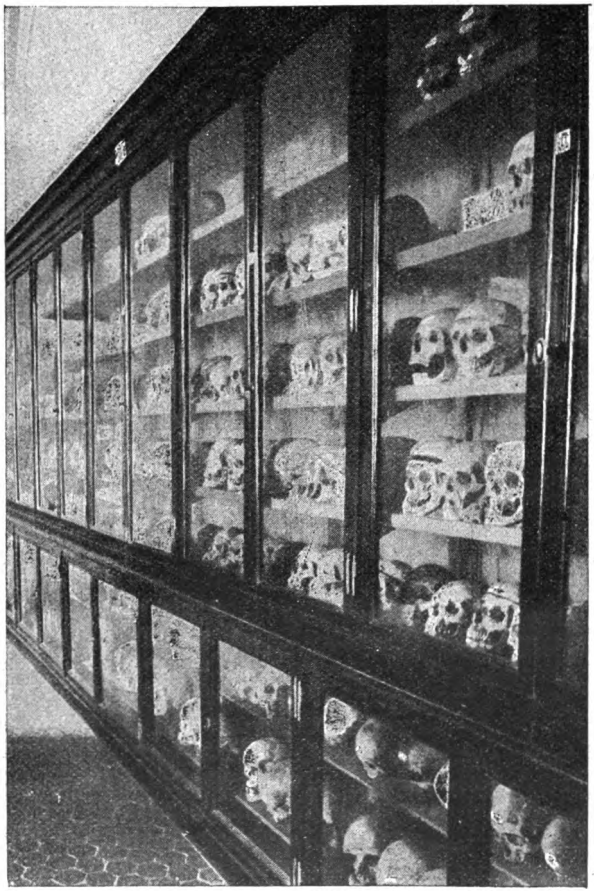
Das gefoppte Publikum hielt es — zumal der Zar selbst anwesend war — für das beste, dem hohen Erfinder dieses Aprilscherzes durch stürmisches Beifallklatschen seinen Dank auszudrücken. H. L.

Lombrosos Kriminalmuseum in Turin. — Der italienische Irrenarzt Professor Cesare Lombroso in Turin, der im November 1905 seinen siebzigsten Geburtstag feierte, ist als Bahnbrecher der modernen Kriminalpsychologie eine Weltberühmtheit geworden. Er stellte den Satz auf, daß die Ursachen der Verbrechen in der körperlichen Beschaffenheit der Verbrecher, also in angeborenen Anlagen derselben zu suchen seien; enthält nun dieser Satz auch eine Übertreibung, sind ferner die Folgerungen, die Lombroso aus demselben gezogen hat, auch viel zu weitgehend, so sind doch seine Forschungen über die körperliche und geistige Eigenart der Verbrecher von großer Bedeutung für die ganze moderne Rechtswissenschaft geworden.

Die Ansicht, daß zahlreiche verbrecherische Erscheinungen auf geistige Störungen zurückzuführen seien, hatte die Psychiatrie wie die juristische Praxis schon früher beschäftigt. Was Lombroso von seinen Vorgängern unterscheidet, ist einerseits die Aufstellung eines besonderen Verbrechertypus und anderseits dessen naturwissenschaftliche Erklärung. Nach ihm gibt es geborene Verbrecher, die neben typischen seelischen Merkmalen auch typische körperliche besitzen, und er führt beiderlei Eigenschaften auf die Gesetze der Vererbung und Degeneration (Rückbildung) zurück. Messungen Lombrosos haben ergeben, daß bei Verbrechern das Durchschnittsmaß des Schädelraumes häufig bedeutend geringer ist als das des Normalmenschen derselben Nationalität und Rasse.

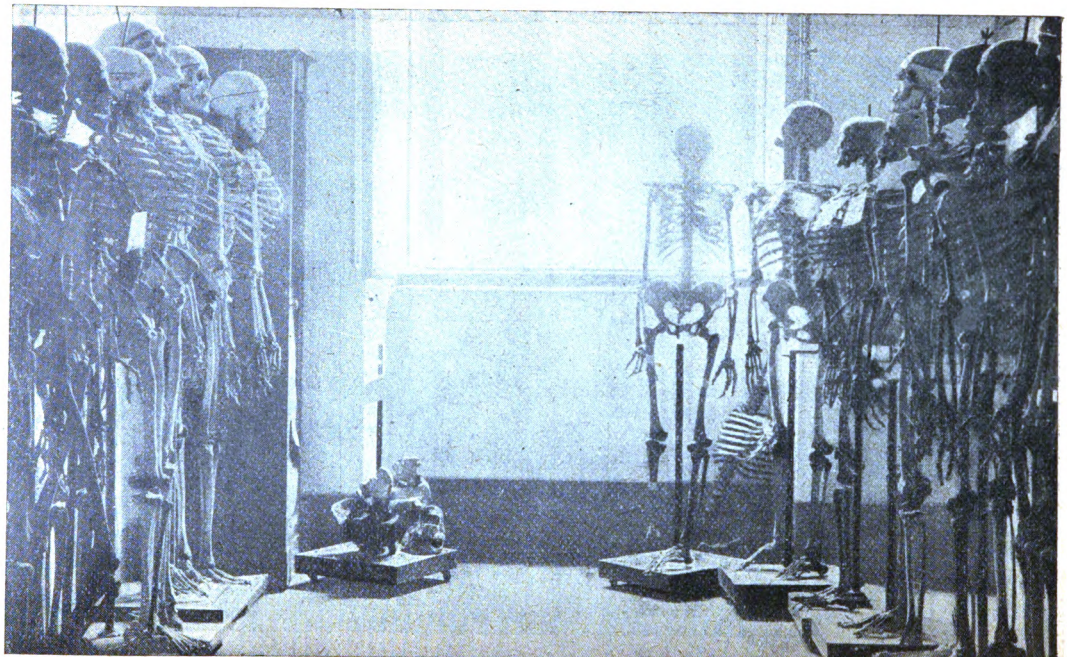
Seine Beobachtung, daß bei den Verbrechern Gesetzwidrigkeiten in der Schädelbildung und Gehirnentwicklung besonders häufig vorkommen, wurde durch die von Benedikt und Fleisch angestellten Unter-

suchungen bestätigt; auch hat v. Bischoff festgestellt, daß das Hirngewicht des Verbrechers hinter dem des Normalmenschen meist er-



Lombrosos Kriminalmuseum in Turin: Die Schädelsammlung.

heblich zurückbleibt. Selbst am Körperbau des Verbrechers entdeckte Lombroso charakteristische Eigentümlichkeiten.



Lombrosos Kriminalmuseum in Turin. Die Sammlung der Gerippe.

Lombrosos Lehre vom Verbrechertypus, die von den italienischen Juristen Enrico Ferri und R. Garofalo benutzt wurde, eine Reform der Strafrechtspflege zu verlangen, hat neuerdings jedoch wieder an Geltung verloren. Ein Haupteinwand der Gegner ist, daß unmöglich der „Verbrecher" einen einheitlichen anthropologischen Typus darstellen könne, wenn man bedenkt, welche Fülle von Abstufungen jede Art von Verbrechen nach unserer Gesetzgebung umfaßt, und wie selbst der Mord aus den verschiedenartigsten Motiven, von der berechtigten Entrüstung bis zur gemeinsten Habsucht, entspringt; dagegen bleibt es das Verdienst Lombrosos, festgestellt zu haben, daß bei gewissen Verbrechern, solchen, denen das Verbrechen sozusagen zum Beruf wird, sich zahlreiche sogenannte Degenerationszeichen finden, die auf eine vererbte Entartung des Individuums und damit auf eine verminderte Widerstandskraft schließen lassen. Lombroso ist als Mediziner zu diesen Feststellungen gekommen, die er mit seinen „Untersuchungen über den Kretinismus in der Lombardei" begann. Im Jahre 1859 machte er als Militärarzt den Feldzug gegen Österreich mit, wobei er viel Material für Schädelmessungen erhielt. Schon als Student hatte er die merkwürdigen Schädel, die er aus Anatomien erhalten konnte, zu sammeln begonnen, und diese Totenköpfe bildeten den Schrecken der alten Frau, der er sein Zimmer abgemietet hatte. 1862 wurde er Professor der Psychiatrie in Pavia, und nachdem er einige Jahre der Irrenanstalt in Pesaro als Direktor vorgestanden hatte, erhielt er den Ruf zum Professor der gerichtlichen Medizin und Psychiatrie in Turin.

Seine Sammlungen für die von ihm begründete kriminalanthropologische Forschung sind im Laufe der Jahre mächtig angewachsen. Neuerdings wurden sie zu einem besonderen Museum vereinigt, das in den Räumen der neuerbauten Biologischen Anstalt in Turin untergebracht wurde. Dieses Museum enthält nicht nur Schädel und Skelette von zahlreichen Verbrechern, Epileptikern und Geisteskranken, sondern auch eine ganze Galerie von Bildnissen namhafter Verbrecher, Aufzeichnungen von solchen, Sammlungen von Kleidungsstücken, Waffen, sowie von Instrumenten und Gerätschaften, die besonders wertvoll für die Charakteristik der Verbrecher sind, welche sich einst ihrer bedienten. Die Amulette

italienischer Briganten sind darunter besonders zahlreich vertreten. J. P.

Merkwürdige Trauringe. — Nicht nur Bücher, auch Trauringe haben ihre Schicksale. In dem Familienschatze des englischen Obersten Warner befindet sich als kostbares Erbstück ein Ring, den Englands jungfräuliche Königin Elisabeth dem Grafen Essex schenkte, damit er ihm ein Talisman sei gegen die etwaige Ungnade seiner Herrin. Der „Essexring" besteht aus einem einfachen Goldreifen, der einen herzförmig geschnittenen Rubin umfaßt. Die Königin Elisabeth hatte den Ring im Jahre 1564 mit einigen Versen von Maria Stuart erhalten, die ihn bei ihrer Vermählung mit Lord Darnley getragen hatte. Als Graf Essex zum Tode verurteilt worden war, vertraute er das Kleinod der Lady Nottingham an, damit sie es der Königin als Erinnerungszeichen mit der Bitte um Gnade überbringe. Die Lady aber unterschlug den Ring und bekannte erst auf dem Sterbebette der Königin ihre schwere Schuld, durch die das Todesurteil an Essex vollstreckt wurde. Der Ring kam dann in den Besitz des Königs Jakob I., der ihn dem Kapitän Thomas Warner, einem tüchtigen Seemanne, als Zeichen außerordentlicher Gunst schenkte. Seitdem, also seit dreihundert Jahren, befindet sich der Ring im ständigen Besitze der Familie Warner, deren Mitglieder ihn an ihrem Hochzeitstage zu tragen pflegen.

Eine gleiche Rolle spielt ein Ring, den die Familie Verney in Claydon in Buckinghamshire ihr eigen nennt. Es ist ein Goldreif, der einen ungewöhnlich großen Durchmesser aufweist und, zur Zeit Karls I. geschmiedet, bestimmt war, über dem dicken Militärhandschuh jener Tage getragen zu werden. So trug ihn ein Verney in der blutigen Schlacht von Edgehill. Als man nach Beendigung des Kampfes Verney vermißte und seine Leiche suchte, fand man nur die behandschuhte Rechte mit dem Ring auf einem der Finger, die das königliche Banner fest umschlossen hielten. Seit jenem Tage wird diese Reliquie in der Familie als kostbares Erbstück aufbewahrt. Der Ring aber wird von jedem Mitgliede der Verneyschen Familie, welches sich verheiratet, bei der kirchlichen Trauung getragen als Wahrzeichen einer glücklichen Ehe.

An die Sage vom Ringe des Polykrates erinnert lebhaft die

Ringgeschichte, die vor ungefähr vier Jahrzehnten amerikanische Zeitungen aus St. Johns in Neufundland mitteilten. Ein Fischer in der Nachbarschaft dieser Stadt fand in den Eingeweiden eines Stockfisches, den er in der Trinitybucht gefangen, einen Ring mit dem Monogramm P. B. Der Fischer, ein gewisser John Potter, behielt seinen Fund einige Zeit für sich. Die Sache sprach sich indessen allmählich doch herum, und es war daher nicht weiter verwunderlich, daß er eines Tages vom Kolonialsekretär die Aufforderung erhielt, den Ring nach St. Johns zu senden oder selbst zu bringen. Begründet war die Aufforderung damit, daß von einer Familie Burnam in dem englischen Städtchen Poole Briefe eingegangen wären, in denen der Ring als Eigentum dieser Familie reklamiert wurde. Der Ring habe einer Frau Pauline Burnam gehört, die sich unter den Passagieren des im Jahre 1861 bei der zu Neufundland gehörigen Chance Bay gescheiterten und untergegangenen Dampfschiffes „Anglosaxon" befunden habe. Potter brachte daraufhin den Ring nach St. Johns auf das Bureau des Kolonialsekretärs. Hier machte man ihn mit einem sogleich herbeigeholten Herrn Burnam bekannt, der in dem Ringe mit der größten Bestimmtheit den Trauring seiner Mutter erkannte, den sie seit ihrer Verehelichung stets getragen hatte. Der Ring wurde nunmehr Herrn Burnam zurückgegeben, der den glücklichen Finder durch eine reiche Belohnung entschädigte.

Ähnlich ist die folgende Geschichte: Ein deutscher Marschbauer, der in der Nähe von Norderham wohnte, machte im Jahre 1871 Viehfutter zurecht. Nach Beendigung dieser Arbeit vermißte er seinen Trauring, der neben den Buchstaben J. R., den Namensinitialen seiner Frau, die Jahreszahl 1860 trug. Bald darauf verkaufte der Bauer sieben Ochsen, die der Käufer am 26. Oktober des genannten Jahres auf dem Viehdampfer „Adler" nach England verschiffte. Zwei Tage später fischte die englische Smack „Mary Ann" von Colchester, Kapitän Tyn, auf der See den toten Körper eines Ochsen auf, den die Mannschaft öffnete, um den Talg herauszunehmen und damit die Stängen und Spieren zu salben. Dabei fanden sie einen goldenen Ring mit den Initialen J. R. und der Jahreszahl 1860. Kapitän Tyn erstattete hierüber sogleich nach der Ankunft im Hafen Bericht und händigte den Ring

einem Beamten ein, der ihn nach London sandte. Die Behörden vermochten alsbald festzustellen, daß das einzige Schiff, das den Verlust eines Stückes Vieh zu beklagen hatte und in der Nähe der „Mary Ann" vorübergefahren war, der „Adler" gewesen, der am 28. Oktober einen toten Ochsen über Bord geworfen hatte. Inzwischen war die „Shipping Gazette", die die Auffindung des Ringes meldete, nach Nordenham gelangt, und einer ihrer dortigen Leser erinnerte sich des Marschbauern, von dessen Verlust er seinerzeit gehört hatte. Er benachrichtigte ihn, und bald darauf befand sich der Bauer wieder im Besitze seines Trauringes, der nun als kostbarer Talisman in seiner Familie gehütet wird. W. E.

Wie hat ein fünfzigjähriger Mensch sein Leben verbracht und was hat er alles verzehrt? — Ein englischer Gelehrter, der als rastloser Statistiker bekannt ist, hat aus vielen hundert Beobachtungen folgende Durchschnittszahlen zur Beantwortung der gestellten Frage gewonnen. Ein normaler Durchschnittsmensch hat mit vollendetem 50. Lebensjahre das ganze Dasein in folgender Weise verbracht: 9000 Tage hat er geschlafen, 9000 Tage gewacht, 800 Tage lang ist er gegangen, 1500 Tage hat er sitzend zugebracht, 500 Tage war er krank, und 4000 Tage wurden der Erholung und dem Vergnügen gewidmet. Seine Gesamtnahrung bestand in der Hauptsache aus 70,000 Pfund Brot, 20,000 Pfund Fleisch und 5000 Pfund Gemüse. Die Gesamtmenge der Getränke, die er zu sich nahm, beträgt 32,000 Liter; dies entspricht dem Hohlraum eines Braubottichs von 4 Meter Länge, 4 Meter Breite und 2 Meter Tiefe oder 32 Kubikmeter. Ein starker Trinker ist übrigens dieser Durchschnittsmann nicht, da zum Beispiel in Bayern auf den Kopf im jährlichen Durchschnitt 250 Liter Bier allein entfallen, was in 50 Jahren 125 Kubikmeter ergibt. A. E.

Eine Schlange als Tischgenossin. — Eine englische Dame, die lange in Indien gelebt, erzählte folgenden wahrheitsgetreuen Vorgang, der in manchen Einzelheiten an eine bekannte Fabel erinnert: „In einem Häuschen in ihrer Nähe aß ein kleiner indischer Junge auf der Veranda täglich seine in Milch eingeweichte Semmel. Er schien wie immer vergnügt und plauderte mit sich selbst. Als ich eines Tages näher kam, sah ich zu meinem Schrecken, daß eine

Kobraschlange mit aus seinem Napfe fraß, und daß er dem Tier sanft mit dem Löffel auf den Kopf schlug, wozu er lachend sagte: „Bobberi, bobberi!“ (Ungezogen, ungezogen!) Die Schlange ließ sich nicht stören, fraß ruhig weiter und kroch, nachdem sie sich gesättigt hatte, ins nahe Gebüsch. Ich war während all der Zeit wie gelähmt, hätte mich aber auch kaum von der Stelle rühren können, da jede Bewegung die Schlange veranlaßt haben würde, den Jungen mit ihrem giftigen Bisse zu töten. Erst als das Tier fort war, holte ich einige Männer herbei, die ihm nachstöberten und es bald darauf im Gebüsche erschlugen. Als das Kind davon hörte, weinte es bitterlich und sagte, daß die Schlange seit mehreren Wochen sich an jedem Morgen eingefunden und ihm beim Verzehren der Milch geholfen habe.“ C. T.

Ohrensausen. — Ohrensausen ist ein ebenso weitverbreitetes als unangenehmes Übel. Unangenehm insofern, als mit ihm häufig noch andere, oft schwere Erkrankungen des Gehörapparates verbunden sind, in zweiter Linie aber auch deshalb, weil die fortwährenden Geräusche im Ohr auf die Dauer ungeheuer störend wirken und die Empfindungsnerven des Kopfes derartig ungünstig beeinflussen, daß nicht nur die geistige Energie, sondern auch der Gemütszustand und die Lebensfreude der von diesem Leiden Heimgesuchten in arger Weise mitgenommen wird.

Der Name „Ohrensausen“ ist eigentlich nicht richtig gewählt, weil die im Ohr zu stande kommenden Geräusche oft einen ganz anderen Charakter als den des Sausens tragen. Dies hat seinen Grund in der Verschiedenartigkeit der Ursachen, aus denen die Ohrgeräusche sich ergeben. Je nach der Ursächlichkeit äußern sich die Ohrgeräusche entweder als Sausen, Brausen und Wasserrauschen oder durch Klappern, Summen, Knistern und Rasseln, oder durch Klingen und Singen, oder endlich treten sie auf als zusammenhängende Melodien. Zuweilen können aber auch verschiedene Geräuscharten miteinander vermischt sein.

Ihrer Entstehungsweise und ihrem Charakter nach unterscheidet man ferner subjektive und objektive Geräusche. Die letzteren sind solche, welche durch äußerliche mechanische Ursachen hervorgerufen werden, wie zum Beispiel durch Muskelzusammenziehungen, Klappen der Schleimhautwände in den Ohrkanälen, Bewegungen

von Schleimmassen u. s. w. Die ersteren, welche man richtiger mit dem Namen „subjektive Gehörsempfindungen" bezeichnen könnte, haben ihren Grund mehr in direkten Reizungen des Gehörnerven selbst, oder wir haben es mit wirklichen, aber innerhalb des Kopfes entstehenden Geräuschen, die vorzugsweise Blut- und Gefäßgeräusche sind, zu tun.

Die Ohrgeräusche können entweder andauernd bestehen oder auch mit Unterbrechungen auftreten. Aber auch die fortwährenden Geräusche sind, besonders betreffs ihrer Intensität, gewissen Schwankungen unterworfen. Besonders machen sich diese Schwankungen bei ungünstiger Witterung, Temperaturwechsel, Lageveränderungen, seelischen Erregungen und ähnlichen Veranlassungen geltend. Die intermittierenden Geräusche treten oft aus ganz unbekannten Ursachen auf, meist aber infolge von solchen, welche das Schlimmerwerden auch der dauernd bestehenden Geräusche begünstigen. Merkwürdig ist, daß Kranke, welche an Ohrensausen leiden, die Wahrnehmung für die gleichartigen wirklichen Geräusche verlieren, so hat man zum Beispiel beobachtet, daß Kranke, welche beständig Grillenzirpen zu hören glaubten, das wirkliche Zirpen nicht vernahmen. Ähnliche Beobachtungen hat man auch in Bezug auf andere Geräusche gemacht.

Ohrgeräusche werden in erster Linie immer dann entstehen, wenn die Schallleitung des Ohres eine abnorme ist, das heißt wenn die den Schall zu- und ableitenden Apparate irgendwie in ihrer Spannung oder Beweglichkeit verändert sind. Es können dann die Schallwellen weniger gut nach außen entweichen, werden also mit größerer Stärke dem im Innern liegenden Gehörnervenapparate zugeführt und erregen dort jene Gehörsempfindungen, die sich uns als Ohrgeräusche darstellen. Solche Veränderungen und Störungen in der Schallleitung treten zu Tage bei allen krankhaften Zuständen des Gehörorgans, entzündlichen Prozessen der Paukenhöhle, katarrhalischen Verschwellungen der den Gehörapparat auskleidenden Schleimhäute, Ohreiterungen, Verstopfungen des Gehörganges durch Ohrenschmalzpfropfen, Fremdkörper oder Geschwulstbildungen. In Übereinstimmung mit den zuletzt genannten Faktoren kann man willkürlich auch Ohrensausen dadurch erzeugen, daß man den Gehörgang mit Watte

verstopft. In diesem Falle treten auch die mit den obigen Tatsachen übereinstimmenden Erscheinungen zu Tage, daß infolge der veränderten Schallleitung Geräusche stärker gehört werden.

Neben diesen im Gehörorgan selbst liegenden Ursachen gibt es noch eine ganze Reihe anderer Faktoren, welche durch Reizung des Gehörnerven oder einzelner Fasern desselben Ohrgeräusche erzeugen. Das sind die Fälle, die man im allgemeinen mit dem Namen „nervöses Ohrensausen" bezeichnet. Die Ursachen solcher reflektorischen Reizungen können in Gestalt irgendwelcher krankhafter Veränderungen an allen möglichen, vom Gehörorgan oft recht weit entfernt liegenden Körperteilen ihren Sitz haben, so zum Beispiel in der Nase, dem Rachen, dem Kehlkopf, im Magen, in den Unterleibsorganen u. s. w. Aber auch bei nervösen Allgemeinzuständen, Nervenüberreizungen, neurasthenischen und hysterischen Erkrankungen und ähnlichen Nervenaffektionen findet man sehr häufig Ohrensausen als Begleiterscheinung der übrigen Symptome. Außerdem entwickelt sich Ohrensausen vielfach bei vermehrtem Blutandrange nach dem Kopfe infolge von geistiger Überanstrengung, übermäßigem Alkoholgenuß, entzündlichen Prozessen der Hirnhäute, Herzaffektionen, Verdauungsstörungen u. s. w., ferner nach dem Genuß gewisser Medikamente, zum Beispiel des Chinins, des salizylsauren Natrons, des Salizyrins und ähnlicher Substanzen. Oft sind auch Migräne und andere Kopfneuralgien mit Ohrgeräuschen verbunden.

Die Behandlung des Ohrensausens ist nicht so einfach, wie mancher vielleicht denkt, denn ebenso vielfältig wie die Gründe des Leidens sind, ebenso schwer ist es oft, die richtige Ursache herauszufinden. Es kommen zu viele Umstände in Betracht, welche bei der Feststellung der ursächlichen Momente von Wichtigkeit sind. Oft sind die Patienten sich selbst nicht darüber im klaren, welcher Art und welchen Charakters die empfundenen Ohrgeräusche sind, und gerade von deren bestimmten Angaben hängt es im wesentlichen ab, zu ergründen, ob man es in erster Linie mit objektiven oder subjektiven Geräuschen zu tun hat. Dann ist bei der Behandlung von Wichtigkeit, von welcher Dauer die Geräusche sind, und ob sie nur vorübergehend auftreten oder fortwährend bestehen.

Sind die Geräusche nur vorübergehend, so ist die Aussicht auf Besserung und Beseitigung eine viel günstigere als bei den ständigen. Jedoch soll damit nicht gesagt sein, daß die immerwährend bestehenden Ohrgeräusche überhaupt nicht zu beseitigen wären. Im Gegenteil, man kann oft wochen- und monatelang bestehendes Ohrensausen mit einem Schlage beseitigen, zum Beispiel in Fällen, wo es sich um eine Verstopfung des Gehörganges durch einen Ohrenschmalzpfropfen oder anderen Fremdkörper handelt, wie zum Beispiel mit Öl getränkte Wattepfröpfe Gichtkugeln, Zwiebel- oder Knoblauchstücke, in Watte gehüllte Kampferstücke u. s. w., die man häufig als Mittel gegen Zahnschmerzen oder Kopfreißen in den Gehörgang in ungeschickter Weise hineinzwängt und dann nicht wieder herausbefördern kann. Die einfache Entfernung eines solchen Fremdkörpers, natürlich nur von sachkundiger Hand, genügt in den meisten Fällen, um das lästige Ohrensausen für immer aus der Welt zu schaffen. Ebenso dankbar, wenn auch nicht mit so raschem Erfolg, sind alle Fälle zu behandeln, in denen das Ohrensausen von akut entzündlichen Prozessen des Mittelohres oder der benachbarten Teile herrührt. Nach Beseitigung der Entzündungserscheinungen und der damit verbundenen Schwellungszustände durch die bekannten ableitenden Mittel: kalte Umschläge, Prießnitzsche Einpackungen, Blutegel vor oder hinter das Ohr, wiederholte Einträufelungen von mäßig konzentrierter, mildwarmer Kochsalzwasserlösung und ähnlicher Maßnahmen verschwindet mit den übrigen Symptomen auch das Ohrensausen meist in sehr kurzer Zeit.

Schwieriger ist das Ohrensausen zu behandeln bei den chronisch-katarrhalischen Erkrankungen des Gehörapparates. Diese besonders lästigen Fälle erfordern meist eine oft monatelang fortgesetzte und energische Behandlung von seiten eines Ohrenarztes und bilden häufig sowohl für diesen als für den Patienten selbst eine äußerst schwere Geduldprobe. Als vielbewährtes Linderungsmittel derartiger Ohrgeräusche wird ein Gemisch von 15 Teilen Mandelöl und 5 Teilen Schwefeläther empfohlen. Von dieser Mischung, die vorher gehörig umzuschütteln ist, träufelt man 6 bis 8 Tropfen auf ein Stück Wundwatte und führt dieses in den Gehörgang

des sausenden Ohres ein. Dies ist täglich mehrmals zu wiederholen.

Bei Blutandrang nach dem Kopfe, wobei das Ohrensausen auf Gefäßgeräusche zurückzuführen ist, tun neben Beseitigung der die stärkere Blutansammlung bedingenden Momente ableitende Mittel, kalte Umschläge oder kalte Dusche auf den Kopf, sowie heiße Fußbäder oft recht gute Dienste.

Am schwierigsten zu behandeln ist das sogenannte „nervöse Ohrensausen", weil es oft sehr schwer ist, festzustellen, ob die Geräusche auf eine allgemeine Nervosität oder auf reflektorische Reize oder direkte Erkrankungen des Gehörnervenapparates selbst zurückzuführen sind. In erster Linie wird man natürlich zu den bei Nervenkrankheiten überhaupt angebrachten Mitteln greifen, dann wird mit der Besserung der übrigen nervösen Symptome auch das Ohrensausen nachlassen und mit der Zeit aufhören. Bei Reflexohrensausen sind zuvor die krankhaften Zustände zur Heilung zu bringen, von denen der Reflexreiz auf das Gehirnorgan ausgeübt wird.

Als spezifisches Mittel gegen das nervöse Ohrensausen wird das Bromkali empfohlen, von dem man auch schon oft recht günstige Wirkungen gesehen hat. Natürlich ist die Dosis desselben durch ärztliche Verordnung zu bestimmen. Dr. H.

Eine diplomatische Vorstellung. — Als die ersten siamesischen Gesandten im Jahre 1860 nach England kamen, wurden sie von der Königin Viktoria zu London in feierlicher Audienz empfangen. Nach der Sitte ihres Landes krochen sie auf allen vieren an den Thron heran. Die Gesandtschaft bestand aus zehn Mann, die sich in zwei Längsreihen „aufgestellt" hatten. Die Vorstellung verlief soweit ganz gut. Die Leute waren offenbar geübt, und keine Hintermannshand trat dem Vordermann auf die Schleppe. Aber dann kam der Rückmarsch nach beendigter Audienz durch die lange St. Georgs-Galerie, die als Thronsaal diente. Kehrt zu machen scheute man sich aus Ehrfurcht vor der gewaltigen Herrscherin. Der Führer der Gesandtschaft gab also seinem Hintermann einfach einen Fußstoß ins Gesicht, den dieser als telegraphische Einladung zum Aufbruch bis in die hinterste Reihe weiterbeförderte. Die hintersten zwei legten auch sofort tapfer los und rutschten so rasch

als möglich rückwärts. Dabei gerieten sie aber in eine Ecke. Und nun folgte eine urkomische Szene. Wie die Schollen beim Eisgange rutschten die Vorderen auf die in der Ecke festsitzenden Hintermänner auf. Man stelle sich dazu das ängstliche Hin- und Herrutschen der „Aufgelaufenen", die weder zu sprechen noch vorwärts zu kriechen wagten, vor, die roten, langen, schlafrockähnlichen Gewänder, die kleinen, zum Teil recht wohlgenährten Figuren — kurz, es muß ein urdrolliger Anblick gewesen sein. Schließlich erbarmten sich Hofbeamte der unglücklichen Verstiegenen, indem sie die Hintermänner zu einer Wendung halblinks veranlaßten und so — nun wieder in leidlicher Zugsordnung — die „kriechend höfliche" Gesandtschaft hinausbeförderten. St.

Schlagfertig. — Kaiser Alexander III. von Rußland besuchte einst ein Wohltätigkeitsfest für Blinde, bei welchem nach der Aufführung eines kleinen Lustspiels junge Damen mit Tellern im Publikum umhergingen, um milde Gaben einzusammeln. Eine bildhübsche Blondine trat auf den Kaiser zu und hielt ihm mit bittendem Blick den Teller entgegen. Der Beherrscher aller Reußen sah das schöne Mädchen bewundernd an, legte ein Goldstück auf den Teller und sagte: „Dies für Ihre schönen Augen, mein Fräulein."

Die junge Dame errötete, machte eine tiefe Verbeugung und — präsentierte ihm den Teller aufs neue.

Der Kaiser lächelte. „Noch mehr?" fragte er dann belustigt.

„Gewiß, Majestät," lautete die Antwort, „ich wollte jetzt auch etwas für die erloschenen Augen der armen Blinden haben."

Alexander III. nickte der Sprecherin freundlich zu und legte zwei weitere Goldstücke auf den Teller. O. L.

Das norwegische Königspaar als Skiläufer. — Noch vor wenigen Jahrzehnten war das in Telemarken, einer Provinz im mittleren Norwegen, von alters her heimische Schneeschuhlaufen ein im übrigen Norwegen keineswegs allgemein geübter Sport. Erst als vor dreißig Jahren der in Christiania bestehende Skiklub einige in Telemarken wegen ihrer besonderen Geschicklichkeit im Skifahren berühmt gewordene Männer einlud, auf einem hügeligen Gelände in der Nähe von Christiania Vorstellungen in ihrer Kunst

zu geben, kam die Bewegung in Fluß, die das Skilaufen zum Nationalsport in ganz Norwegen gemacht hat.

Das junge Königspaar, das nach der Trennung Schwedens von Norwegen in letzterem auf den Thron kam, huldigt, wie unser Bild zeigt, gleichfalls dem Lieblingssport der Norweger, was

Phot. Wilse, Christiania.

König Haakon und Königin Maud von Norwegen als Skiläufer.

gewiß dazu beiträgt, die Beliebtheit noch zu steigern, die beiden in dem norwegischen Reiche, das so stolz auf seine demokratischen Einrichtungen ist, seit dem Antritt der Regierung durch König Haakon VII. zu teil wird. Dieser letztere ist bekanntlich ein Sohn des Königs Friedrich VIII. von Dänemark. Königin Maud ist eine Tochter des regierenden Königs von England. L. H.

Von der Insel Samos. — Ein ganz eigenartiges Staatswesen stellt die an der Küste Kleinasiens gelegene Insel Samos dar, die eine Selbständigkeit besitzt wie kein anderer Teil der Türkei. Samos bildet seit 1832 ein eigenes Fürstentum unter der Hohen Pforte und zahlt dem Sultan nur einen jährlichen Tribut von etwa 5000 Mark. Mit der inneren Verwaltung der Insel hat die Pforte nichts zu tun, sie bestätigt nur den Gouverneur, der griechischer Abkunft sein muß und den Titel „Fürst" führt. Er beruft jedes Jahr den aus 38 Abgeordneten bestehenden Landtag ein. Die Sitzung wird von ihm eröffnet und geschlossen, er hat aber nicht das Recht, die Versammlung aufzulösen. Nach Erörterung der verschiedenen Gesetzesvorlagen und des Budgets ernennt die Versammlung vor Schluß der Tagung vier Vertreter, die für das nächste Jahr als ausführendes Organ bestimmt sind. Diese vier Personen, die je einen der vier Bezirke der Insel vertreten, werden Senatoren genannt und sind die Berater des Fürsten. Wagt es der Fürst, einem von der Versammlung beschlossenen Antrage seine Bestätigung zu versagen, so verliert er sofort den Titel „Fürst", und die Samier beantragen die Ernennung eines anderen Gouverneurs, worauf auch fast immer eingegangen wird.

Die Bewohner der Insel haben ihre eigenen Pässe, die in der ganzen Türkei anerkannt werden, und man behandelt sie dort auch als Bürger von Samos und nicht als türkische Untertanen. In allen großen Städten der Türkei unterhalten sie zum Schutze ihrer Landsleute besondere Vertrauensmänner und in Konstantinopel einen allgemeinen Geschäftsträger, im Auslande aber werden sie durch die türkischen Konsuln vertreten.

Die Insel hat das in Griechenland gebräuchliche Strafrecht mit einigen Abänderungen angenommen. Selten wird die Ruhe auf Samos gestört, denn die Bewohner sind nüchtern und haben einen sanften Charakter, erfreuen sich übrigens auch einer hinreichenden Wohlhabenheit. Verbrechen sind sehr selten, auch religiöse Zwietracht ist nahezu ausgeschlossen, da die Samier fast sämtlich orthodoxe Christen sind.

Das Fürstentum kennt auch keine Staatsschuld. Die Armee besteht im ganzen aus 156 Mann, eine Paradetruppe, die als

Nationalgarde dient. Auf Samos gibt es kein Dorf ohne Schule, und selten trifft man jemand, der nicht lesen und schreiben kann. Für die höhere Schulbildung sorgt ein Gymnasium in der Hauptstadt Vathy, das auch von anderen Inseln aus besucht wird. Jede Stadt und sogar jedes Dorf ist neuerdings mit Telephon versehen. O. v. B.

Roman und Wirklichkeit. — Der berühmte englische Romanschriftsteller Georges Meredith führte ein sehr einfaches Leben. Endlich ließ er sich ein Haus bauen, das ganz entzückend, dabei aber recht klein war. Während dieses Haus gebaut wurde, erhielt er den Besuch einer jungen Dame, die ihm ein Empfehlungsschreiben von einem seiner Freunde brachte. Meredith empfing sie sehr freundlich und führte sie mit einigem Stolz durch das neue Haus.

Doch die Dame versetzte mit einem Ausdruck der Enttäuschung: „In Ihren Büchern beschreiben Sie stets große Burgen und reichgeschmückte Schlösser, und jetzt bauen Sie sich selbst ein so kleines Haus!"

„Das hat einen sehr einfachen Grund," versetzte der Romanschriftsteller, „Worte kosten nichts, aber Steine sind teuer." L—n.

Eine Kinderwärterin im Wespennest. — Ins Wespennest zu stechen, ist gefährlich, ja man meidet sogar die Nähe des kunstvollen Baues dieser scharfbewehrten Insekten; denn mit Mut und Wut pflegen sie ihre Behausung zu verteidigen. Und doch ist diese wohlbewachte Burg nicht allen Fremdlingen verschlossen. Um das Eingangstor schwirren zeitweilig schöne buntgefärbte Fliegen, die in ihrer Zeichnung und Gestalt den Wespen gleichen. Es sind verschiedene Arten der Feder- und Flatterfliegen. Von ihnen berichtet man seit lange, daß sie dank der täuschenden Maske sich in die Nester der Wespen und Hummeln einschleichen und dort ihre Eier ablegen. Ist die List gelungen und kriechen später aus den Eiern die Maden hervor, so sollen diese die Larven der Wespen verzehren.

Wer sich aber als aufmerksamer Beobachter vor dem Einflugsloch des Nestes unserer gemeinen Wespe, die unter der Erde ihren Bau errichtet, längere Zeit aufstellt, der macht andere Entdeckungen. Ist das Gedränge der Wespen am Eingangsloche groß, so halten

sich die Fliegen in der nötigen Entfernung; treten aber Augenblicke ein, in denen der Verkehr an dem Tore stockt, so summen die Fliegen heran und dringen unbehelligt in die Pforte. Nach einiger Zeit kommen sie wieder heraus und schwirren wohlgemut davon.

Was da in dem Neste unter der Erde vorgeht, entzieht sich unseren Blicken; Naturforscher haben jedoch solche Nester ausgehoben, unter Glas- und Drahtglocken gebracht und so das Leben und Treiben der geselligen Insekten beobachtet. Sie konnten feststellen, daß die Fliegen in der Tat in die Nester eindringen, um ihre Eier abzulegen. Sie werden dabei von den Wespen nicht behelligt, wenn sie nur klug genug sind, gewisse Räume zu meiden. In der Erdhöhle, welche die Wespenwohnung bildet, befindet sich das eigentliche Nest in dem oberen Teile; es bildet einen Ballon aus papierartigem Stoff, und in diesem Ballon sind die Waben angebracht, in deren Zellen je nach der Stärke des Stammes zu Hunderten oder zu Tausenden die jungen Larven gepflegt werden. Auch in diesem Gemeinwesen ist die Kindersterblichkeit nicht gering; die Wespen sind aber auf Reinlichkeit bedacht und werfen alle toten und schwerkranken Larven aus den Zellen auf den Grund der Erdhöhle, der sich so allmählich zu einem Friedhof gestaltet.

Die fremden Fliegen, die in den Bau eindringen, können nun ihre Eier überall unbehelligt ablegen, nur wenn sie die Dreistigkeit begehen, sich den mit Larven besetzten Zellen zu nähern, werden sie augenblicklich von den Wespen erfaßt, zerrissen oder erdolcht und in die Tiefen des Friedhofs geworfen. Die Fliegenmaden aber, die aus den Eiern auskriechen, sammeln sich in dem Grunde der Erdhöhle und sind hier sehr willkommene Gäste, denn sie fressen die Leichen des Friedhofs auf und üben so eine Art Sanitätspolizei aus. Niemand stört sie in ihrem üppigen Mahle. Wehe aber, wenn eine der Maden sich auf Wanderungen begibt und den Zellen, den Wiegen der jungen Wespen, sich nähert; kaum hat sie diese betreten, so wird sie erbarmungslos getötet und zu den Toten in der Tiefe geworfen. Die Kindersäle der Wespenburg sind das Allerheiligste, in das kein Fremdling ungestraft eindringen darf.

Und doch gibt es eine Ausnahme. L. H. Fabre, der treffliche französische Beobachter des Insektenlebens, konnte feststellen, daß eine Fliegenlarve dennoch in den Kindersälen unserer gemeinen

Wespe geduldet wird, in ihnen nach Belieben schalten und walten darf. Es ist die Larve einer Flatterfliege, der Volucella Zonaria. Kaum aus dem Ei geschlüpft, sieht dieses Geschöpf schneeweiß aus, sein Leib ist mit fleischigen Fortsätzen bedeckt, die an den Seiten kammartig, an dem Hinterleib fächerartig angeordnet sind; später wird die mit einem spitzen Mundorgan versehene Larve bräunlich und kriecht wie ein winziges Stachelschwein hin und her. Auch diese Larve der Volucella findet in den Tiefen des Friedhofs der Wespenburg ihre Nahrung, sie ist ein Leichenwurm im echten Sinne des Wortes und vergreift sich nie an lebendem Fleische. Aber von Zeit zu Zeit steigt sie herauf in die oberen Stockwerke der Burg und macht sich in den Kindersälen zu schaffen. Sie kriecht von Zelle zu Zelle, von Wiege zu Wiege, drängt sich unter die Wespenlarve, verbleibt eine Zeitlang in der Zelle und wandert dann weiter. Die Wespen, die herbeikommen, um ihre Kleinen zu füttern, bemerken den Fremdling wohl, lassen ihn aber frei gewähren.

Wie ist dieses seltsame Verhalten zu erklären? Warum diese ausnahmsweise Schonung? Worauf beruht diese augenscheinliche Freundschaft zwischen der wehrhaften Wespe und dieser sonderbaren Made?

Fabre gibt eine sehr annehmbare Deutung. Die Wespenlarve ist zwar an sich ein sehr reinliches Kind. Da es in einer engen Zelle reif werden muß, hat die Natur es mit einem eigenen Verdauungsapparat ausgestattet, Magen und Darm enden in einen Blindsack. Die Wespenlarve macht also keine groben Ausleerungen, und die Wespenmütter brauchen nicht für Windeln zu sorgen. Die unverdauten Speisereste sammeln sich in dem Blindsack und werden erst in dem Augenblicke, wo sich die Larve in die Nymphe umwandelt, auf einmal ausgeleert; sie bleiben dann als dunkler Pfropf in der Zelle. Aber so ganz und gar ohne Ausscheidungen kann auch das Wespenkind nicht leben; bringt man eine solche Larve in ein Glasröhrchen und beobachtet sie längere Zeit, so merkt man wohl, daß sie von Zeit zu Zeit eine kleine Flüssigkeit ausscheidet. Diese Feuchtigkeit, die sich in der Wiegenzelle ansammelt, kann nun mit der Zeit doch lästig werden, zu Zersetzungen, Reizungen und Erkrankungen der Larve führen. Die Made der Volucella ist aber eine Liebhaberin dieser Ausschwitzung, die ihr ebenso mundet wie der

Saft der Blattlaus den Ameisen. Sie geht daher von Wiege zu Wiege und reinigt die Larven. Diesen Dienst würdigen die Wespen, und sie lassen die Fremde in ihrem verbotensten Raume schalten und walten; sie allein braucht in den Kindersälen den Mordstachel nicht zu fürchten, denn sie hat ein nützliches Amt, ist eine fleißige Kinderwärterin im Wespenneste. C. F.

Zurückgegeben. — Alphonse Karr, der bekannte französische Humorist, hatte auf seiner ländlichen Besitzung einen italienischen Grafen zum Nachbarn, dessen reichhaltige Bibliothek im ganzen Umkreise berühmt war. Eines Tages ließ Karr seinen gräflichen Nachbarn, der ihm bis dahin persönlich unbekannt war, um ein Buch bitten. Der Graf ließ zurücksagen, daß er grundsätzlich keine Bücher außer Haus gebe; Karr möge jedoch in seine Bibliothek kommen, die ihm den ganzen Tag hindurch zur Verfügung stände.

Kurz darauf war der Graf genötigt, den literarischen Nachbarn um eine Gießkanne anzugehen. „Ich gebe grundsätzlich keine Gießkannen außer Haus," ließ der Humorist zurücksagen, „aber wenn der Herr Graf bei mir begießen will, stelle ich ihm gerne meinen Garten den ganzen Tag hindurch zur Verfügung." D. C.

Die Dresdenerinnen und Leipzigerinnen. — Ein Schriftsteller aus dem 16. Jahrhundert fällte über die Frauen Dresdens und Leipzigs folgendes Urteil: „Das Frauenzimmer in diesen beiden Städten streitet an Schönheit, angenehmem Wesen, guter und angenehmlicher Aufführung und trefflichem Wuchse mit den vorzüglichsten der Welt, wiewohl auch die übrigen Städte Sachsens sich ihrer Töchter wahrlich nicht schämen dürfen; ja man siehet das ganze Land mit vielen irdischen Engeln erfüllt. Jedoch müssen die Leipziger sich dies nachsagen lassen, als ob sie die verliebtesten unter allen wären, und der Himmel sie sonderlich mit solchen Herzen begabet, die nach derer Männer Konversation jederzeit ein sehnliches Verlangen tragen." C. T.

Des Mikados älteste Untertanin. — Die nebenstehende Abbildung gibt die Photographie einer hundertzehn Jahre alten Japanerin wieder, die als die älteste Frau im Reich des Mikados gilt. Dies wurde kürzlich bestätigt durch die Findigkeit der japa-

niſchen Poſt in Tokio. Dort lebt die Alte, die ſeit Jahren an Schwerhörigkeit leidet. Eine Amerikanerin, die während ihres Aufenthalts in Tokio ſie kennen gelernt hatte, ſandte ihr nach der Heimkehr

Die älteſte Japanerin unſerer Tage.

ein gutes Hörrohr unter der Adreſſe: „Mrs. Methusala, the Mikado's oldest subject, Japan". Die alſo an „Frau Methuſalem", des Mikados älteſte Untertanin, gerichtete Sendung kam richtig in die Hände der uralten Dame. M. H.

Franz Liszt im Verkehr mit Vornehmen. — Fürsten und Aristokraten gegenüber trug der große Virtuose, so unwiderstehlich liebenswürdig er sonst sein konnte, das Haupt ungeheuer hoch und zeigte sich gegen sie stets von seinen schroffsten Seiten. Als König Friedrich Wilhelm IV. ihm als Zeichen seiner Bewunderung ein Geschenk in Gestalt einer Diamantbusennadel überreichen ließ, schleuderte er sie verächtlich hinter seinen Stuhl. Den Zaren Nikolaus I. behandelte er dermaßen geringschätzig, daß die Hofleute für den unvorsichtigen Künstler zitterten, und dem Bürgerkönig Louis Philipp diente er mit einer so schroffen Antwort, daß er sich damit um einen ihm zugedachten Orden brachte.

Der König hatte nämlich des großen Musikers Zorn erregt, indem er eine Anzahl Pensionen an verdiente Tonkünstler einfach gestrichen hatte. Während der verwöhnte und maßlos eigensinnige Liszt auf seinen Konzertreisen die Höfe und die Völker von ganz Europa in einen Taumel des Entzückens versetzte, ließ er sich nicht ein einziges Mal herbei, am Hofe Louis Philipps zu spielen, so wenig wie an dem spanischen Hofe, weil dort zu jener Zeit ein Musiker nicht als hoffähig galt. Königin Isabella war zwar geneigt, das steife Zeremoniell in seinem Fall zu durchbrechen, er lehnte es aber energisch ab.

Nun traf es sich einmal, daß der Franzosenkönig in Erards Pianoforteausstellung ging und auf ein wunderbares Klavierspiel aufmerksam wurde. Franz Liszt saß an einem Flügel und phantasierte. Hier konnte er dem Könige nicht entgehen, denn er hatte von seiner Anwesenheit nichts bemerkt. Und Louis Philipp, der so viele Abweisungen von dem geistvollen Künstler erfahren hatte, trat zu ihm und sprach ihn an: „Erinnern Sie sich wohl noch, wie Sie als kleiner Junge in meinem Hause gespielt haben, als ich noch Herzog von Orleans war? O, wieviel hat sich seitdem verändert!"

„Aber nicht zum Bessern," versetzte der Überrumpelte, verbeugte sich frostig und ließ den König stehen.

Der war dann so ärgerlich, daß er in die Tuilerien zurückfuhr und den rücksichtslosen Künstler eigenhändig von der Liste der für die „Ehrenlegion" Vorgeschlagenen strich. C. D.

Ehemaliges Sklavenfutter — jetzt Millionärsspeise. — Voraussichtlich wird es nicht mehr sehr lange dauern, bis die Terrazin-

schildkröte, an der atlantischen Küste Nordamerikas zu Hause, kaum noch dem Namen nach bekannt sein dürfte. Es scheint, daß sich das Aussterben dieser Tiergattung noch weniger aufhalten läßt als das der Büffel, obwohl sie ehemals noch zahlreicher war als letztere.

Einst wimmelten gewisse Gegenden der atlantischen Küstenstaaten von enormen Mengen dieser Schildkröten, die damals etwa so wertlos waren wie die gewöhnlichsten Ackerschnecken. Zunächst wurden die Tiere von den südlichen Plantagenbesitzern in Verwendung genommen, aber nicht für den eigenen Tisch, sondern nur als Kost für ihre Negersklaven. Da diese Schildkröten so gut wie nichts kosteten, so wurden sie den Sklaven so oft wie möglich vorgesetzt, und diese faßten schließlich eine solche Abneigung gegen sie, daß die Sklavenhändler häufig, wenn sie Sklaven verkauften, dem Käufer kontraktlich die Bedingung stellten, daß er nicht öfter als zweimal die Woche Terrazinschildkröten geben dürfe.

Erst um das Jahr 1850 herum kam es vor, daß Fischer solche Tiere regelmäßig zu Markt zu bringen begannen. Man zahlte von nun an für das Stück, je nach der Größe, 5 bis 20 Cents, und dies war eine ganz anständige Bezahlung, wenn man bedenkt, daß oft mit einem einzigen Zuge eines Schleppnetzes 300 bis 400 der Tiere gefangen wurden.

So begann die Terrazinschildkröte, auf bestimmte Art zubereitet, die erste Stufe ihrer Beliebtheit zu erreichen; aber zugleich war sie noch so massenhaft zu haben, daß manche Liebhaber sie in Wagenladungen kommen ließen und sie im Keller aufschütteten.

Doch es kam die Zeit, da der wahre Wert dieser Schildkröte als eines der feinsten Leckerbissen allgemein anerkannt wurde. Jetzt führte aber die gestiegene Nachfrage erst recht zu einem furchtbaren Aufräumen unter dem bereits bedeutend verminderten Bestande. Zu jeder Jahreszeit wurden sie gefangen, ohne Rücksicht auf die Brutzeit, das Alter und das Geschlecht. Den jungen Tieren wurde gar keine Zeit mehr gelassen, groß zu werden. Natürlich hatte diese Raubfischerei die verhängnisvollsten Folgen. Heute bringen Terrazinschildkröten, welche an der unteren Schale weniger

als 6 Zoll messen, bis zu 30 Dollars (120 Mark) das Dutzend, größere aber erzielen einen Preis von 60, 80, ja sogar von 100 Dollars das Dutzend. Die Preise werden noch höher werden, bis schließlich keine Tiere mehr vorhanden sind.

Es ist auch in diesem Fall vielfach versucht worden, mit künstlicher Züchtung nachzuhelfen, aber bisher ohne Erfolg. O. v. B.

Die begrabene Bahnhofglocke. — Nicht mit Unrecht sagt man den Engländern ein erhebliches Phlegma nach. Trotzdem können sie auch ab und zu selbst für poetische Regungen im Alltagsleben empfänglich sein. In Lowestoft ist vor kurzem ein Bahnhofbeamter gestorben, der seit vierzig Jahren die Glocke beim Abgange und bei der Ankunft der Züge geläutet hatte. Seine Kameraden nun erbaten und erhielten die Erlaubnis, diese Glocke dem Verstorbenen mit in das Grab zu geben. Der schwarzen Schleife, die man um die Glocke wand, ward folgende Inschrift zu teil: „Vierzig Jahre lang habe ich auf seinen Befehl gesprochen, jetzt bin ich mit ihm stumm." O. v. B.

Merkwürdige Bäder. — Das Leben in den großen Bädern, vornehmlich in den modernen Luxusbädern des europäischen Kontinents, kennen wohl die meisten, wenn nicht durch eigene Anschauung, so doch aus Beschreibungen und Bildern. Auch wie es in den kleineren Kurorten und Sommerfrischen aussieht, ist vielfach bekannt. Es gibt indessen eine Anzahl Bäder, die vielen nicht einmal dem Namen nach bekannt sind und die doch wegen ihrer mehr oder weniger ausgesprochenen Eigenart das Interesse weiterer Kreise auf sich zu lenken geeignet sind.

Da ist beispielsweise in der italienischen Provinz Toskana, unweit des im Tale von Nievole belegenen Fleckens Monsummano, eine Grotte, die eine besondere Heilkraft gegen Gelenkrheumatismus, Gicht, neuralgische Schmerzen und Nierenentzündungen besitzt. Es ist die Grotte Giusti, so genannt nach dem Vater des bekannten italienischen Dichters gleichen Namens, der bei Monsummano einen Steinbruch besaß. In diesem Steinbruch wurde im Jahre 1849 der Eingang zu der Grotte entdeckt, die sich im Liaskalke dreihundert Meter weit ausdehnt und nicht sowohl durch ihre prächtigen Tropfsteingebilde als vielmehr durch ihre Temperatur Aufsehen erregte. Im Gegensatze zu der kellerartigen Kühle, die man sonst

in Grotten und Höhlen antrifft, herrscht in der Grotte Giusti eine sehr warme, stellenweise sogar heiße Luft.

Die Heilkraft dieser Luft bewährte sich zum ersten Male an einem Bauern aus der Umgegend, der von rheumatischen Schmerzen geplagt war. Er besuchte die Grotte kurz nach ihrer Entdeckung lediglich aus Neugierde, geriet alsbald in Schweiß und glaubte hierbei eine Linderung seiner Schmerzen zu verspüren. Von nun an suchte er die Grotte täglich auf, und mit jedem Tage nahm die Besserung seines Leidens zu, bis er nach einigen Wochen völlig frei war von Schmerzen und sich als genesen betrachten konnte.

Der Ruf dieser Wunderkur verbreitete sich schnell, und da die Heilkraft der Grotte sich in der Folge auch an anderen Rheumatikern bewährte, so beschloß man, sie als „Kurort" einzurichten. Es wurden zu diesem Zwecke geebnete Wege in der Grotte angelegt und für eine zweckmäßige Beleuchtung der Räume Sorge getragen. Neuerdings ist am Eingange der Grotte auch ein elegantes Kurhaus erbaut worden. Der eigenartige Kurort selbst besteht aus drei Abteilungen, und zwar aus dem „Paradiese", in dem die Temperatur 27 Grad Celsius beträgt, dem „Fegefeuer" und der „Hölle", in welch letzterer sich die Temperatur bis auf 36 Grad Celsius erhöht. Auch einen kleinen See birgt die Grotte, in dessen warmem und klarem Wasser sich die Genesenen gern tummeln. —

Weniger dem eigenen Triebe als dem Zwange der Notwendigkeit gehorchend, sucht der Japaner die Bäder von Futsatsu auf. Der Sohn des japanischen Inselreiches ist an heißes Baden gewöhnt; denn selbst zu Hause beträgt die Temperatur des Badewassers in der Regel 35 bis 40 Grad Celsius. Aber was will das sagen gegen die Bäder von Futsatsu, die, in dem herrlichen Bergrevier im Innern der Insel Nippon gelegen, eine Temperatur von 70 bis 71 Grad Celsius aufweisen! Aber keinem Kurgaste wird es einfallen, sich dieses Wassers in erträglich abgekühltem Zustande zum Baden zu bedienen, sondern der Japaner steigt direkt in das beinahe kochende Wasser der Bäder von Futsatsu, die einen starken Gehalt an Schwefel, Alaun und Arsen besitzen und gegen Gicht, Rheumatismus, Skrofulose, Aussatz und andere Hautkrankheiten von ausgezeichneter Wirkung sein sollen. Interessant ist die Art, wie

das Bad genommen wird. Ein lautes Hornsignal ruft die Badegäste zusammen. Mit langen Holzbrettern treten sie an das Bassin heran und wühlen eine Viertelstunde lang mit ihnen nach dem Kommando des Bademeisters das Wasser auf. Nachdem sie sich sodann mit Holzbechern das heiße Wasser über den Kopf gegossen haben, gehen sie auf den Ruf des Bademeisters im Chor singend in das Bassin, bis das Wasser den Hals erreicht. In dieser Stellung müssen sie vier Minuten ausharren, die sie durch einen seltsamen Chorgesang ausfüllen. Das Bad wird täglich viermal genommen, und die Kur dauert einen Monat.

Sehr heiß sind auch die Bäder von Ohinemutu auf Neuseeland, deren sich die eingeborenen Maori, Gesunde wie Kranke, bedienen. Besonders Abends sieht man die Maori in großer Menge in dem warmen Wasser sich ergehen und dann stundenlang im weichen Schlamme sitzen, den Körper bis zum Halse in dem warmen Element, plaudernd und rauchend; Männer und Frauen, Kinder und Greise sitzen hier in holder Eintracht nebeneinander, und Fremde erweisen den einheimischen Damen dadurch ihre besondere Aufmerksamkeit, daß sie ihnen ohne weiteres die Pfeife aus dem Munde nehmen, einige Züge rauchen und sie dann der Maorifrau oder dem Maorifräulein wieder in den Mund stecken.

Zu den merkwürdigen Bädern gehören endlich auch die Heubäder der Tiroler Landbevölkerung. Sie werden vorzugsweise zur Zeit der Bergmahd genommen, solange das Heu noch frisch ist und starke Wärme erzeugt. Der Kurgast entledigt sich sämtlicher Kleidungsstücke und vergräbt sich bis an den Hals in einen Heuhaufen, wo er alsbald tüchtig in Schweiß gerät. Das starke Schwitzbad ruft aber gleichzeitig eine solche Mattigkeit hervor, daß die Kurgäste meist nicht im stande sind, den Heuhaufen ohne Hilfe des „Badreibers" zu verlassen und häufig sogar ohnmächtig daraus hervorgezogen werden. Gleichwohl wird es von der ländlichen Bevölkerung gern genommen, weil es gegen rheumatische und gichtische Leiden aller Art von vortrefflicher Wirkung sein soll. Als besonders heilkräftig gilt das kurze Gebirgsheu, weshalb man diese Art von Badeorte fast ausschließlich hoch oben auf luftigen Höhen findet. Die Vorrichtungen zu der Kur sind natürlich wenig umständlich. Als Kurhaus dient eine Berghütte, um die das Heu in einzelnen

Stadeln aufgehäuft ist. Der Preis für ein Bad beträgt nur wenige Heller, und da die Badesaison naturgemäß ziemlich kurz ist, so wird der Unternehmer schwerlich große Reichtümer erwerben. —l.

Ein Allerweltspatient. — Der in Indien kommandierende englische General Sir William Olpherts war ein sehr leutseliger Herr und erfreute sich der größten Beliebtheit bei seinen Soldaten. Es gehörte zu seinen liebenswürdigen Eigentümlichkeiten, daß er auf seinen Besuchen in den Militärhospitälern jeden Mann fragte, was ihm denn fehle, und daß er dann höchst ermutigend und tröstend hinzufügte: „Ei, wenn's nur das ist, davon werden Sie bald wiederhergestellt sein, mein Sohn. Daran habe ich selbst schon gelitten."

Er hatte sich auf diese Weise schon eine Unzahl von Krankheiten angedichtet, als ihm einmal etwas vorkam, was ihm völlig neu war. Er hatte bereits die Runde durch das ganze Spital gemacht und zu seiner Befriedigung überall hoffnungsfreudige Gesichter hinterlassen und trat nun an das letzte Bett. „Was fehlt denn Ihnen, mein Sohn?" fragte er wie gewöhnlich. „Delirium, General, habe leider zu viel getrunken," lautete die Antwort, die den menschenfreundlichen Mann im ersten Augenblick nicht wenig aus der Fassung brachte. Delirium, das war ja nun doch eine Krankheit, die er bisher noch nicht auf sich genommen hatte, zu der auch bei ihm nicht die geringste Aussicht war, da er keinen Tropfen Alkohol in irgendwelcher Form über seine Lippen brachte.

Die Überraschung war jedoch schnell überwunden, und die Gutherzigkeit trug den Sieg davon. Mit dem Ausdruck froher Durchdrungenheit entfuhr ihm wieder sein trostspendendes geflügeltes Wort: „Nun, mein Sohn, da brauchen Sie den Mut nicht zu verlieren, Sie werden bald wiederhergestellt sein — an der Krankheit habe ich auch schon gelitten."

Zu dem ihn begleitenden Arzt aber sagte er, nachdem sie die Kranken verlassen hatten: „Es ist nur gut, daß wir jetzt fertig sind; es hätte vielleicht noch Schlimmeres kommen können." C. D.

Die Zunge des Hundes. — Die dem Hunde bei rascherem und anhaltenderem Laufen aus dem Maule heraushängende Zunge war lange Zeit hindurch ein zoologisches Rätsel. Vielfach ist die Auffassung verbreitet, daß der Hund mit der Zunge schwitze und

sie zur Abkühlung herausstrecke; man glaubt, der Hund stecke in seiner Haut wie in einem luftdicht verschlossenen Ledersack, und da er deshalb durch die Haut nicht schwitzen könne, schwitze er durch die Zunge, die er zu diesem Zwecke heraushänge. In Wirklichkeit schwitzt der Hund aber mit seiner Haut gerade so wie der Mensch, das Pferd u. s. w., nur ist die Schweißabsonderung bei ihm keine erhebliche und tritt deshalb wenig in Erscheinung. Eine interessante Erklärung für das Herausstrecken der Zunge hat Professor Dahl gegeben. Die Nase des Hundes ist danach vorzugsweise Riechorgan; der Geruchsinn ist dem Hunde beim Aufspüren der Nahrung von höchster Bedeutung. Die Nasenhöhle ist daher so kompliziert gebaut, die für die Riechtätigkeit wichtigen Nasenmuscheln sind so stark entwickelt, daß bei beschleunigter Atmung nicht genügend Luft durch die Nase hindurch zu den Atmungsorganen gelangen kann. Deshalb muß, wenn der Hund im Zustande der Erhitzung angestrengter atmet, das Maul geöffnet werden; an die Stelle der Nasenatmung tritt dann die Mundatmung. Wird nun die lange Zunge, die der Hund beim Trinken als Löffel benutzt, eingezogen gehalten, so füllt sie den hinteren Teil der Mundhöhle vollständig aus, und die obere Wand der Zungenwurzel legt sich dem Gaumen fest an. Bei zurückgezogener Zunge würde also keine Luft durch das Maul zu den Atmungsorganen gelangen. Soll daher das Maul — wie es bei angestrengter Atmung unbedingt erforderlich ist — als Atmungsvermittler in Tätigkeit treten, so muß die Zunge herausgestreckt werden. C. T.

Abgetrumpft. — Dem großen Kant war einst am Rockärmel die Naht ein wenig aufgegangen. Ein Bekannter des Philosophen, ein alberner Schwätzer, der aber für einen Witzbold gelten wollte, gewahrte es und meinte, auf die schadhafte Stelle deutend: „Da schaut die Gelehrsamkeit heraus."

„Und die Dummheit hinein," entgegnete der große Königsberger Denker, ihm den Rücken kehrend. O. L.

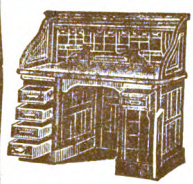
Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Liebhaber

eines
zarten reinen Gesichts mit
rosigem jugendfrischen Aussehen,
weißer sammetweicher Haut und blendend
schönem Teint, gebrauchen die allein echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Radebeul-Dresden
Schutzm. Steckenpferd, à St. 50 Pf., überall vorrätig.



Moderne Bureau-Möbel

amerik. Schreibtische und Sessel,
zusammensetzbare Bücherschränke,
Jalousieschränke für Akten und
Noten, Registraturen etc.
in großer Auswahl.
Illustrierter Katalog
gratis und franko.

GROYEN & RICHTMANN ≈ KÖLN.
Filiale Berlin, Leipzigerstr. 29

Aug. Leonhardi's Tinten sind

Das Beste für Bücher, Dokumente, Akten und Schriften aller Art, für Schule u. Haus!

Spezialität: Staatlich geprüfte und beglaubigte

Eisengallus-Tinten, Klasse I.

Infolge besonderer Herstellung von unübertroffener Güte und billig, weil bis zum letzten Tropfen klar und verschreibbar.

Kopiertinten, Schreibtinten,
Farbige Tinten,
Ausziehtuschen *in 42 Farben,*
Flüssiger Leim und Gummi,
Stempelfarben und -Kissen,
Hektographentinte und -Blätter,
Wäschezeichentinten.

Aug. Leonhardi, Dresden,

Chem. Tintenfabriken, gegr. 1826.

Erfinder und Fabrikant der weltberühmten

Alizarin-Schreib- und Kopiertinte,

leichtflüssigste, haltbarste u. tiefschwarz werdende Eisengallustinte, Klasse I.

Schreibmaschinenbänder

mit gewebten Kanten in vorzüglichster Qualität, für alle Systeme und in allen Farben. **Schwarze für Urkunden** vom kgl. preuss. Justizministerium genehmigt.

Un
Date Due

Soeben beginnt zu erscheinen:

Bilderſaal der chriſtlichen Welt.

Zwei Jahrtauſende chriſtlichen Lebens in Bildern nach Originalen hervorragender Künſtler.

Mit erläuterndem Text. Herausgegeben von
Hofprediger D. Bernhard Rogge.

400 Seiten Text.
Mit ca. 400 Abbildungen und 40 Kunſtblättern in moderner zweifarbiger Wiedergabe.

Vollſtändig in 40 Lieferungen zu je 40 Pfennig.

Ein monumentales Kunſt- und Geſchichtswerk für das evangeliſche Haus, ſchildert der »Bilderſaal der chriſtlichen Welt« nahezu zwei Jahrtauſende chriſtlicher Vergangenheit in Bild und Wort, wie er auch die Hauptereigniſſe des Evangeliums in prächtigen Kunſtblättern vor Augen führt. Das Werk wird durch ſeinen reichen und ſchönen Inhalt viele erfreuen und vielen durch die Erinnerung an vergangene Zeiten eine ernſte Mahnung ſein.

Für jung und alt eine reiche und reine Quelle künſtleriſchen Genuſſes und geſchichtlicher Bildung, will der »Bilderſaal der chriſtlichen Welt« dazu beitragen, daß man im deutſchen Hauſe den Wert der edelſten Güter der Chriſtenheit gebührend würdige und in Treue an ihnen feſthalte. Der Bilderſchmuck entſtammt der Hand der bedeutendſten Künſtler aller Zeiten.

Zu beziehen durch alle Buch- und Kolportagehandlungen.

Studium, den Studiengang, die Aussichten für die spätere Laufbahn usw. Auskunft gibt.

Ausbildung u. Anstellung im höheren Staatsdienst, sowie die Aussichten für d. Beförderung.

Jeder Band elegant in Leinwand gebunden. Preis 1 Mark.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D01 241 897 3
WILSON
ANNEX